Lenz
Militärische Humoresken

Warmund Löffelholz

Loderham

Militärische Humoresken

von

Philipp Lenz.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Inhalt.

Militärische Humoresken

von

Philipp Lenz.

Erstes Bändchen.

Herr Mandelbaum in Uniform.
Die Bataillonsfahne.
Hahns Streiche.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Herr Mandelbaum in Uniform.

Der ehemals einjährig-freiwillige Artillerist Mandelbaum war so ein Mensch, der mit tödlicher Sicherheit von zwei Dingen immer dasjenige wählte, welches ihm schadete, ja der sogar, wenn nicht der mindeste Grund vorlag, irgend etwas zu beginnen, wodurch er in Malheur geraten könnte, mit bewunderungswürdigem Instinkt ein Projekt ausheckte, dessen Mißlingen ihn in die dickste Tinte bringen mußte. Nicht gerade daß er Pech hatte; nein, es war vielmehr eine Art böser Genius, der ihn trieb, ein Genius, der mit dem ihm angeborenen Übermute zusammen, so bösen Einfluß auf ihn übte; ihn zum Beispiel zwang: über die sumpfige Wiese zu gehen, in der er dann bis an den Hals einsank und nur mit Mühe gerettet werden konnte, — oder: an einem Sonntag mit bewölktem Himmel seinen weißleinenen Anzug anzulegen, den dann ein fürchterlicher Regenguß verdarb und ihm selber einen Schnupfen einbrachte, der leicht tödlich hätte enden können, — oder: gerade auf der Bahn zu fahren, die wegen ihrer Entgleisungen großen Ruf besaß, was ihm dann einen verrenkten Fuß und zwei geschundene Ellenbogen kostete. Er sah in den meisten Fällen ganz genau voraus, wie das Ende sein würde; doch aber ließ er sich nicht abhalten, zu thun, wozu seine Einfälle ihn trieben. Viele hatten ihm schon prophezeit: binnen Jahr und Tag säße er im Irrenhause; viele prophezeiten es ihm noch stündlich. Mandelbaum aber blieb in Freiheit und, abgesehen von seinem bösen Genius, ein von besten Geistern beseelter Mensch.

Mandelbaum war Soldat gewesen. Es geht schon daraus hervor, daß wir ihn gleich anfänglich als ehemaligen Ein-

jährig-Freiwilligen einführten. Alle, die ihn kannten, hielten es für ein blaues Wunder, daß er bis zum Gefreiten avancierte; und am meisten wunderte er sich selber darüber; sintemalen: er hatte nichts unversucht gelassen, um noch unter den Gemeinen degradiert zu werden, wie man ihn einst sagen hörte.

Mandelbaums Figur würde ich gerne hier abmalen; weil ich das aber nicht kann, muß ich mich damit begnügen, sie zu beschreiben.

Mandelbaum war sechs Fuß hoch in die Luft gewachsen; dabei so mager, daß ein Hauptmann einst äußerte: zwei Ulanenlanzen könnten aus ihm geschnitzt werden; für die dritte aber bliebe kein Span mehr übrig. Goldgelb schimmerte sein schöner Backenbart, goldgelb schimmerten auch seine Haupthaare. Die Gutmütigkeit der Seele, welche in seinem allerdings fast etwas zu lang geratenen Körper wohnte, leuchtete aus wasserblauen Augen. An seiner äußeren Erscheinung blieb der Hut, Façon Calabreser, sich immer gleich; das gehörte zu seinen Liebhabereien. Nicht vorhandener Kurzsichtigkeit halber trug er ein Lorgnon. Er hatte eine Schwäche für enge Hosen, keine für große Stiefel; aber leider verurteilten ihn seine Hühneraugen dazu, solche zu tragen, die für den fettesten Menschen noch etwas umfangreich erschienen wären. —

Mandelbaum und sieben Freunde sitzen zusammen beim Frühschoppen und unterhalten sich von der noch sehr dicht hinter ihnen liegenden Militärzeit. Mandelbaum schweigt sinnend, und probiert so lange, ob man ein gefülltes Seidel auf dem Finger balancieren kann, bis ihm das Seidel auf den Schoß purzelt. Doch das ist eine Kleinigkeit. Die Gesellschaft kümmert sich kaum darum, sondern plaudert weiter.

Mandelbaum läßt sich vom Kellner ein belegtes Butterbrot geben und bestreut es mit so viel Pfeffer, daß er es nicht mehr genießen kann; um den Schaden wenigstens

einigermaßen zu reparieren, begießt er es mit Öl statt mit Essig — nicht aus Versehen, sondern mit Wissen und Willen, um zu erproben, was dadurch aus seinem belegten Butterbrote wird.

Ihm gegenüber hängt ein Spiegel. Wie es sich wohl ausnimmt, wenn er sich Fratzen zuschneidet? O, es nimmt sich herrlich aus, namentlich herrlich für seine sieben Genossen.

Dem Wirte ist er noch den Betrag einer Rechnung schuldig. Als der Wirt, das Lokal revidierend, zufällig vorüberkommt, muß Mandelbaum mit seinem Nachbar von unbezahlten Contis zu reden anfangen, muß, sagen wir. Der hierdurch aufmerksam gemachte und an das Zahlenverhältnis zwischen ihm und Mandelbaum erinnerte Wirt tritt herzu, wünscht guten Morgen und mahnt in jener feinen Weise, in der nur ein Wirt zu mahnen versteht.

Auf dem Tische steht eine Büchse mit Streichhölzern. Weil Mandelbaum nicht weiß, was er mit seinen großen Händen thun soll, zündet er ein Hölzchen an. Das wäre noch keine strafbare Handlung; aber anstatt das Hölzchen auszublasen, nachdem es ihm nahe genug bis auf die Finger herabgebrannt, und entweder auf die Erde zu werfen oder in die Cigarrenasche im Aschbecher zu stopfen, wie vernünftige Menschen, steckt er das noch glimmende Spänchen wieder in die Streichholzbüchse, wahrscheinlich um zu sehen, was wohl daraus entsteht. Es entsteht natürlich ein kleines Feuerwerk mit scheußlich viel Qualm, wie nach den Gesetzen der Natur auch nichts anderes entstehen kann.

Dieser neue Frevel erzeugt arge Entrüstung. Mandelbaums Entschuldigung, den Zündhölzchen schade das Verbrennen doch gar nichts, wird nicht für voll angenommen.

Man warnt ihn vor ferneren Streichen, heißt ihn ruhig auf seinem Stuhle zu sitzen und entzieht seinen Händen alles, was diese Hände zu durchaus unnützer Beschäftigung verleiten möchte.

Mandelbaum weiß jetzt nichts Besseres zu thun, als

den Gesprächen seiner Freunde zu lauschen. Einer von ihnen bringt die Frage auf, ob sie wohl, nachdem sie ja bereits entlassen, ihre Uniform noch tragen dürften, wofern es ihnen gefiele. Hierüber entspinnt sich lebhafter Streit.

Geraume Weile hört Mandelbaum zu, als ob ihm die ganze Sache gleichgültig sei. Plötzlich erhebt er die edle Stimme und sagt: „Wer wettet, daß mich niemand anhält, wenn ich morgen in meiner Gefreitenuniform dreimal die Promenade auf- und abgehe."

Ein wahrer Freund von ihm antwortete: „Mandelbaum, laß du das nur bleiben. Du weißt doch, was du für Glück hast in solchen Sachen."

Mandelbaum fühlt sich natürlich beleidigt und besteht um so fester darauf, zu wetten. Niemand will anbeißen, denn es ist wohl ziemlich wahrscheinlich, daß Mandelbaum sein Vorhaben gelingt.

Endlich schlägt ihm jemand vor: „Wenn Sie fünfmal gehen wollen, so bin ich bereit, mit Ihnen um acht Flaschen Wein zu wetten — wir sind hier acht am Tische, also pro Mensch und Magen eine." Dieser jemand ist Herr Geupel.

„Ah, Sie meinen, ich machte mir die Sache zu leicht — — ich werde siebenmal gehen, siebenmal habe ich gesagt!" ruft Mandelbaum und reicht seinem Gegner die Hand zum Einschlagen hin.

Nochmals warnt der gute Freund: „Sei nicht leichtsinnig. Wer dem Teufel die Hand bietet — — "

„Hahaha!" lachte Mandelbaum, du machst unserm Herrn Geupel schöne Komplimente, Werner."

Werner zuckt die Achseln. Er weiß, mit dem Eigensinn Mandelbaums würden die Götter selber vergebens kämpfen, wenn sie noch existierten, was aber nicht mehr der Fall ist.

Der nächste Tag.

Artilleriehauptmann Rad geht vor der Front seiner Batterie, die zu Fuß exercieren soll, entlang. Vor einem Individuum, einem Gefreiten, bleibt er stehen. Der Kerl ist fünf und dreiviertel Schuh hoch, hat einen blonden Backenbart, einen fürchterlich großen Mund und kannibalisch große Füße. Das ist der Gefreite Schnäpel. Der Hauptmann kann ihn um den Tod nicht leiden; trotzdem aber gehört Schnäpel zu den besten Leuten der Batterie. Höchst insubordinationsmäßig das von ihm! Ein guter Artillerist bietet seinem Hauptmann triftigen Grund zum Ingrimm auf ihn, wenn er das Unglück hat, ihm zu mißfallen. Nur zuweilen, so er es mit genügender Sicherheit ausüben kann, ärgert Schnäpel seinen Hauptmann; dazu hat er heute gerade Laune.

„Schnäpel," sagt Rad, und zwar spricht er das „ä" sehr deutlich — er kam vor kurzem aus Sachsen zur Batterie — „wie lange dienen Sie?"

„Zu Befehl."

„Haben Sie mich nicht verstanden, Schafskopf? Wie lange Sie dienen?"

„Zwei Jahre, zu Befehl, Herr Hauptmann."

„So — Sie stehen im Gliede wie der dümmste, jüngste Rekrut. Sie werden nie Obergefreiter."

Schnäpel sagt nichts.

„Verstanden!" schreit Rad ihn an.

„Zu Befehl."

Während des Exercierens läßt der Batteriechef dem Gefreiten auch nicht zwei Minuten Ruhe. Alles macht der Schnäpel schlecht, und wenn er's noch so gut macht. Das Donnerwetter wird citiert, um ihn zu holen; aber das Donnerwetter hat keinen Funken von Disciplin im Leibe und thut's nicht.

Rad ist großartig in maliziösen Redensarten. Schnäpels Eltern sind wohlhabende Leute und lassen ihrem Sohne

manchen lieben Thaler zukommen, so daß er außer Dienst in einer feinen Extrauniform ausgehen kann. Diese Extrauniform wählt Rad sich zur Zielscheibe seiner Witze. Er kehrt und wendet sie sozusagen von innen nach außen, reißt alle Nähte auf und schneidet sie vor Schnäpels Augen in kleine Stücke — wir bitten das nur figürlich zu verstehen.

Zum Schluß des Exercierens erhält Schnäpel drei Strafwachen, deren erste er gleich heute Nachmittag antreten soll.

„Feine Uniform — will Sie lehren in feiner Uniform auf der Promenade zu tänzeln, mit Ihren kleinen Schiffen da unten an den Füßen. Nächstens setzen Sie sich wohl gar in die Konditorei von Zuckerberg und essen Eis und trinken Chokolade wie ein Offizier. Na, werde es Ihnen schon austreiben."

Beim Abschied verspricht er dem Gefreiten Schnäpel, wenn die zudiktierten Strafwachen um seien, werde er ihm drei neue verehren.

Was der Schnäpel denkt und innerlich räsonniert, kann uns gleichgültig sein. —

„Ja, Herr Mandelbaum, ich bin geneigt, Sie zu engagieren."

Herr Mandelbaum verneigt sich, was bei ihm auch nach etwas aussieht, indem er seine lange Figur zusammenklappt wie ein Taschenmesser und dann wieder gerade spannt.

„Heute Nachmittag um fünf müssen Sie sich noch meinem Compagnon vorstellen. Er wird ohne Zweifel mir beistimmen, wenn er Ihre Zeugnisse gesehen hat. Also — um fünf, versäumen Sie die Zeit nicht, Herr Mandelbaum!" mahnt der Sprecher.

Hohe, himmlische Freude im Herzen verläßt Herr Mandelbaum das Comptoir der reichen Fabrikantenfirma Stahlhammer und Eisbein, wo eine Stelle mit achthundert Thalern Gehalt für ihn offen ist und wo er schnell zu noch

besseren Einnahmen gelangen kann. Er ist wohl in der Lage, für solches Glück dankbar zu sein.

Sein nächster Weg aus dem Comptoir: in die Kneipe zu den sieben Freunden, um ihnen von seinem guten Erfolge zu berichten; der nächste Weg von dort: nach Hause, um die Uniform anzuziehen, von welcher er die Einjährigenschnüre bereits abgetrennt hat — das schadet aber nichts; der nächste Weg vom Hause: auf die Promenade. Es schlägt gerade drei Uhr, als er sie erreicht.

Die Promenade besteht aus zwei Trottoirs, zwei Fahrwegen und einer schönen Allee für Fußgänger zwischen den beiden Fahrdämmen — ähnlich wie die Berliner Linden, die wir aber nicht meinen. Unsere Stadt fängt mit einem H. an.

Das Lokal des Konditors Zuckerberg liegt ungefähr in der Mitte der Promenade und ist von einer Glasveranda umgeben. Hier sitzen die sieben Freunde bei Kaffee und Cigarren. Draußen ist es ziemlich kalt. Als Mandelbaum vorbei promeniert, stoßen die Herren sich an, lachen ihm zu und reißen allerlei Witze über ihn, die er glücklicherweise nicht hört; denn sonst möchte er sehr böse werden.

Einmal hat Herr Mandelbaum die Viertelstunde hinter sich, welche das Auf- und Abschreiten der Promenade in Anspruch nimmt.

Niemand beachtet ihn. Ein paar Offiziere gehen an ihm vorüber. Er grüßt; sie grüßen nachlässig wieder.

Die zweite Viertelstunde verrinnt, die dritte, die vierte — es kommen ziemlich viel Offiziere über die Promenade; sie schlendern vom Diner zum Kaffee bei Zuckerberg. Auch Artillerielieutenants sind unter ihnen. Mandelbaum guckt sie vorschriftsmäßig starr an beim Salutieren. Vor dem Obersten, welcher das Regiment kommandiert, macht er sogar stramm Front.

Die fünfte Viertelstunde, die sechste Viertelstunde schwindet dahin — Mandelbaum triumphiert. Er hat's ja gesagt.

Was soll ihm auch passieren? „Das Kunststückchen mache ich öfter," denkt er, „dabei verdient man auf leichte Weise ein Glas Wein."

Übrigens ist er doch froh, daß die Zeit vorbei. Ihn friert, und er lechzt nach einer Tasse warmen Kaffee, die er trinken will, nachdem er seine Uniform abgelegt und ehe er den Fabrikbesitzern Aufwartung macht.

Die letzte Hälfte der siebenten Viertelstunde.

Mandelbaum befindet sich am unteren Ende der Promenade; am oberen derselben befindet sich ein Offizier, ein Artillerist. Der und Mandelbaum bewegen sich aufeinander zu.

„Höchst gleichgültig, wenn er auch zu meiner ehemaligen Batterie gehörte," murmelt Mandelbaum.

Wenn beide gleich schnell gehen, so treffen sie sich genau in der Mitte der Promenade, da, wo Zuckerbergs Konditorei liegt, falls nicht einen von ihnen ein Stück Himmel totschlägt oder ihnen sonst was Ähnliches widerfährt. Sie gehen aber nicht gleich schnell. Mandelbaum geht schneller. Zwanzig Schritte hinter dem Pavillon kreuzt sich seine Bahn mit der des Offiziers, eines Hauptmannes.

Mandelbaum salutiert und will vorüber. Der Hauptmann bleibt stehen, als ob er sich irgend etwas klar mache und als ob er sich über irgend etwas wundere. Plötzlich schießt er auf den unberechtigterweise Soldat Spielenden los, packt ihn hinten beim Kragen und zischt ihm zu: „Ei, guten Tag, mein lieber Herr Schnäpel! Wie gehts? Ganz gehorsamer Diener. Bißchen spazieren? Haben wohl Eis gegessen und Kaffee getrunken — promeniert sich famos darauf, was?"

Mandelbaum stellt sich stramm hin. Will er sich nicht verraten, muß er sich stramm hinstellen.

Himmeldonnerwetter — also doch ein Malheur! Die sieben Freunde am Verandafenster wollen sich ausschütten vor Lachen. Herr Geupel, den seine acht Flaschen schon

bitter geschmerzt und der sich bereits geärgert, daß seine Spekulation auf Mandelbaums berühmtes Glück verfehlt gewesen, atmet wieder auf.

„So — habe ich Sie darum auf Wache geschickt, damit Sie von der Wache desertieren und mir zum Hohn hier umherbummeln, während die Kameraden sauern Dienst haben! Der Satan soll sie frikassieren, Herr!! Schweigen Sie, kein Wort! Vorwärts marsch!"

Hauptmann Rad duldet auch in der That kein Wort, keine Silbe, keinen Hauch Widerspruch.

Mandelbaum überlegt mit lokomotivenhafter Geschwindigkeit, daß es immerhin besser sei, fürs erste ruhig zu gehorchen, statt eine Straßenscene hervorzurufen. Ein Geständnis macht sich leichter im Geheimen und Vertrauen, als vor schadenfrohem Publikum. Er fürchtet, wenn er Widerstand wagt, daß man ihn deswegen zur Bestrafung ziehe, — und wenn bisher keine derartige Bestimmung existierte, so, davon ist er fest überzeugt, wurde gerade zu dieser Zeit eine erlassen und zwar eben früh genug, um auf seinen heutigen Fall Anwendung finden zu können.

„Vorwärts marsch!" kommandiert Rad zum zweitenmale, und Mandelbaum muß vor ihm hermarschieren. Rad macht sich unterwegs einige Male das Vergnügen, den Gefreiten mit der Säbelscheide dorthin zu stoßen, wo die Sterblichen am weichsten und am breitesten sind; denn Rachsucht quält ihn. Mandelbaum hat es zu erdulden.

„Wenn die Geschichte nur bis fünf Uhr überstanden ist," murmelt der Abgefaßte. Der Gedanke an die Firma Stahlhammer und Eisbein, der er sich um fünf präsentieren soll, schreckt ihn. Herr Stahlhammer mahnte ihn ja sogar noch, pünktlich zu sein.

Mandelbaum kennt den Weg zur Kaserne ganz genau. Dorthin bringt Rad ihn aber nicht — — gnädiger Gott! Die Hauptwache taucht auf, und der Hauptmann steuerte gerade auf sie zu. Er soll ins Loch.

„Herr Hauptmann," bittet er, „auf ein Wort."

„Unverschämter Flegel!" schreit der Herr Hauptmann, greift ihm nach dem Kragen und schiebt ihn vor sich her in die Wachtstube.

„Da!" ruft Rad dem Unteroffizier zu. „Den Kerl hier sofort einsperren — — Gefreiter Schnäpel von der zweiten Batterie des ... ten reitenden Ar'rierie' 'ements."

„Gefreiter Schnäpel von der zweiten Batterie des ... ten reitenden Ar'rierie' 'rements," wiederholt der wachthabende Unteroffizier.

Mandelbaum faßt sich ein Herz. Schweigt er, so verdirbt er seine Carriere. Er darf sich nicht in Arrest stecken lassen.

„Herr Hauptmann — ich heiße Mandelbaum. Ich bin gar nicht — — in Ihrer Batterie."

Rad stutzt. Er weiß, daß ein Mandelbaum im Regimente existierte. Das ganze Regiment kannte Mandelbaum. Er sieht den von ihm Verhafteten ins Gesicht, zweifelnd, forschend — — sein Antlitz rötet sich in hellster Wut.

Klatsch, klatsch! Zwei Ohrfeigen vom kräftigsten Kaliber brennen Mandelbaum auf der Wange.

Klatsch, klatsch!

Das sind noch zwei Ohrfeigen.

„Fort mit ihm, fort mit ihm ins Loch. Der Lügner, der freche Lügner! Ha — mich täuschen, mich, ha! Der Einjährige Mandelbaum ist längst entlassen. Glauben wohl, ich wüßte das nicht? O, ich weiß es wohl, du Kerl! Du bist reif für die Festung!"

Mandelbaum ist so verdutzt, so erschrocken, so bestürzt, daß er einige Minuten nötig hat, um sich zu sammeln, und als diese Minuten vorüber sind, sitzt er schon in einer engen, dunklen, dumpfigen Zelle, zwischen armdicken Mauern, hinter einer eisenbeschlagenen Thür, und kein Mensch hört seine Stimme.

Das Haar hängt ihm wirr um die Stirne, alle Frisur

daraus ist verschwunden. Sein hellblonder Backenbart gleicht eher demjenigen eines Katers als dem eines Menschen. Ein Sporn ist ihm abgetreten. Eine Strippe ist ihm geplatzt. Er hat keinen Säbel mehr an der Seite. Am Waffenrock fehlen zwei Knöpfe.

Und woher stammt die Verwüstung an seinem Leibe?

Sie stammt daher, daß er sich gegen die Soldaten gewehrt, die ihn in die Zelle hinaufschleppten auf des Hauptmanns Befehl, da er nicht freiwillig gehen wollte, oder vielmehr konnte, infolge des Schreckens, der sich über ihn gesenkt. Das Wehren aber geschah aus Instinkt. Es ist species facti darüber aufgenommen; denn Rad will den niederträchtigen Schnäpel auf die Festung bringen, und der wachthabende Lieutenant hat das Dokument selber mit unterzeichnet.

Von einem Kirchturme her vernimmt der unglückliche Mandelbaum zwei dumpfe Schläge: halb fünf!

Er muß hinaus, hinaus!

Er sucht nach dem Glockenzug; in seiner Zelle befindet sich keiner. Er poltert mit Händen und Füßen gegen die Thür — niemand kommt. Er springt auf die hölzerne Pritsche und schreit zu dem kleinen, vergitterten Fenster hinaus — niemand kommt; —

aber dreiviertel fünf schlägt es.

Und er poltert und tobt und lärmt und brüllt und weint und flucht und betet — es kommt jemand. Er verstummt, um zu lauschen.

„Kerl!“ ertönt von draußen eine rauhe Stimme. „Bleib ruhig, sonst wirst du gebunden!“

Der Inhaber dieser Stimme entfernt sich.

Und von neuem poltert und tobt und lärmt und brüllt und weint und betet und beschwört Mandelbaum — — kein Retter naht;

aber fünf schlägt es!

Er stürzt ohnmächtig zusammen. —

„Ist der Arrestant, den der Herr Hauptmann von Rad selber gebracht hat, jetzt still geworden? Sonst müssen ihm Fesseln angelegt werden," sagt der wachthabende Infanterielieutenant der Hauptwache zu seinem Infanterieunteroffizier.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Fängt er wieder an, so melden Sie es mir; dann kommt er sofort in die Ketten, ohne Gnade."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant."

„Was bei der Artillerie und bei der Kavallerie doch immer für Geschichten passieren!" Der Infanterielieutenant schüttelt bedenklich den Kopf.

Der Infanterieunteroffizier schüttelt ebenfalls bedenklich den Kopf.

Der Lieutenant langweilt sich sicherlich; denn er fängt an, dem Unteroffizier einen Haufen Geschichten von Artilleristen und Kavalleristen zu erzählen, noch toller als die, welche sie eben erlebt. Beide schlagen sich an die Brust und danken Gott, daß sie weder Artilleristen noch Kavalleristen sind. Zuletzt schickt der Lieutenant seinen Burschen fort und läßt sich eine Kanne Bier holen. Gleichsam, als ob sie die Kanne mit Bier wittern könnten, erscheinen zwei andere Lieutenants zu Besuch. Mit denen wird erst die Affaire besprochen, und dann spielen die Herren Karten. —

„Meinst du, liebe Mutter, ich sollte es versuchen?"

„Gewiß Kind, versuchen immer."

„Ich hoffe nicht viel, man wird mich nicht wollen. Das letzte Zeugnis ist zu schlecht. Ich sehe auch zu elend aus, als ob ich gut arbeiten könnte."

„Verzeihe Gott es dem alten Rehwoldt, was er gethan," sagt die Mutter wieder.

„Der Wucherer!" erwidert ihr Sohn, ein schmächtiger, junger Mensch von etwa vierundzwanzig Jahren. „Weil ich es ablehnte, in seinen schändlichen Geschäften als Helfer zu figurieren, mich so zu behandeln — ins Elend zu stoßen!

Ja, Mutter, ins Elend! Denn nachdem man mich schon an so vielen Orten wegen des Zeugnisses abwies, das der schlechte Kerl mir gegeben, und auch Stahlhammer und Eisbein mich auf die nächsten Tage wiederbestellten, bin ich entsetzlich entmutigt."

„Sie werden dich nehmen."

„Nein, liebe Mutter. Was man haben will, hält man und läßt es nicht am langen Bande zappeln."

Der junge Mann stellte sich ans Fenster und sieht in die Dämmerung hinaus. Die Frau näht seufzend an ihrer Arbeit weiter. — Die Flurthür wird aufgemacht, Männertritte ertönen, eine starke Faust klopft an.

„Herein!"

Der Hereingetretene ist ein Markthelfer. Er zieht einen Brief aus der Tasche seines Schurzfelles und fragt: „Bin ich hier recht bei Witwe Wichern?"

„Ja; was bringen Sie?"

„Hier — an Herrn Otto Wichern, abzugeben von Stahlhammer und Eisbein," sagt er und betont seine Worte genau so, als dächte er: „könnt euch gratulieren und es euch als Ehre anrechnen, wenn eine so vornehme Firma an euch schreibt."

Der junge Mann am Fenster wendet sich rasch um und nimmt den Brief entgegen.

„So — Sie sind das also — — na, guten Abend."

„Warten Sie, vielleicht ist Antwort."

„Nee, nee — ist keine." Er wartet aber doch.

Otto bricht das Couvert auf, liest und reicht seiner Mutter das Schreiben, es lautet:

„Herrn Otto Wichern!

Der Commis, auf den wir reflektierten, stellte sich nicht ein. Wir ersuchen um Ihren Besuch morgen früh, pünktlich um neun Uhr, zur Festsetzung der Engagementsbedingungen. Hochachtungsvoll

Stahlhammer und Eisbein."

„Kommen Sie man ja zur rechten Zeit. Der andere" — und der Bote wischt sich mit der Rückseite der Hand über den Mund, wobei er pfeift — „hat's verdorben, hat's verbummelt."

Der Markthelfer erhielt fünf Groschen, ein mächtiges Butterbrot mit Wurst und eine Flasche Bier. —

Die sieben Freunde in Zuckerbergs Konditorei haben lange auf Mandelbaum gewartet, und da er nicht erschienen, sie ihn auch in seiner Wohnung nicht trafen, tranken sie auf seine Rechnung und ohne ihn die acht Flaschen Wein, wobei sie sich königlich amüsierten. Sie nahmen an, Mandelbaum verberge sich in seiner Schande vor ihnen.

Auch jener gute Freund, der anfänglich von dem leichtsinnigen Manöver wohlmeinend abgeraten, amüsierte sich mit. So sind die Menschen. —

Im Hauptmann Rad erhoben sich einige Zweifel. Es fiel ihm nachträglich ein, die Stimme des Arrestanten habe ihm von derjenigen Schnäpels verschieden geklungen. Wenn's wirklich der Mandelbaum gewesen? Unsinn! Es konnte der Mandelbaum gar nicht sein; der war ja längst entlassen.

Zur Beruhigung seines Gewissens begab er sich in die Kaserne und fragte nach Schnäpel. Man rapportierte ihm, der Gefreite p. p. Schnäpel sei verschwunden, mutmaßlich desertiert.

„Aha!" rief Hauptmann Rad aus. „Ich habe ihn, er sitzt fest! Hab' ihn abgefangen auf der Promenade."

Erleichtert begab er sich in den Offiziersklub, wo die Affaire Schnäpel Gesprächsthema wurde. Man stritt sich in einigen Gruppen lebhaft, ob Schnäpel zu erschießen oder zu lebenslänglicher Festungshaft zu verurteilen sei. Zwei Fähndriche plädierten eifrig für ersteres. Die älteren Herren betrachteten den Fall etwas milder. —

Als Hauptmann Rad am nächsten Morgen um sechs Uhr in die Kaserne kam, um seine Batterie ausrücken zu

lassen zum Exercieren, meldete man ihm, der Gefreite Schnäpel sei wieder aufgefunden worden, im Fouragestall, sinnlos betrunken.

„Wann!“ schrie der Hauptmann nach drei Sekunden starren Schreckens.

„Gegen acht Uhr, gestern Abend.“

„Und das ist mir nicht sofort rapportiert!“

Wenn Soldaten die Achseln zucken dürften, hätte der Hauptmann wahrscheinlich viel Achselzucken zu sehen bekommen.

Rad saß schon zu Pferde. Herum riß er den Gaul und jagte im Galopp die Promenade entlang, rasselte im Trab über die gepflasterten Straßen bis vor die Hauptwache.

'runter springt er vom Pferd, dessen Zügel er einem herbeieilenden Soldaten zuwirft. Ohne sich melden zu lassen, stürzt er in das Offizierszimmer, wo der Infanterielieutenant eben seine Toilette macht. Den Hauptmann erblicken und denken, der Hauptmann habe eben wieder jemand eingefangen, der Hauptmann scheine sich überhaupt stark auf das Einfangen von Leuten zu legen — ist eins bei dem Wachthabenden.

„Guten Morgen, Herr Lieutenant,“ keucht Rad. „Ich muß sofort den Arrestanten sehen und sprechen, den von gestern. Ich hoffe, daß noch kein Bericht abgeschickt ist.“

„Thut mir leid, Herr Hauptmann, kann nicht dienen.“

„Wie, was — Herr Lieutenant! Herr Lieutenant, es liegt ein Mißverständnis vor, außerdem ein Rätsel — — ich sage Ihnen, Herr — —“

„Der Arrestant ist nicht mehr hier.“

„Was — entflohn! Vielleicht um halb acht Uhr gestern Abend — damit er noch Zeit hatte, sich in den Stall zu legen und betrunken zu stellen!“

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Sie spannen mich auf die Folter. Wo ist er?!“

„Im Irrenhause,“ sagte der Lieutenant so gemächlich, als ob sich das von selbst verstünde.

Hauptmann Rad ist, als ob er selber entweder schon im Irrenhause säße oder demnächst hinein müßte.

„Was ist denn Neues passiert? Ich beschwöre Sie, Herr Kamerad, teilen Sie es mir mit.“

Das Beschwören schien zu helfen.

Der Infanterielieutenant nickte, trocknete sich die Hände ab und erzählte:

„Als dem Arrestanten um sieben Uhr Brot und Wasser gereicht werden sollte, begann er wieder derartig zu wüten, daß mir Zweifel an seinem Verstande aufstiegen. Er behauptete fortwährend Edmund Mandelbaum zu sein und die Uniform nur einer Wette wegen angezogen zu haben.“

Der Lieutenant sagte das mit einer Miene, als ob ohne Untersuchung jeder gesetzlich für wahnsinnig zu erachten sei, der eine Uniform anzöge, wenn er es nicht nötig habe.

„Weiter.“

„Ich schickte zur Kommandantur hinauf. Die Kommandantur schickte nach einem Arzte, und der Arzt schickte den Gefreiten Schnippel — —“

„Nicht Schnippel — Schnappel — — nein, auch nicht, Schnäpel — — heiße er meinetwegen wie der Satan!“

Der Lieutenant aber sprach beharrlich immer nur von einem p. p. Schnippel, indem er weiter berichtete: „— ins Irrenhaus zur näheren Beobachtung. Schnippel —“ und jetzt stellte er dar, wie der Unglückselige sich gegen die Wärter und Soldaten gewehrt, wobei er dann und wann die Gliederverrenkungen desselben nachahmte. Er schloß damit, daß alles sehr belustigend gewesen.

„Danke!“ rief der Hauptmann, stürmte hinaus, stieg auf sein Roß, wodurch er den ungeschickten Infanteristen aus einer wahren Höllenangst erlöste — denn die Bestie wollte absolut in die Wache hinein, die es für einen Stall ansah — und lenkte der Irrenanstalt zu. Letztere lag weit

vor den Thoren; sobald er die eigentliche Stadt hinter sich hatte, ritt er Carriere.

Soldaten sind früh auf am Tage. In Irrenhäusern ist es nicht gerade Regel und Gebot. Der Direktor schlief noch, als Rad ungeduldig sein Begehren kund that, ihn zu sprechen.

Ein Beamter vertrieb dem Hauptmann die Zeit, bis das Oberhaupt der Anstalt erschien, indem er meinte: der Hauptmann kämen wohl wegen des Soldaten, den man gestern gebracht; ja, das sei ein bösartiger Fall, der Mensch benähme sich, als sei er vom Teufel besessen — figürlich sei das natürlich zu verstehen; denn in Wirklichkeit, wisse der Hauptmann wohl, sei das nur zu Zeiten, da der Herr noch auf Erden wandelte, passiert und selbst da nur schlecht bezeugt; — was er sagen wollte, der Mann behaupte immer, kein Soldat zu sein und dabei sei er doch in Uniform; ob der Herr Hauptmann den Lazarettgehilfen sehen wolle, der für den Gefreiten hierher abkommandiert worden, ihn zu bewachen — es nütze zwar nichts, diesen Lazarettgehilfen auszufragen, weil selbiger doch nicht mit in der Tobzelle eingesperrt worden, vielmehr sich, kleine Unterbrechungen abgerechnet, in möglichster Nähe der Küche aufgehalten habe. Rad äußerte, der Lazarettgehilfe sei ihm gleichgültiger als eine tote Fliege. Der Beamte fing nun davon an, wie doch die Humanität der Jetztzeit, und der Militärbehörden, namentlich, zu loben seien: früher hätte man einem tobsüchtigen Gefreiten fünfundzwanzig aufgezählt und mit Ketten geschlossen in strengen Arrest geworfen, heute brächte man ihn in eine Heilanstalt, damit er die volle Pflege genösse, die ihm als armen Kranken gebühre.

Zum Glück für Rad, der den Schwatzhaften schon mit einem derben Donnerwetter anfahren wollte, erschien jetzt der Direktor in Schlafrock und Unterhosen. Der Hauptmann sagte, er müsse den wahnsinnigen Artilleristen sehen und sprechen. Aus Gefälligkeit gegen den Herrn Offizier

geleitete der Direktor den Besucher selber nach der Polsterstube, in die Mandelbaum gesperrt worden.

Die Kranken mußten sich sämtlich in schlimmen Stadien befinden. Rad hörte gräßliche Worte und Laute. Er fürchtete eine unangenehme Begegnung mit Irren. Sie sollte ihm nicht erspart bleiben.

Eine Dame stürzte aus einem Zimmer heraus, auf ihn zu, fiel vor ihm nieder und umarmte seine Kniee.

„Gebenedeiter!“ rief sie. „Bist du herabgestiegen, Jupiter! aus den Höhen des Olympos — — siehe, deine Danaë wartet auf dich.“

Der Direktor fragte sie, ob sie verrückt geworden. Jedenfalls eine sehr passende Frage im Irrenhause.

„Nein,“ sagte sie.

„Dann gehen Sie in Ihr Zimmer und kochen Kaffee.“

Die Dame erhob sich, Thränen traten ihr in die Augen, sie schluchzte und lief fort.

„Schauerlich,“ meinte Rad. Der Direktor zuckte die Achseln.

Die Klappe in der Thür der Polsterzelle wurde geöffnet und der Direktor guckte hinein. Der Hauptmann wollte aber auch sehen und schob den Direktor beiseite. Und was sah er? Auf dem Bauche lag Mandelbaum, den Kopf verborgen in den Händen.

„Haben Sie irgendwelche Legitimationen vielleicht zufällig bei ihm gefunden?“ fragte Rad.

„Nichts als das leere Respektblatt eines Briefes lagerte in seinen Taschen.“

Leere Respektblätter von Briefen sind nun allerdings höchst untauglich für die Feststellung von Persönlichkeiten.

„Mandelbaum!“ sagte der Hauptmann.

Die lange Jammergestalt hob den Kopf und sprang auf die Füße. Mandelbaum! Ach, welche Seligkeit für Mandelbaum, Mandelbaum angeredet zu werden.

„Lassen Sie den Herrn heraus,“ forderte Rad den Leiter

der Anstalt auf. Der Leiter der Anstalt wollte aber nicht; der Mann hätte zu sehr getobt gestern Abend — er müsse erst durch Reden zeigen, daß er vernünftig sei.

„Sind Sie der entlassene Einjährige Mandelbaum?" inquirierte der Hauptmann.

„Ja — der bin ich."

„Was, zum Teufel! kriechen Sie denn in Uniform auf der Straße herum — leichtsinniger, junger Mann!"

Mandelbaum erzählte seine Leidensgeschichte. Der Direktor überzeugt sich, daß Mandelbaum Mandelbaum und nicht verrückt sei. Er ließ ihn frei.

„Leichtsinniger!" sagte der Hauptmann nochmals. „Ich will Sie nicht weiter verfolgen, denn sonst hätten Sie eine Polizeistrafe zu gewärtigen, die etwas anderes bedeutet als unser Militärarrest. Eilen Sie, damit Sie der Stelle nicht verlustig gehen." Hauptmann Rad nahm sich vor, bei der betreffenden Firma ein gutes Wort für den armen Commis einzulegen, wenn die Herren ihn wegen seiner Unpünktlichkeit zurückweisen sollten.

Der Hauptmann jagte nach der Kaserne, fand seine Batterie ausgerückt, ritt ihr nach, diktierte dem p. p. Schnäpel drei Tage Mittelarrest zu und führte dann seine Batterie wieder nach Hause.

„Mein lieber Herr Wichern, ich hoffe, wir bleiben gute Freunde auf recht lange Zeit."

„Ich danke Ihnen, Herr Stahlhammer, ich danke Ihnen, Herr —"

Im großen Comptoir nebenan wird es plötzlich sehr laut. „Ich muß hinein!" ruft jemand und gleich darauf präsentiert sich Herr Mandelbaum, der, von Verzweiflung getrieben, die Thür zu dem Privatbureau der Fabrikbesitzer aufreißt.

„Was ist denn das?" sagen Stahlhammer und Eisbein erstaunt. „Was wünschen Sie, mein Herr!"

„Es war nicht meine Schuld, wahrhaftig, es war nicht meine Schuld — lassen Sie mich erzählen,“ keucht Mandelbaum.

„Zu spät, mein Herr,“ sagen Stahlhammer und Eisbein eisig kalt. „Die Stelle ist vergeben.“

Mandelbaum preßt die Hände gegen die Stirn. „Mein Gott!“ ruft er aus. „So hart gestraft!“

Stahlhammer und Eisbein zucken die Achseln.

„Ist das der Herr, von dem Sie annahmen, er reflektiere nicht mehr auf den Platz in Ihrem Geschäfte?“ fragte Wichern. Er meinte natürlich Mandelbaum.

Stahlhammer und Eisbein nickten gleichgültig.

„Sie würden mir einen Gefallen erweisen, wenn Sie den Herrn erzählen ließen.“ Die Chefs nickten wieder, ebenso gleichgültig.

Mandelbaum beichtet. Zu allererst sagt er, mit welcher Angst er hierher gerast vom Irrenhause und nun doch zu spät gekommen sei. Dann erzählt er das andere.

„Höchst leichtsinnig! Wir können Ihnen nicht helfen,“ sagen die Chefs und tauchen ihre Federn ein.

Wicherns Lippen zucken. Dann spricht er: „Ihre Empfehlung, meine Herren, wird mir bald einen andern Platz verschaffen. Hier muß ich zurücktreten.“

„Bewahre! Die Sache ist abgemacht,“ entgegnen Stahlhammer und Eisbein. Jetzt protestiert auch Mandelbaum: solche Großmut könne er nicht annehmen.

Wichern besteht auf seinem Verlangen. Die Chefs ersuchen ihn, keine weiteren Umstände zu machen, gefälligst, und Mandelbaum, Sie nicht weiter zu belästigen. Mandelbaum will gehen. Wichern hält ihn fest und ruft: „Nein, nein — meinen Sie, ich wollte Ihnen Ihre Stelle fortschnappen, — das wäre ja niederträchtig!“

Mandelbaum holt tief auf Atem. Verlegen bringt er und stoßweise die Antwort hervor: „Entschuldigen Sie, es war mir nur um die bessere Stelle zu thun. Bei Stern

und Compagnie ist auch ein Posten offen. Ich muß mich eiligst dort vorstellen, sonst geht mir auch der verloren. Adieu!“ Er will sich losreißen; aber Wichern hält ihn fest. Es bedarf eines kräftigen Ruckes für ihn, um frei zu kommen. Hastig entfernt Mandelbaum sich, nachdem er seinen Arm dem ihn Haltenden entwunden.

Die Chefs wechseln einen schnellen Blick; — es giebt gar keine Stern und Compagnie in der Stadt. Sie lassen Mandelbaum zurückholen.

„Würde es Ihnen angenehm sein, nach Wolfenbrunn als Commis zu gehen? Die dortige Stelle trägt 700 Thaler ein. In Wolfenbrunn liegt unsere Manufakturfabrik,“ sagt Herr Stahlhammer zu dem sehr aufgeregt vor ihm stehenden Mandelbaum. —

Mandelbaum und Wichern gingen Arm in Arm aus dem Comptoir, was sich etwas komisch ausnahm, der verschiedenen Figuren wegen; aber die Freundschaft kam von Herzen. Otto Wichern eilte, nachdem er schnell einen Trunk mit Mandelbaum zusammen gethan und mit ihm angestoßen hatte, zu seiner Mutter. Der Lange suchte die sieben Freunde auf, schalt sie wegen des Weines, den sie ohne ihn getrunken, erzählte ihnen, er siedle nach Wolfenbrunn über, was sie alle sehr bedauerten, erzählte ihnen aber nicht, was er seit gestern Nachmittag angefangen, sondern log ihnen etwas vor.

Seit geschildertem Ereignis fühlte sich Mandelbaums böser Genius arg deprimiert und erholte sich nie wieder völlig.

Die Bataillonsfahne.

„Das Heiligste, wo der Soldat haben kann, das ist seine Fahne!“ so sagte der Unteroffizier Wittig zu der Abteilung, welcher er Instruktion erteilte. Er drückte sich zwar nicht im vornehmsten Deutsch aus; aber darauf kommt es auch gar nicht an, weder beim Militär selbst, noch wenn man im Civilstande das Militär in Bezug auf sein Verhältnis zur lieben deutschen Sprache beurteilt. Die Hauptsache ist immer die Gesinnung — gerade wie bei jenem Küster, der mit einer roten Weste zum Begräbnis kam und sich entschuldigte: wenn's Herz man schwarz ist. Und die Gesinnung war vorzüglich beim Unteroffizier Wittig, und recht hatte er auch mit seinem Ausspruch.

„Also, was ist das Heiligste, wo der Soldat haben kann, Musketier Rekrute Paul Ferdinand Gottlob — nämlich, daß du nicht mein Sohn bist — Fritz Brüllmann?“ fragte Wittig, um sich sofort nach Erteilung seiner Lehre zu überzeugen, was von derselben in den Köpfen seiner Schüler haften geblieben.

Paul Ferdinand Gottlob Fritz Brüllmann antwortete in einem Baßtone, der seinem Namen Ehre machte: „Also die Fahne thut sein, wo — wo —“ — Er stockte. — „Wo!“ donnerte Unteroffizier Wittig. Es lag ein so umfassender Ausdruck in diesem kleinen, von den Buchstaben w und o gebildeten Wörtchen, ein so drohender Hinweis auf höchst unangenehme Folgen für den Rekruten, wenn er sich erdreiste, zu dumm zu sein, um seines direkten Vorgesetzten weisen Spruch verstehen und behalten zu können: daß Brüllmann in strammster Haltung, wie aus der Kanone geschossen

seine Antwort zu Ende führte: „Wo der Soldat das Heiligste hat."

Wittig sah ihn an und drehte sich seinen Schnauzbart. Brüllmann glaubte am Gesichte seines strengen Korporalschaftsführers abnehmen zu können, daß seine Entgegnung genügend sei, selber — so viel militärischen Geist hatte er doch schon im Leibe — traute er sich in allen mit dem Dienst zusammenhängenden Angelegenheiten kein Urteil zu.

Alle anderen Rekruten der Abteilung — der Einjährig-Freiwillige am rechten Flügel nicht ausgenommen (— denn dieser junge Mann aus den besseren Ständen hatte es, anstatt auf seinen Instrukteur zu hören, interessanter gefunden, den Schornsteinfeger auf dem Kasernendache zu beobachten und Vergleiche zwischen Menschen und Störchen anzustellen, soweit es sich darum handelt, welches von diesen beiden Geschöpfen auf schmalem First, in hoher Luft am längsten auf einem Beine stehen kann —) — — alle anderen Rekruten also, sage ich, waren derselben Meinung wie Brüllmann, weil Wittig genau so vor sich hinstierte, wie er immer zu thun pflegte, wenn er durchaus nichts zu tadeln finden konnte und sich auf die nächste Frage besann, — was immerhin eine anstrengende geistige Arbeit ist.

Ob Wittig nun jetzt erst eingefallen, welche Antwort dem Munde des Rekruten entquollen oder wie der Grund sonst gewesen sein mag — genug, plötzlich brach der Teufel los, verzerrten sich des Korporals Züge zu einem infamen Grinsen, trat er ganz dicht, Rockknopf an Rockknopf, vor den p. p. Brüllmann hin, wies ihm die Zähne und hielt ihm dann eine Rede, die den Ärmsten aller Schuldigen erstens moralisch zu Staub vernichtete, zweitens auch körperliches Gehirndröhnen verursachte, da Wittig ihm geradezu in die Ohren schrie. Ob Wittig meinte, der Verbrecher höre besser, wenn er ihn beim Sprechen an der Nase zupfte, oder die Hand auf die Schulter legte, daß jeder Unparteiische geschworen hätte, dieses Handauflegen sei eigentlich ein Schlag,

oder indem er seine Faust gegen Brüllmanns Bauch und Lenden hin Gestikulationen beschreiben lasse, denen der dumme Bauch zu seinem eigenen Schaden nicht aus dem Wege zu gehen verstand: das weiß ich nicht zu entscheiden, glaube es aber.

Wittig aber sprach ungefähr so:

„Brüllmann! Wenn ich und ich nehme eine Hand voll Sand und werfe sie Ihnen ins Gesichte, dann könnten Sie keine einfältigere Visage aufziehn als jetzt und nichts Verrückteres sagen, als was Sie da eben gesagt haben. Du heilige Nachtmütze, multipliziert mit sieben Kommißbroten und einem pensionierten Gefreiten, Kerl! steigt dir denn kein Petroleumlampenschimmer auf, wie respekts- und subordinationswidrig du dich gegen deine Fahne aufgeführt hast! Tinte, Kopiertinte, die Flasche zu zwei und einen halben Silbergroschen oder siebenundzwanzig Reichspfennigen, möchte ich dir zu saufen geben, bis du so schwarz wirst, daß ein gewichster Neger gegen dich eine Dame in weißen Kleidern ist. Siebentausend Rekruten und drei Tamboure habe ich nun schon in meinem Leben zu Menschen gemacht; aber wenn mir je einer — und es waren verdammte Esel unter ihnen — eine solche verrückte Antwort gegeben, will ich bis zu meinem Tode saure Milch trinken und unreife Äpfel dazu fressen. O duuuu — solche Rede über die Fahne —" (folgt ein unendlich langer Vergleich mit den gesamten Angehörigen der Zoologie und einigen Gegenständen aus verschiedenen sonstigen Gebieten) „— und dabei bin ich der Fahnenunteroffizier! Ich glaube gar, mir zum Schimpfe und zum Torte hat dein Schnabel, der verfluchte, so wahnsinnig geplappert: die Fahne ist, wo der Soldat das Heiligste hat. Ich werde es dir aber einkränken!" Er zwang den Brüllmann zu bekennen, daß er in der That nichts Uncivilisierteres, nichts Tollhäuslerisches, Nichtswürdigeres hätte entgegnen können als das, was er gesagt.

Damit meinte der Angedonnerte, die Sache sei vorbei;

aber nein! Wittig fühlte sich persönlich verletzt, weil er das Ehrenamt des Fahnenunteroffiziers beim Bataillon bekleidete, und er machte nur eine Pause; dann legte er von neuem mit allen Segeln los, daß Brüllmann sich elender und nichtiger fühlte als ein ertränkter Kater.

„Und dabei wäre es mir beinahe noch entschlüpft, was du für Unsinn aus deinem Hirn herausgebracht," sagte Wittig unter anderem, dabei so drohend, wie wenn hierin noch ein Extraverbrechen des p. p. Brüllmann liege. „Sehe ich da nach dem Schornsteinfeger auf dem Dache und denke nichts Böses, kommt mir da der Franz Heinrich August Wilhelm Friedrich Peter Brüllmann angetanzt mit der Angabe: die Fahne ist, wo der Soldat das Heiligste hat! Man sollte nun denken, der Kerl müßte vor Scham sofort vergehen und tief bis in des Feldwebels Kartoffelkeller in die Erde sinken, nein! steht er da und schneidet eine Miene, so unschuldig, daß ich beinahe nichts bemerkt, so gottselig und zufrieden, als hätte ihm seine Mutter einen großen Siropskringel zum Auffressen geschenkt."

Der Einjährig-Freiwillige, der auch nach dem Schornsteinfeger gesehen, fühlte sich sympathisch berührt und lächelte. Wittig war heute nicht in der Laune, sich so etwas gefallen zu lassen. Er wandte sich gegen den Einjährigen und hielt auch ihm eine Standrede über das Verhalten des Soldaten in der für das ganze militärische Wesen so hochwichtigen Instruktionsstunde. Da er nun bereits dabei angelangt war, über zwei zu schelten, so packte er die Gelegenheit beim Schopfe und brach mit den Fluten seines Redestromes gegen die gesamte Abteilung los. Er hörte auch nicht eher wieder auf, als gute fünf Minuten nachdem der Lieutenant, welcher sich während des ganzen Nachmittagsdienstes so sterblich gelangweilt, bereits „Abtreten!" kommandiert hatte. Irgend einer meint nun vielleicht, eine Instruktionsstunde sei da, damit den Leuten Aufklärung über alles, was mittelbar oder unmittelbar zur Vaterlandsverteidigung gehört, erteilt

werde und das Stehlen der schönen Zeit zu Strafpredigten sei unverantwortlich, dürfe unter keinen Umständen geduldet werden. Wenn die Strafpredigten während des Dienstes nicht wären, die Leute könnten unmöglich während seiner ganzen langen Dauer aushalten. Die Strafpredigten sind sehr beliebt; denn sie bilden die so nötigen Erholungspausen und erfrischen durch ihren kernigen Humor Herz und Nieren — dessen, den sie nur im allgemeinen angehn. Viele Chefs pflegen beim Ansetzen der Dienstdauer meistens auch die mutmaßlich während derselben sich ereignenden Strafpredigten in Berücksichtigung zu ziehen.

Bis in das Innerste zerknirscht — wenigstens thaten die Kerle so — begab sich die Abteilung Wittigs auseinander. Letzterer war so erregt, daß er des Einjährigen freundlich-schüchterne Einladung zu einem Glase Bier ausschlug — man mache sich klar, was das heißt! — und seinen Untergebenen in die Kaserne nachging, um „sie dort weiter zu reiten“. Unterwegs begegnete ihm der Feldwebel, welchem er, von augenblicklicher Eingebung dazu bewogen, meldete: dem Rekruten Brüllmann sei durchaus nicht beizubringen, was die Fahne für den Soldaten bedeute. — „Lassen Sie's ihn doch hundertmal aufschreiben,“ sagte der Feldwebel kaltblütig und setzte seinen Weg — er begab sich zum Abendschoppen — weiter fort.

In der Kasernenstube traf Wittig den Sünder traurig an einem Stück Brot kauend und beeilte sich, mit unverhohlener Schadenfreude, ihn von der über ihn verhängten Strafe in Kenntnis zu setzen.

„Wenn ich und ich morgen am Nachmittage die Arbeit verlange, dann bringst du sie mir, sauber geschrieben, ohne pädagogischen Fehler, hundertmal wohlgezählt: Die Fahne ist das Heiligste, wo der Soldat hat. Dann, hoffe ich, wirst du es wohl nie wieder vergessen. Vörerst aber mein Sohn Anton Absalon David Habakuk Joseph Peter Brüllmann wichse meine und deine sämtlichen Stiefel und

mache dein Bett — am untern Ende, da guckt wieder das ganze Laken heraus." Das ganze Laken — das heißt natürlich aus der militärischen in die Civilsprache übertragen: ein kleiner Zipfel.

Brüllmann machte sich an seine Arbeit. Wittig aber, dessen Zorn einer stillen Sehnsucht nach einigen Seideln gewichen, sah, ob er den Einjährigen nicht noch einholen könne. Vermutlich wollte er ihm etwas sagen.

Brüllmann hantierte wacker mit seinen Bürsten, bis die Rindsledernen in sauber ausgerichteter Front vor ihm standen, seufzte, weil er gewiß war, daß Wittig doch etwas auszusetzen finden würde, beschaute sich seine Hände, ob es wohl nötig sei, sie zu waschen, fand es nötig, wusch sie mit Sand und grüner Seife, seufzte noch einmal recht innig und schickte sich dann zum Schreiben, indem er vorerst das nötige Papier zusammenschaffte. Dieses Papier wäre einer besonderen Abhandlung wert. Ein halber, etwas zerknitterter Bogen gelbes Conceptpapier; ein halber blauer Briefbogen mit einem schönen Adler als Wasserzeichen; ein vollständiger weißer Briefbogen, dem nur die linke untere Ecke fehlte, dafür aber auch den Buchstaben B lebensgroß mit Nadeln eingestochen als Stempel trug — unter lebensgroß verstehe ich vom oberen Rande bis zum unteren —; eine ehemalige, augenscheinlich nur drei Tage getragene Papiermanschette — auf ihr schrieb es sich ganz besonders schön —; drei Blätter graubrauer Färbung, in denen Unteroffizier Wittig neulich Wurst und Käse mit in die Kaserne gebracht hatte — sie waren nur an drei Stellen etwas fettig, was indessen durch die Größe der Stellen und den Grad der Fettigkeit wieder ausgeglichen wurde —; ein an der Innenseite nicht bedruckter Umschlag irgend eines illustrierten Wochenblattes; ein grausam auseinander gespanntes Briefcouvert, das schon eine Reise gemacht hatte und sich ohne Frage auf seinen abgestempelten Briefmarkenorden nicht wenig zu Gute that; endlich eine außer Kurs geratene Speisekarte aus der be-

nachbarten Bierbrauerei zum Essigkrug: darin bestanden Brüllmanns papierene Vorräte. Eine tüchtige Hand voll abgeschnittener Zeitungsränder, welche der Compagniespaßmacher, der Reil, brachte, wurde verworfen, und beinahe hätte Reil für seine Gutmütigkeit noch Prügel von Brüllmann bekommen. Die Tinte in dem unteren Teile einer zerbrochenen Medizinflasche dachte gewiß, warum sie armes Geschöpf flüssig sein müsse, was doch auf die Dauer sehr langweilig sei, wenn man nicht fließen könne, oder auch sie dankte dafür, sich immer ohne Grund von einer hochmütigen Feder stechen zu lassen — kurz und gut, sie hatte sich auf den Weg gemacht, ein fester Körper zu werden und war bereits ein Erkleckliches über das Siropsstadium hinausgelangt. Damit sie nicht so allein sei, hatten sich einige kleine Pilze bei ihr zu Gast geladen, die mußte sie füttern. Tinte! sei nicht zu stolz auf deine neue vornehme Bekanntschaft. Die Pilze werden ihre Gevattern und Verwandte nachholen; zuletzt breiten sie sich als Schimmel über deine ganze schwarze Fläche und fressen dich auf bis auf den letzten dicken Tropfen. Die Feder, mit der Brüllmann schreiben wollte, stak in einem halterähnlichen zerspaltenen Stückchen Holz und mußte gewaltsam mittelst Bindfaden festgehalten werden. Sie war die Spitzeste ihres Geschlechtes — was etwas sagen will —, und der Gefreite, dem sie gehörte, sollte bereits davon gesprochen haben, sie nächstens in den Ruhestand zu versetzen, da sie auch nicht einen ordentlichen Strich mehr mache, weil sie kratze und spritze wie eine Borste aus dem Bart seiner Geliebten, der dummen, dicken Köchin, an welche er immer mit ihr schreibe.

Und während sich nun die Kameraden, soweit es ihre bescheidenen Mittel erlaubten, von des Tages Hitze und Mühen erholten, mußte der arme Brüllmann in der dumpfen Kasernenstube sitzen, am wackligen Tisch mit beweglichem Brett, und sich beim Scheine einer stinkenden Thranlampe die Finger krumm schmieren mit Gott für König und Vater=

land — halt, dummes Zeug! ich meine: für den Feldwebel und Unteroffizier Wittig. Brüllmann hatte seine liebe Not mit Feder und Tinte. Letztere, die er durch Wasser verjüngt und verdünnt, war so jungfräulich blaß geworden durch das Übermaß des Guten, welches er ihr gewidmet, daß kaum ein Strich sichtbar schien. Die Feder benahm sich so widerspenstig wie möglich, wollte nicht von der Stelle, biß sich im Papier fest und trieb die tollsten Allotria. Dem bedauernswerten Brüllmann traten die Thränen aus den Augen über seine Qual und rannen ihm in salzigen Strömen über die Wangen und auf das Papier. Das Schreiben dünkte ihm in diesen Augenblicken doch wahrlich das Schwerste und Mühseligste von der Welt. Dabei, dachte er, giebt es noch Leute, die den ganzen Tag nichts anders thun — ich möchte um tausend Thaler kein Schriftsteller sein, das ist das Schlechteste, womit ein Mensch sich nur abgeben kann. Nun, der gute Brüllmann mochte so unrecht nicht haben, wenn auch aus anderen Gründen, als die sein Hirn sich bildete.

Um halb zehn, als die Kameraden allmählich wieder die Kasernenstube füllten, mußte Brüllmann Pause machen. Die rücksichtslosen Menschen stießen derartig an den Tisch oder setzten dieses eigentümliche Möbel durch ihr Auftrampeln in derartige Erschütterungen, daß bei der dreißigsten Zeile die Wörter „Fahne“ und „wo“ die seltsamsten Schnörkel erhielten.

Den ganzen nächsten Tag, in jeder freien Minute, plagte sich der Rekrut mit seiner Höllenarbeit, mächtige Angsttropfen auf der Stirn und mit klopfendem Herzen; denn die Zahl 100 wollte und wollte nicht voll werden; er sah auch keine Möglichkeit ein, das Auferlegte zu leisten. Dennoch mühte er sich bis zum Äußersten ab, in entsetzlicher Furcht vor seinem Schicksal; denn das Wort „Unmöglichkeit“ giebt es nicht beim Militär, wenn es sich um Ausführung eines Befehles handelt. Nicht wahr, Brüllmann verdient

das Lob einer pflichtgetreuen Seele? Er wußte, er wurde nicht fertig und strengte seine Kräfte doch bis zum Letzten an, während es unter den obwaltenden Umständen auf ein Dutzendmal mehr oder weniger nicht ankam.

Das Zeichen zum Appell erscholl. Da half nichts. Brüllmann mußte mit in Reihe und Glied. Als der Feldwebel revidierend die Front hinunterschritt, blieb er bei Brüllmann stehn.

„Haben Sie Ihre Strafarbeit gemacht?"

„Zu Befehl, Herr Feldwebel."

„Wo ist sie?"

„Oben."

„Was oben! Hier unten soll sie sein! Marsch hinauf, heruntergeholt den Wisch! Will er Galopp laufen, der Brüllmann!"

Gar nicht leichten Herzens stand der Soldat nach drei Minuten wieder vor seinem gestrengen Herrn. Ein Kamerad hatte ihm gesagt, solche Zettel, wie er da in einer ebenso gut dienstlichen Angelegenheit, als zum Beispiel Exercieren, benutzt, würde ihm der Feldwebel um die Ohren schlagen und ihm zu einer anderweitigen Benutzung derselben, als zum Beschreiben, raten. Zweitens: sechzigmal stand der Unglückssatz auf dem Papier, mehrmal nicht. Brüllmanns einzige Hoffnung war, der Feldwebel werde sich nicht die Mühe geben, nachzuzählen.

Das that der Feldwebel denn nun auch nicht; aber er machte über die Zettel so infame Witze, daß Brüllmann fast schamrot wurde und der Lieutenant, der dabei stand, sich vor Vergnügen in einem fort auf den Absätzen herumdrehte. Endlich sagte der gefürchtetste Mann der Compagnie: „Von Rechtswegen sollte ich dich alles noch einmal schreiben lassen. Was ist das für ein Deutsch: Die Fahne ist das Heiligste, wo der Soldat haben kann!"

„Unteroffizier Wittig hat es mir so gesagt!" platzte Brüllmann heraus. Wittig sollte nun bestätigen, ob das

wahr sei. Mit furchtbaren Blicken auf Brüllmann schwur Wittig einen heiligen falschen Eid, es sei nicht wahr.

„Warte du!“ drohte der Feldwebel dem Rekruten, warf die einzelnen Bestandteile der Strafarbeit achtlos auf den Boden und trat sogar auf sie, indem er weiter an der Front entlangschritt. Trauerte Brüllmann, als er das mit saurem Schweiß angefertigte Produkt seiner Hände so mißachtungsvoll behandelt sah? Keineswegs, er bildete sich nichts ein auf seine litterarischen Talente und behielt nur das Praktische der Sache im Auge. Wenn der Feldwebel die Zettel in den Schmutz trampelte, konnte Unteroffizier Wittig nachher nicht nachzählen, ob die Hundertzahl auch richtig voll sei.

„Gottlob, das ist diesmal noch gut abgelaufen,“ dachte Brüllmann und fühlte sich so froh wie sich ein Rekrut in Reih und Glied beim Appell nur fühlen kann.

Aber Brüllmann hatte ohne den tödlich beleidigten Wittig gerechnet.

Nach dem Appell, als die Mannschaften auseinander gingen — denn es sollte kein besonderer Dienst sein diesen Nachmittag — rief der Feldwebel: „Unteroffizier Lehmann! Schicken Sie einen Mann aus Ihrer Korporalschaft. Der Kerl soll sich beim Herrn Major zum Holzhacken melden.“ Wittig vernahm diese Worte, und flugs verwendete er sich für Brüllmann, ob er den nicht kommandieren dürfe. — „Meinetwegen,“ lautete der Bescheid.

„Brüllmann, Brüllmann!“ schrie Wittig. Der Begehrte kam. „Brüllmann, mein Söhnchen Hermann Theodor Wilhelm Joseph Ochs Esel Dummkopf Nepomuk Sebastian Brüllmann! Wenn ich und ich wollte, da könnte ich dich! Du gehst augenblicklich zu unserm Herrn Major und meldest dich da zum Holzhacken. Das sage ich dir aber, wenn die Scheite nicht alle genau gleich groß werden, kriegst du Arrest. Der Herr Oberstwachtmeister ist in diesem Punkte höllisch genau, und wenn du bei ihm Holz hackst, bist du im Dienst. Verstanden?“

„Zu Befehl."

„Siehst du — wenn ich und ich — ich instruiere dich — —" der Rest des Satzes bezog sich auf die Konstruktion des Satzes über die Fahne und ihr Heiligtumsverhältnis gegenüber dem Soldaten. Er erteilte Brüllmann den weisen Rat, niemals einen Vorgesetzten verantwortlich zu machen, selbst wenn dieser Vorgesetzte in der That verantwortlich wäre: denn der Vorgesetzte fände stets Mittel und Wege genug, sich dafür zu rächen — heute, zum Beispiel, schicke er, der Vorgesetzte Wittig, den Brüllmann für seine Angeberei zum Holzhacken. Er verfehlte auch nicht weitläufig zu entwickeln, wie er diese Gnade über das Haupt seines Rekruten gelenkt, so daß diese Entwicklung dreimal so lange dauerte als das historische Ereignis selber; ein Unteroffizier ist eben in allem, was er vornimmt, genau, umständlich und gewissenhaft.

Also: gestern Abend und heute am Tage während jeder freien Stunde schmieren und dazu die Seelenangst vor dem Appell, heute Abend Holzhacken unter erschwerenden Umständen. „O die verdammte Fahne!" fluchte Brüllmann. Natürlich fluchte er nur innerlich.

„Was wollen Sie denn, Soldate?" fragte des Majors hübsche Köchin, als Brüllmann auf dem Flure in des Offiziers Wohnung stand. Etwas schüchtern gab Brüllmann Bescheid, er sei hergeschickt worden, um Holz klein zu hacken.

„I — davon weiß ich ja nichts, will aber gleich 'mal sehn." Sie lief fort und kam nach einer Minute wieder. „Die Herrschaften sind beim Ankleiden. Setzen Sie sich man so lange zu mir in die Küche."

So freundlich hatte seit Wochen niemand zu Brüllmann gesprochen. Er erinnerte sich, daß man ihm zu Hause oft gesagt, er sei zwar kein schöner Mann, aber er habe eine recht vorteilhafte Figur und auch seine Vorzüge. Das Beides wollte er nun dem Mädchen gegenüber geltend machen. Er

hatte seinen besten Drillichanzug an; denn er mußte doch anständig aussehen, wenn er des Majors Holz sägte und spaltete, das erforderte schon der Respekt. Dieser saubere Drillichanzug trug auch dazu bei, seinen Mut zu erhöhen. Doch, was sind Vorsätze bei schwachen Menschen!

Er folgte dem Mädchen in die Küche, wo ihn alles so gemütlich anlachte, alles so blank und sauber schimmerte und ließ sich dort auf den großen Holzstuhl nieder, dessen Lehne man umklappen konnte, und dann wurde ein Tritt daraus. Die Köchin aber setzte sich ihm gegenüber auf den Herd. Sie sahen sich an und lächelten, blickten weg in irgendwelche Ecken der Küche, in denen doch, weiß Gott, nichts Besonderes zu begucken war, sahen sich wieder an und lächelten abermals.

Das weibliche Wesen brach zuerst das Schweigen. „Wo sind Sie denn her, Soldate?"

„Ich bin her — aus Bienenburg thue ich sein, bin ich — — und Sie?"

„Ich bin aus'm Bückeburgischen."

„So, aus Bückeburg."

„Nee — aus'm Bückeburgischen, aus'm Dorfe Heister."

„Aus'm Dorfe Heister."

„Ja."

„Hm."

Und nach diesem „Hm" fing Brüllmann an die Steinfliesen, mit denen der Boden der Küche belegt war, zu betrachten. Ob wirklich etwas Auffälliges an denselben gewesen? Vergleiche mit altrömischer Mosaik konnte Brüllmann doch nicht anstellen; denn Neurom und Altrom schwammen ihm in einem gewissen Düster durcheinander; als ihm jemand von Romulus erzählte, hielt er diesen für den ersten Papst, und von Mosaik wußte er nun gar nichts.

„Wie heißen Sie denn, Soldate?" hub die aus dem Bückeburgischen zuerst wieder an.

„Ich thue heißen — ich heiße," antwortete der aus

Bienenburg und stockte; denn es fiel ihm ein, daß Unteroffizier Wittig ihm immer siebenundsiebzig Vornamen gab — bei jeder Anrede neue siebenundsiebzig! — und er konnte sich nicht gleich auf den richtigen besinnen.

„Na!“ munterte die Dame ihn auf.

„Gottlob Brüllmann heiße ich,“ sagte Brüllmann darauf fest und bestimmt. Es klang gerade so, als wenn er ein wichtiges Geheimnis verraten hätte und warne die Hörerin durch den Ton seiner Stimme: da habe sie es nun, und sie möge die Folgen sich selber zuschreiben.

Das Mädchen plauderte frischweg aus: „Und ich heiß' Lisette Baum.“

Gottlob erzählte, er habe einmal eine Lisette gekannt, die sei aber nicht aus dem Bückeburgischen gewesen — jedenfalls eine sehr gute Bemerkung.

„So! Woher war sie denn?“ erkundigte sich die Lisette auf dem Herde.

„Aus Bienenburg!“ versetzte Brüllmann mit Nachdruck.

Das Stubenmädchen Marianne kam in die Küche. Marianne und Lisette tauschten einige Gedanken in der Augensprache miteinander aus, und Brüllmann wurde noch verlegener, als er schon war.

Pause.

Marianne wendet sich an Gottlob: „Wie lange dienen Sie schon, Musketier?“ Sie sagte Musketier, um ihre militärischen Spezialkenntnisse leuchten zu lassen.

„Fünf Monate.“

„So. Unser Hausbursche hat nächstens zwei Jahre gedient und wird nun bald beurlaubt,“ sagt sie. „Heinrich Graf heißt er, von der ersten Compagnie. Sollen Sie für ihn Bursche werden beim Herrn Major?“

„Nee! Ich soll hier nur heute Holz hacken.“

„Ach, das Holz ist noch gar nicht da. Ich hab gehört, wie der Major bei Tisch erzählte, es käme erst morgen. Die Pferde auf dem Gute draußen hätten heute keine Zeit.“

„Die Pferde hätten keine Zeit?“ fragte Lisette auflachend.

„Nun ja,“ entgegnete Marianne empfindlich. „Willst du vielleicht richtiger sprechen als der Major?“

„Na, ich meinte man.“

Marianne fühlte sich noch nicht beruhigt. Sie verlangte von Brüllmann Bestätigung, daß sie sich ganz richtig ausgedrückt und man ebenso gut sagen könne: ein Pferd habe keine Zeit, wie: ein Mensch habe keine Zeit. Brüllmann that das Klügste, was er thun konnte — er grinste.

Lisette schien von Eifersucht erfaßt zu werden, und sie deutete ihrer Kollegin durch die Blume an, außer der Essenszeit habe sie in der Küche gar nichts zu schaffen. Über diesen Punkt stritten sich nun die beiden. Lisette saß immer noch auf dem Herde und schwang einen Topfdeckel zur Bekräftigung ihrer Meinungen.

Sporentritte klirrten auf dem Flur draußen. „Der Major,“ rief Marianne leise, und Lisette beeilte sich, von dem Herde herunterzurutschen. Die gnädige Frau hatte ihr schon oft verboten, denselben zum Ruheplatz zu erwählen; es sei so unappetitlich, sagte sie. Nun verbiete man aber einem Gaul, Heu zu fressen, das vor seiner Nase liegt, oder einer Köchin, sich auf den Herd zu setzen, wenn das nun einmal ihre Leidenschaft ist.

„Wo ist der Mann?“ fragte der Major und guckte in die Küche.

Brüllmann stellte sich vorschriftsmäßig hin und meldete, wie ihm Wittig zu melden befohlen hatte: „Musketier Brüllmann — kommandiert bei dem Herrn Oberstwachtmeister zum Holzhacken.“

„Sie müssen morgen wiederkommen. Lisette, geben Sie dem Manne ein Butterbrot und ein Glas Bier,“ sagte der Oberstwachtmeister freundlich.

„Ach, Paul,“ ertönte eine neue Stimme, „gieb dem Soldaten doch lieber zwei Groschen; dafür kann er sich in

der Wirtschaft was geben lassen. Ich sehe es nicht gerne, wenn mit meinen Mädchen —"

Das war die Stimme der gnädigen Frau, der Gemahlin des Majors, welcher seine liebe Georgina aber unterbrach: er für sein Teil sähe es wiederum nicht gerne, wenn seine Leute in den Kneipen lägen.

„Ach — gnädige Frau — es ist ja noch der Klacks versalzene Kochbutter da und das ganze saure Brot; das käme ja doch sonst um," mischte sich auch Lisette ein.

Der Major lachte: „Komm Georgina, komm — der Wagen wartet, und die Pferde werden mir zu unruhig, wenn sie lange stehen müssen."

Die gnädige Frau warf einen strengen Blick auf Lisette und sagte: „Aber er soll nicht länger bleiben als bis er gegessen hat. Und dann paßt mir gut auf die Kinder, hört ihr. Die Gouvernante und Fräulein Helene nehmen wir mit. Übrigens kommen wir schon sehr früh wieder."

Lisette und Marianne thaten natürlich, als glaubten sie letzteres und wüßten nicht, daß Gesellschaft nach dem Landhause geladen sei.

Der Major reichte seiner Frau den Arm und führte sie hinaus. Brüllmann sah auch noch das Fräulein Helene, welches, menschlichen Berechnungen nach, im Laufe des Jahres seinen dreizehnten Geburtstag feierte oder schon gefeiert hatte, sowie auch das Tier, Gouvernante genannt. So lange die die Herrschaft umwallende Respektsatmosphäre sich noch nicht verzogen, verharrte die Dienerschaft in Schweigen; als aber das Hufschlagen der auf dem Steinpflaster forttrabenden Pferde heraufdrang und anzeigte, daß die Gestrengen aus der Nähe geschwunden, kehrte anderes Leben in die Mädchen und den Soldaten ein.

Lisette bereitete dem armen Soldaten das Butterbrot. Sie nahm aber weder den Klacks Kochbutter, noch von dem übersauerten Brote — was sich auch von selber versteht und eigentlich gar nicht erst angeführt zu werden brauchte —

sondern würzige Eßbutter und weiches, frisches Brot, und auf die Butter legte sie noch so viele Scheiben Wurst wie auf derselben Platz hatten.

„Es ist keine große Flasche Bier da — nehmen Sie zwei kleine, Soldate," sagte sie, indem sie mit freundlichem Lächeln das Mahl kredenzte. Brüllmann verzog lieblich sein Gesicht, plauderte aber nichts davon aus, sein Herz hege die feste Überzeugung, daß er zwei große Flaschen Bier bekommen habe.

Während er erst schüchtern, dann herzhafter schmauste, betrachteten ihn die beiden Mädchen unverwandt, und die Marianne, welche sich durchaus nicht vertreiben ließ, sann sogar, wie sie es ihrer Kollegin gleich thun und den Soldaten mit irgend etwas laben könne. Und zum Glück hatte sie etwas für ihn. Sie stand auf, ging hinaus und kam mit einer Cigarre wieder, die sie mit ihren Fingern — nicht erst auf einem Teller — unserm Brüllmann hinreichte.

„Aha," denkt der geneigte Leser, „eine gestohlene Cigarre, dem Major gestohlen. Dieses Dienstvolk!" So? Wer da denkt, Marianne müsse die Cigarren notwendigerweise gestohlen haben, der schäme sich. Die Sache verhält sich anders: Marianne hatte einen Bruder, einen ordentlichen Kerl, der sie zuweilen besuchte; für den hielt sie sich Cigarren, und zwar eine hochfeine Sorte, wie der Krämer Meyer, bei dem sie kaufte, behauptete. Sie kosteten auch das halbe Dutzend zwei und einen halben Silbergroschen, und es duftete lieblich, wenn sie verbrannten.

Lisette sah es zwar nicht gerne, wenn in ihrer Küche geraucht wurde, namentlich Cigarren von Marianne; aber sie konnte doch des Soldaten wegen nichts sagen.

Des Majors Kinder stellten sich ein, zwei Jungen und ein Mädchen. Die Jungen wollten natürlich Offiziere werden wie ihr Papa — das Mädchen auch. Sie ließ es sich von den Brüdern nicht ausreden, es ginge nicht an, und suchte die Mama auf ihre Seite zu ziehn. Die Mama

entschied auch stets zu ihren Gunsten. Kam sie aber mit diesem Bescheid zu den Knaben, so schwuren letztere, sie würden sie nie für einen Kameraden ansehen, so wenig wie einen Bürgerwehrlieutenant.

Die Kinder beguckten Brüllmann, fragten ihn, wie er heiße; erzählten ihm, der andere Bursche Heinrich wäre in Livree mit nach ihres Papas Gut gefahren, auf dem Kutscherbocke, neben Johann, dem Kutscher; redeten ihn anfänglich mit „Sie“ an; nannten ihn nach zehn Minuten „Du“; kletterten nach einer Viertelstunde auf ihm herum; prügelten ihn nach zwanzig Minuten, daß er sich vor Lachen nicht zu helfen wußte, und ritten nach einer halben Stunde auf ihm spazieren. Wenn Wittig ihn in diesem Augenblick gesehen hätte! Lisette und Marianne amüsierten sich königlich, wie Brüllmann auf allen Vieren auf den Steinfliesen in der Küche umherspazierte. Gottlob Brüllmann aber meinte bei sich: er hätte doch nie geahnt, daß er des Majors Kinder je würde so gerne leiden können.

Um sechs Uhr gab es großen Kaffee in der Küche, zu welchem der Soldat feierlichst eingeladen ward. Er blieb gerne. Was hatte er denn zu versäumen? Die Kinder tranken auch mit. Das machte die Sache allerdings ein wenig weniger gemütlich. Um halb sieben regnete es so heftig, daß die Mädchen erklärten, sie könnten Brüllmann nicht fortlassen: er würde sich ja bis auf den Tod erkälten. Um sieben war zwar wieder das schönste Wetter; allein um sieben hatten alle längst wieder vergessen, daß Brüllmann nur so lange bleiben sollte, bis er ein Butterbrot gegessen.

Die Freundschaft zwischen den Dienstmädchen und dem Soldaten gestaltete sich schnell sehr innig. Brüllmann erfuhr ihn Überraschendstes aus dem Haushalte vornehmer Herrschaften. Unter Chokolade des Morgens und zwei Braten des Mittags, glaubte er, thäte ein Major es nicht, und nun hörte er, man tränke morgens simplen Kaffee, der nach Mariannens Aussage sogar unverantwortlich dünn sein

sollte, die Kinder bekämen Milch, und mittags begnüge man sich einmal die Woche mit Rindfleisch und Gemüse; Wein käme nur für den Herrn Major und dessen Frau auf den Tisch.

Marianne fragte Brüllmann, ob er vielleicht einmal das Logis besehen wollte, und Brüllmann sagte ja. Auch Lisette schloß sich an. Darüber stichelte nun ihrerseits Marianne; zum Beispiel: die Köchin habe nichts in den Stuben zu suchen.

In einem Vorzimmer, wo die Bataillonsfahne stand, machte die kleine Gesellschaft Station. Wehmütig betrachtete Brüllmann „das Heiligste, wo der Soldat haben kann“ und gedachte der Qualen von gestern und heute.

Marianne und Lisette wollte gerne die Fahne einmal recht genau und in der Nähe sehn. Sie baten ihren Gast, den schwarzen Überzug abzustreifen. Er verstehe es doch? Brüllmann konnte sich auf keinen Fall blamieren und sagen, er verstände es nicht, und so begann er denn, in vollem Gefühle seiner Missethat und mit klopfendem Herzen, die Litzen zu lösen, nachdem Marianne und Lisette — hier, in den Stuben, wo Mariannens Reich ist, wird sie auch zuerst genannt — ihm versichert, kein Mensch sähe es, kein Mensch würde sie überraschen, kein Mensch würde sie verraten. Aber die Kinder? Nun, die waren ebenso neugierig wie die großen Leute und gelobten Schweigen, welches Knaben und kleine Mädchen bekanntlich oft besser zu beobachten wissen wie Erwachsene. Das macht, Kinder sind darin geübt. Wann im Leben hat man so viele Geheimnisse wie in der Kindheit?

Brüllmann entfaltete die Fahne. Mit heiligem Respekt schauten sie alle auf das ehrwürdige Symbol aus weißer Seide mit dem schwarzen Adler, welches der Musketier, den Fahnenstock zwischen den Beinen, mit den Händen ausgebreitet hielt. Seine Cigarre — denn Marianne hatte ihn stets mit neuen Glimmstengeln versehen, wenn der alte Asche geworden — hielt er dabei zwischen den Lippen, nur

mit der äußersten Spitze, möglichst weit aus dem Munde; denn die Tabaksrolle hatte sich bereits sehr verkürzt, und der beizende Rauch stieg ihm in die Augen.

Die Dienstmädchen konnten sich gar nicht satt sehen und befühlten auch prüfend den Stoff. In Brüllmann aber begann eine Ahnung aufzudämmern, Unteroffizier Wittig könne am Ende doch so unrecht nicht haben, was er bis jetzt durchaus nicht geglaubt. Die Kinder, bei denen nur das äußere Auge schaute und die keine höheren Gefühle bei der Betrachtung des Bataillonsheiligtums durchzogen, wandten sich bald ab und begannen ihren alten Mutwillen wieder.

August, der Älteste, dachte, es müsse doch einen schönen Spaß geben, wenn er Brüllmann gerade in diesem Augenblick tüchtig anrenne. Er zog sich in genügende Entfernung zurück, setzte sich mit voller Wucht in Galopp und stieß mit Brüllmann zusammen, wie wenn ein Panzerschiff das andere anläuft. Brüllmann taumelte und wäre beinahe vornüber gefallen, weil er den Flaggenstock zwischen den Beinen hatte; die rotglühende Cigarre entfiel seinen Lippen und gerade auf die Fahne. Qualm von verbranntem Stoff stieg auf, und als der Soldat mit einem Schreckensschrei die Cigarre mit seinen Fingern wegschleuderte, zum Fenster hinaus in den Hof, zeigte sich ein eingebranntes Loch gerade neben dem Adlerhals, groß genug, daß man den kleinen Finger hindurchstecken konnte. Totenbleich stierte Brüllmann auf die Fahnenwunde. Sein Verstand verwirrte sich. Er wollte mit dem Finger das Loch wegwischen; aber es blieb, es blieb wie in der Sage das Blut an des Mörders Hand.

Vielleicht wäre es am besten gewesen, wenn man den Kindern das Geschehene mit Geistesgegenwart verheimlicht hätte. Aber wo sollten die armen Menschen in diesem Augenblicke Geistesgegenwart hernehmen? Zudem verriet ihr starres Entsetzen, daß ein Unglück passiert sein müsse, und Marianne rief noch: „August, August — was hast du gemacht!“

August fing an zu heulen, als man ihm das Loch zeigte; seine Geschwister leisteten ihm Gesellschaft. Marianne und Lisette jammerten. Brüllmann blieb lange stumm; endlich brach er in den Seufzer aus: „Ach, euch wird nichts geschehen; aber ich, ich komme auf die Festung."

„Und du auch mit!" sagte Marianne in schrecklichem Tone zu August.

Da fing August an zu flehen, „es nicht nachzusagen," nichts zu verraten. Reinhold, sein Bruder, und Ami, seine Schwester, vereinten ihre Bitten mit den seinen. Zumeist aber flehten sie Brüllmann an.

Lisette gewann am ersten ihre Fassung wieder. Sie sagte den Kindern, sie wolle mit dem Soldaten sprechen, und hoffentlich würde er Erbarmen haben; vor allen Dingen aber müßten sie zu Bett, das sei das erste Erfordernis. Ehe die Kleinen sich aber von Lisette fortbringen ließen — denn Marianne, zu deren Geschäften es eigentlich gehörte, fühlte sich nicht dazu imstande —, erpreßten sie — wie sie meinten — von dem ihnen nun schrecklichen Brüllmann das Versprechen, ihre Sünde nicht anzuzeigen.

Als Lisette zurückkam, erzählte sie, die Kinder würden nicht wagen, den Mund aufzuthun; vor denen wären sie sicher. Aber, was sollten sie nun beginnen?

Brüllmann, der immer noch die Fahne hielt wie vorhin, begann grausige Bilder auszumalen von dem, was ihm bevorstände. Das Unglück könne nicht verheimlicht bleiben; durch Verschweigen verdoppele er sich nur seine Strafe.

Marianne schlug vor, sie wolle das Loch mit Seide stopfen; aber das nützte nichts; man sah die geflickte Stelle doch, und die Heiligtumsschändung wurde nur noch ärger.

„Gott verdamm mich!" fluchte Lisette zuletzt. „Um so einen alten Seidenlappen wird ein Spektakel gemacht wie um Jesus Christus. Wäre mir ein Loch in die Nase gebrannt, wer hätte sich wohl darum bekümmert?"

Das war nun eben Dienstmädchenlogik.

Zu einem Plane kamen die drei aber nicht. Brüllmann bestand darauf, er müsse sich angeben, während Marianne und Lisette meinten, er sollte die Fahne nur ruhig wieder in den Überzug stecken; vielleicht würde sie erst nach Jahr und Tag wieder einmal entfaltet — so oft käme das ja nicht vor — und dann sei schwer zu untersuchen, woher das Loch stamme; sie, Marianne und Lisette, würden schon wissen, was sie zu sagen hätten, wenn man sie wirklich befrage, und die Kinder würden sich hüten, etwas auszuplappern.

Den Tod im Herzen machte sich Gottlob Brüllmann, nach einem traurigen Abschied, auf den Weg nach der Kaserne zurück. Morgen wollte er sich dem Major zu Füßen werfen und um Gnade flehen. Bis dahin ruhte die Fahne wieder in ihrem Überzuge in ihrer Ecke. Sie plauderte nicht; davor konnte man sicher sein, so weit man der Erfahrung trauen darf, welche man seit historischen Zeiten — denn vom Märchenzeitalter spreche ich nicht — mit Fahnen gemacht hat.

Lisette und Marianne zankten sich diesen Abend noch fürchterlich, Lisette wälzte Marianne die ganze Verantwortung zu. „Du mit deinen abscheulichen Cigarren bist an allem schuld,“ sagte sie.

Wahrlich, schlimm genug endete der Tag für den guten Brüllmann. Wittigs Fluch hatte sich doch erfüllt!

Brüllmann suchte im Schlafe Trost. Erst nach elf Uhr senkte der Traumgott seinen Schleier auf ihn nieder. War es ein mitleidiger Geist? Sehen wir zu, was Brüllmann träumte.

Alles sei entdeckt; er stände vor dem Kriegsgericht. Das Urteil lautete natürlich auf den Tod durch Aufspießen mit der Fahne selbst. Aber die Herren hatten Mitleid mit seiner Jugend, und unter der Bedingung wollten sie Gnade für Recht ergehen lassen, wenn Brüllmann mit seinem ganzen Köper, so lang und so dick er wäre, durch das Loch in der Fahne hindurchkröche, ohne es noch weiter aufzureißen.

Und in seiner Verzweiflung erklärte er sich zu dem Unmöglichen bereit. Ein Gefreiter und ein Gemeiner mußten die Fahne ausgebreitet halten. Mit geschlossenen Augen that Brüllmann den Sprung. Die Fahne zerriß in tausend Fetzen. Natürlich. Der Feldwebel, der, um daß Maß voll zu machen, plötzlich auch mit dabei stand, zupfte ihn empfindlicher als sonst jemals früher am Ohr und sagte: „So, nun wirst du ohne Gnade totgeschossen.“ Erst kriechen — dann springen; erst totgestochen — dann totgeschossen werden: das verändert sich nun einmal so in Träumen. Die Generale vom Kriegsgericht meinten gemütlich: sie hätten es sich gleich gedacht, daß es so kommen werde. In der nächsten Minute waren die drei Tage um, welche Brüllmann von der Verkündigung bis zur Vollstreckung des Urteils noch zu leben hatte. Er kniete neben seinem offenen Grabe mit verbundenen Augen; trotzdem sah er alles. Da stand seine Mutter weinend neben dem General und wollte ihn mit Würsten und frischem Landbrot bestechen. Brüllmann schämte sich entsetzlich und suchte der Frau durch Winke begreiflich zu machen, daß sie etwas Unpassendes thue; aber, wie Weiber sind, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben — sie ließ nicht ab. Der General kämpfte offenbar einen schweren Kampf — — endlich nahm er die Würste und das Landbrot. Brüllmann wollte aufspringen und dem guten General, der sich der Bequemlichkeit halber die Würste um den Hals gehängt, danken; aber Unteroffizier Wittig ärgerte sich wahrscheinlich über die unzeitige Milde und versetzte dem Delinquenten einen solchen Stoß, daß er in sein Grab hinunterkugelte. Der Schädel brummte ihm, so daß er glaubte, er sei doch erschossen. Als er aber wieder zur Besinnung kam, fand er, daß er auf dem harten Holzfußboden der Kasernenstube lag. Wenn man bedenkt, daß er aus der oberen Bettreihe heruntergefallen war, kann man sich die Gefühle in seinen Knochen wohl vorstellen. Seufzend kletterte er wieder auf sein Lager hinauf und sehnte sich den

Rest der Nacht vergebens nach einer Wiederkehr des Schlafes. Eben im Traume hatte er schon alles überstanden gehabt; — jetzt aber lag das drohende Verhängnis in seiner ganzen Fürchterlichkeit noch vor ihm. —

Am nächsten Nachmittage mußte er wieder zum Major. Er konnte die Qual nicht länger ertragen und war fest entschlossen, zu beichten, sofort, noch ehe er das Holz zu hacken begann; aber er vermochte sich nicht dazu zu zwingen. „Wenn ich fortgehe will ich es thun," sagte er zu sich.

Lisette führte ihn in den Hof, zeigte ihm seine Arbeit und flüsterte ihm — denn Heinrich war in der Nähe — zu: „Alles gut. Niemand hat was gemerkt. Schweigen Sie nur."

Als er fertig war mit Sägen und Hacken stieg er die Treppe hinauf nach der ersten Etage, wo der Oberstwachtmeister wohnte, um sein Gewissen zu erleichtern. Er taumelte beinahe vor Angst und Aufregung. Wie ihm nun aber Lisette Bescheid gab, der Major wäre nicht zu Hause, atmete er doch auf und wartete nicht, sondern ging in seine Kaserne.

Den nächsten Tag litt der Dienst es nicht, daß er ausging, am dritten dachte er schon ruhiger über die Sache und schöpfte Hoffnung, das Loch in der Fahne möchte wirklich unbemerkt bleiben, wie Lisette prophezeite. So verging eine Woche. Frei und leicht fühlte er sich nicht. Die Unthat lastete schwer auf ihm, bereitete ihm viele sorgenvolle Stunden. —

Nun bekam das Armeecorps einen neuen General, und es wurde Brigadeexercieren angesagt für die Regimenter, zu deren einem Brüllmann gehörte. Der unglückselige Mensch meinte, der Schlag solle ihn rühren, als dieses bekannt gemacht wurde. Sich jetzt noch anzugeben, dazu schien es ihm zu spät; er wollte es auf sein gutes Glück ankommen lassen. Überstand es die Probe, so konnte er wieder freier atmen. Er wußte, daß die Fahne nur bei seltenen Anlässen enthüllt

wird; daß es auch trotz des Brigadeexercierens und trotz der Besichtigung durch den General nicht geschehe, darauf gründete er seine Hoffnung.

Der verhängnisvolle Tag brach an. Das Bataillon rückte nach dem zum Rendezvous bestimmten Orte aus. Die Fahne kam natürlich mit. Brüllmann hatte seinen Platz ganz nahe bei ihr. Während des ganzen Marsches mußte er sie anblicken und sich durch sie an seine Schuld erinnern lassen. Auch im Quartier noch verfolgte ihn ihr Bild; er glaubte sie immer vor seinen Augen tanzen zu sehen.

„Morgen früh, um sieben Uhr, steht die Compagnie fix und fertig da zum Fahneholen," hieß der Befehl.

„Also morgen früh! Alle guten Geister steht mir bei!" betete Brüllmann. Er wußte nicht, sollte er wünschen, daß morgen früh nie anbräche oder wünschen, es sei schon hinab getaucht in das Meer der Ewigkeiten hinter uns.

Morgen früh brach an. Die Compagnie rückte zum Fahneholen ab. O Freude, sie wurde verhüllt herausgetragen. Hoffnungsreicher marschierte Brüllmann hinter ihr her. Die Compagnie reihte sich dem Bataillon an, das Bataillon rangierte sich im Regimente, und mit klingendem Spiele ging es hinaus auf das Paradefeld.

„Man muß nie verzweifeln," gab Brüllmann sich selber eine weise Lehre. „Da hätte ich mir beinahe etwas Schönes eingebrockt durch meine Selbstangeberei." Eine Parade gehört mit nichten zu des Soldaten angenehmsten Stunden; aber Brüllmann war so vergnügt, blickte so strahlend drein, daß es selbst dem zugführenden Lieutenant auffiel und er meinte: „Sie glänzen ja über das Gesicht, als wenn Sie mit Butter geschmiert wären." Für einen Lieutenant gegenüber einem Gemeinen ist das eine immerhin sehr leutselige Bemerkung.

Das andere Regiment zog herbei. Was bedeutet denn das? Die XXger kamen ja mit fliegenden Fahnen herbei.

Donnerwetter! Brüllmann, der sich bereits im sichern Hafen wähnte, sah nun mit einem Schlage alles wieder aufs Spiel gestellt: Es gab zwei Möglichkeiten: entweder sein Regiment enthüllte die Fahnen ebenfalls oder das andere bedeckte die seinen wieder mit dem Überzug.

„Nanu, Brüllmann," sagte der Lieutenant wieder, „vorhin waren Sie wie Butter und jetzt sind Sie wie Käse?" Darauf lachte er ungeheuer über seinen Witz. Er hatte gut lachen. Wenn er Brüllmann gewesen wäre, er hätte auch wie Käse ausgesehen.

Die beiden Regimentskommandeure trafen und begrüßten sich. Ein Zwiegespräch entspann sich zwischen ihnen; dann trennten sie sich.

„Das war wegen der Fahnen," sagte Brüllmann zu sich selbst. Und so verhielt es sich auch. Jeden Augenblick erwartete Brüllmann nun das ihn ins Verderben stürzende Kommando; aber der Regimentskommandeur schwatzte mit größter Gemütsruhe mit Brüllmanns Major. Die beiden guten Leute ahnten gewiß nicht, mit welcher Spannung das Auge eines ihrer Untergebenen an ihnen hing, sonst würden sie ihn wohl beruhigt haben.

Das Schicksal mußte Brüllmann sehr gnädig gestimmt sein und seinen Ruin nicht wollen. Die XXger zogen ihre Fahnen ein.

„Na, war das ein Schreck. An den werde ich Zeit meines Lebens denken," murmelte Brüllmann, und die Käsefarbe schwand zusehends von seinem Gesichte.

Staub wirbelte auf. Blinkende Helmspitzen wurden sichtbar. „Der General!" ging es von Mund zu Munde. „Stillgestanden — richt't euch!" erscholl das vielfach wiederholte Kommando. Es war eine Pracht, die lange, schnurgerade Linie zu mustern, alle die kräftigen Gestalten in den neuen Uniformen, wenn auch einzelne von den Gesichtern etwas dumm aussahen.

Es war aber nicht der General, welcher heransprengte,

sondern nur der Brigadechef. Er grüßte seine Leute, freute sich über das tausendfache: „Guten Morgen!“ das ihm zum Gegengruß zuscholl, ließ dann wieder rühren und wechselte einige Worte mit dem Regimentskommandeur. Ein Adjutant sprengte zu den XXgern hinüber; bei den YYgern aber wurde befohlen, die Fahnen flattern zu lassen.

„Sind Sie unwohl geworden, Brüllmann — nehmen Sie sich nur die paar Augenblicke noch zusammen; da kommt der General schon,“ sagte der Lieutenant und faßte dann seinen Degen fester; weiter konnte er sich nicht um Brüllmann bekümmern.

Und richtig, jetzt kam der General herangebraust. Hei, wie er mit seiner glänzenden Suite vor den präsentierten Gewehren die Front hinabsauste; wie sein Pferd den Grund schlug und dabei schnob und wieherte; wie die Helmbüsche flatterten; wie alle Augen so mutig blitzten, als wolle jeder sofort in den Tod marschieren! Wer's von ferne sah, dem bebte das liebe Herz in der Brust vor Umgestüm, Soldat zu werden, — in früheren Zeiten mag mancher Sohn durch solches Schauspiel sirenenhaft angezogen sein, und seine Mutter hat ihn nicht wieder losbitten können vom Hauptmann.

Langsam, im Schritt, ritt der General die Front wieder zurück. Vor dem Bataillon am rechten Flügel, demjenigen, das Brüllmann zu seinen Zierden zählte, hielt er an.

„Freue mich über die prächtige Haltung der Leute — tapferes Bataillon. Sehe da ein Kugelloch in der Fahne. Immer ein Ruhm das für ein Bataillon, fürs ganze Regiment. Wo ist's gewesen, daß Sie so dick im Feuer standen, Herr Major?“

Der Major führte das Bataillon erst seit nach dem Feldzug. Er erinnerte sich nicht, daß ihm jemand gesagt oder daß er gesehen, es seien Kugeln durch die Fahne geflogen; indessen der General hatte recht — der Augenschein lehrte es ihm —, und weil man einem General nie Ant-

wort schuldig bleiben darf, erwiderte er frischweg: „Bei Mars la Tour, Ew. Excellenz.“

„Bei Mars la Tour. Wackeres Bataillon. Die Fahne muß schleunigst das eiserne Kreuz erhalten. Ich erteile es hiermit.“

Der Hauptmann der Compagnie, in deren Mitte die Fahne getragen ward, guckte erstaunt nach dem Bataillonsheiligtum hinauf. Das Loch war da und ließ sich nicht hinwegleugnen. Leise schüttelte er den Kopf und meinte bei sich: „Sonderbar, daß es mir früher nie aufgefallen ist.“ Indessen hütete er sich, irgend welchen Einwand zu erheben; denn es galt ja ein eisernes Kreuz, und nach des Generals Worten war auch irgend welche nähere Untersuchung des Sachverhalts nicht mehr möglich. Man läßt sich wohl einmal etwas Gutes gefallen, wenn man auch das Bewußtsein hat, daß es nicht ganz verdient komme.

Der Feldwebel — jener selbe, der unserem Musketier die lange schriftliche Strafarbeit zudiktiert — hätte sich beinahe vor Erstaunen den Schnauzbart gedreht. War das eine Kugelspur da an der Fahne? Eher wollte er glauben, daß des Majors Rangen — sie hatten ihn einst sehr respektswidrig behandelt, als er zu einer Meldung in des Oberstwachtmeisters Haus gekommen — Unfug mit der Fahne getrieben. Nun, fürs erste war nichts zu thun; aber nach der Parade, da wollte er schon — —! Von des Generals Worten wußte er natürlich nichts. Er stand zu entfernt.

„Brüllmann! Nehmen Sie sich nur noch die paar Minuten zusammen. Es dauert ja nicht mehr lange,“ ermutigte der Lieutenant den vor Angst fast seinen Verstand verlierenden Musketier, bei dessen Wanken man befürchten mußte, er werde in der nächsten Minute hinstürzen. Es kommt das vor; einige Leute können das lange Stehen nicht vertragen.

Nach der Besichtigung folgte der zweite Akt der Haupt- und Staatsaktion, nämlich die Rede. Merkwürdig, daß

gerade beim Militär so viel geredet wird; man sollte doch eher annehmen nicht.

Der General war entzückt von der Brigade und sprach sein höchstes Lob, seine größte Zufriedenheit und Anerkennung aus. Vom allgemeinen lenkte er darauf auf das erste Bataillon des YYsten Regiments ein und verkündete laut: daß die Fahne desselben durch den feindlichen Kugelregen siegreich vorwärts getragen sei; die deutlichsten Spuren gäben Kunde und Zeugnis davon, französisches Blei habe ein Loch in sie gerissen — dieses Loch bedecke er hiermit mit dem eisernen Kreuze, verleihe es der Fahne feierlichst; von Seiner Majestät sei er zu solcher Ehrenbezeigung berechtigt; und wenn die Fahne das eiserne Kreuz habe, dann sei es so gut, als wenn jeder Mann im Bataillon es auf der Brust trage. Im weiteren Verlauf seiner Rede kam das Loch in der Fahne noch viermal vor; und als er in seiner Begeisterung den Faden verloren, knüpfte er mit dem Loch in der Fahne wieder an. Unteroffizier Wittig mußte vortreten, bestätigen, daß er schon bei Mars la Tour Fahnenträger gewesen, und weil er das eiserne Kreuz schon besaß, aber noch eine Belohnung erhalten sollte, so schenkte ihm der General seine goldene Uhr für seinen Mut und seine Tapferkeit. Was Wittig in diesem Augenblicke in seinem lieben Gemüte dachte, davon hat er niemals einem Menschen einen sterbenden Hauch verraten.

„Na, sehen Sie, Brüllmann! Es geht alles, wenn man will und sich anstrengt. Sie scheinen jetzt wieder ganz wohl und frisch,“ sagte der Lieutenant, während Wittig mit seiner Fahne vor dem General stand.

Seine Excellenz, der Corpskommandeur, ließ die Brigade in Paradeformierung an sich vorbeimarschieren und dann in ihre Quartiere einrücken. Während die Leute schon abzogen, rief er noch die Herren Offiziere zusammen. Und was sagte er ihnen? Kein Wort. Er legte stumm salutierend die Finger an den Helm, genau dieselben Honneurs machten

die Offiziere — damit nahm er offiziell besonderen Abschied von ihnen und drückte ihnen seine besondere Hochachtung aus. —

„Wittig,“ sagte der Feldwebel, „ist denn das wirklich ein Kugelloch in der Fahne?“

Wittig hatte eine goldene Uhr von Seiner Excellenz in der Tasche. „Zu Befehl, Herr Feldwebel,“ antwortete er. Ich behaupte durchaus nicht, daß die goldene Uhr irgend welchen Einfluß auf Unteroffizier Wittigs Antwort ausgeübt habe. Der Feldwebel wiegte sein weises Haupt und drehte seinen großen Schnauzbart und — ließ die geheimnisvolle Geschichte geheimnisvolle Geschichte sein. Was sollte er auch anderes thun. Genau wie er machten es noch einige andere, die bereits seit Mars la Tour her beim Bataillon waren. Der Major hatte gesprochen, der General hatte ein eisernes Kreuz und eine goldene Uhr gegeben — die Sache war mithin über allen Zweifel erhaben und so rein und glatt wie sie nur sein konnte, wenigstens mußte man äußerlich so thun, als sei sie es. —

„Nein, dieser Kerl, der Brüllmann,“ sagten die Musketiere, „was der so lustig auf dem Tanzboden herumspringen kann und heute Morgen bei der Parade ist er beinahe umgefallen.“ Wenn ich der Brüllmann gewesen, wäre ich auch wohl über die Maßen ausgelassen und lustig gewesen; ob ich von meinen Lesern dasselbe voraussetzen darf, weiß ich nicht — denn es könnten doch ehrsame Matronen und alte Herren in weißen Krawatten, schwarzen Tuchröcken und etwas zu kurzen Hosen (was zusammen einen ungeheuer soliden Eindruck macht) unter ihnen sein; mit der Würde solcher Leute vereint es sich nicht, herumzuspringen wie ein Musketier.

Ob wohl einer im Bataillon ahnte, daß er für das Tanzvergnügen und die drei Seidel Freibier pro Mann einzig und allein Gottlob Brüllmann als bewegende Ursache Dank schuldete?

Warum der dumme Brüllmann wohl so ungeheuer viel lachte und den ganzen Abend und so unmenschlich viel von seinem baren Vermögen vertrank? —

Am andern Tage gab es ziemlich viel Katzenjammer bei der Brigade, auch bei den Offizieren, welche der General zum Souper geladen und mit Champagner traktiert hatte. Das geschah auch nur, weil Seine Excellenz so zufrieden waren, und, will man's genau nehmen, der Haupturheber dieser Festlichkeit war abermals Brüllmann. —

Das Bataillon rückte wieder in seine Garnison ein, und alles kam wieder in das alte Geleise. Die Affaire mit der Fahne geriet in Vergessenheit; nur der Feldwebel grübelte noch zuweilen über das Rätsel nach und hoffte dereinst dessen Lösung zu finden. Aus Wittig war nichts herauszupressen. Der glaubte jetzt selber an die Geschichte; daß Brüllmann mit ihr zusammenhing, wer konnte das vermuten!

Unser Musketier war übrigens mit nichten von aller Sorge befreit. Zuweilen plagte ihn die Furcht vor nachträglicher Entdeckung; das wichtige Geheimnis belastete seine Seele. Er fühlte sich schuldig, das ganze Bataillon und den Corpskommandeur hinters Licht geführt zu haben.

Es spräche nun auch aller poetischen Gerechtigkeit Hohn, wenn wir die Geschichte in dem Stadium, zu welchem wir sie bis jetzt fortgeführt, lassen wollten. Nein, sie nimmt ein anderes Ende als mit dem Irrtum des Generals.

August, des Majors Sohn, feierte seinen neunten Geburtstag. Sein Papa beschenkte ihn mit einem Pony und zwar, wie er ausdrücklich sagte, weil der liebe Junge das ganze Jahr hindurch kein unwahres Wort gesprochen und sich bei jeder Gelegenheit offen und aufrichtig gezeigt, selbst wo ihm eine Strafe gedroht; das möge er leiden, das zieme sich für einen zukünftigen Soldaten und, so Gott gäbe, werde er seinen Charakter nie ändern.

Diese Rede fiel dem Kinde schwer aufs Herz; es konnte sich den ganzen Tag und namentlich zu seinem Pony nicht

recht freuen; abends, als es im Bette lag, im Halbdunkeln — wenn das Auge nichts sieht, wagt sich die Zunge besser hervor —, gestand August seiner Mutter alles, was sich an jenem Nachmittage begeben, wo der Soldat zum Holzhacken bei ihnen gewesen.

Der Major brachte vor Staunen lange keine Silbe über die Lippen, als er den Zusammenhang erfuhr. Er war sehr ärgerlich, mußte aber doch über die kuriose Geschichte lächeln. August mußte ihm am nächsten Morgen das ganze Ereignis mit allen Umständen beichten, erhielt seine Ermahnung, den Befehl, auch ferner stillzuschweigen und wurde zum Pony in den Stall geschickt, das er nun erst mit Recht für sein eigen betrachtete. Lisette und Marianne wurden vernommen. Mit denen verfuhr man schon strenger. Der Major bedeutete ihnen, sie könnten sich gratulieren, und was die Frau Majorin ihnen bedeutete — na, man weiß, die schwächste Seite der Damen ist das Bedeuten nicht. Ich hätte während der 41 Minuten und 59 Sekunden, die es dauerte, weder Marianne noch Lisette sein mögen.

Nachdem durch die Vernehmung der Zeugen der Fall spruchreif geworden, wurde der Hauptschuldige vorgeladen. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf Brüllmann der Befehl, sich nachmittags punkt drei Uhr im Ordonnanzanzuge bei dem Herrn Oberstwachtmeister zu melden. Er versprach sich wenig Gutes von diesem Besuche, trotzdem er seine trüben Ahnungen möglichst zu verscheuchen suchte, indem er sich einredete, es seien bloße Hirngespinste. Wir wissen, daß es keine waren.

Kalt, mit der Miene eines Richters, der ohne Herzerregung einen Menschen zu fünfzehn Jahren Zuchthaus verurteilt hat und dann Frühstücken geht, empfing der Major den p. p. Brüllmann, ließ ihn stramm vor sich stehen bleiben und begann: „Nun, Brüllmann, das sind ja reizende Geschichten!“

„Um Gottes willen!“ dachte Brüllmann. Am liebsten

wäre er seinem Offizier zu Füßen gestürzt, um Gnade zu erflehen; aber der militärische Geist war zu stark in ihm — dergleichen Stellungen, wie Knien, darf man nur in „Rührt euch!“ einnehmen. Immer noch flackerte das schwache Hoffnungslämpchen in seiner Seele, irgend ein sonstiges Vergehen habe ihm die Realcitation bei dem Major eingetragen. Ein richtiger Soldat hat stets eine tüchtige Sünde auf dem Kerbholz, und wenn er sich derselben auch nicht bewußt ist, muß er doch das Gefühl davon haben.

„Also,“ fuhr der Major fort: „Sie machen es sich einen ganzen Nachmittag lang in meiner Wohnung bequem, nachdem ich fort bin — hinter meinem Rücken, was doppelt schlimm ist.“

Hätte Brüllmann es in des Majors Gegenwart gewagt, wäre es nicht einfach, sondern dreifach schlimm gewesen, wegen der Frechheit. Des Majors Worte sind also ganz logisch.

„Mit Ihren schlechten Cigarren laufen Sie in meinen Stuben herum. Sie unterstehen sich die Fahne zu entfalten — — still, keine Gegenrede, nicht den Mund aufgethan, so lange ich spreche! Nur Sie allein sind der Schuldige. Die Kinder haben in solchen Dingen noch keinen Verstand, Dienstmädchen auch nicht. Aber Sie, Sie sollten wissen, daß die Fahne das Heiligste ist — — was murmeln Sie da!“

„Ich — ich — Herr — Herr Ma — —“

„Was haben Sie gemurmelt. Gestehe es, Kerl, oder —!“ Der Major wurde erregt; er konnte nun einmal kein Räsonnieren leiden.

„Wo der Soldat hat,“ stöhnte Brüllmann.

„Wo der Soldat hat? Was bedeuten diese Worte — 'raus mit der Sprache!“

„Wo der Soldat hat. — Die Fahne thut sein — thut sein thun — — die Fahne ist das Heiligste, wo der Soldat

haben kann," sagte Brüllmann, genau in dem Tone, als wenn er in der Instruktionsstunde antworte.

„Ich glaube, du bist verrückt geworden. Hm — du weißt also, was deine Fahne dir sein soll, und dennoch bist du so leichtsinnig mit ihr umgegangen! Also — die Kinder, die Dienstmädchen, auf die wälze nur nichts. Du warst der vernünftige Mensch unter ihnen, Sie allein trifft die Verantwortung, dich kann man bestrafen, Sie müssen die ganzen Folgen tragen. Ja, es bleibt nie ungerochen, wenn man in seines Majors Wohnung den Herrn spielt und in seines Majors Wohnung raucht. Aber nun sagen Sie mir, Musketier Brüllmann, was soll geschehen? Seine Excellenz hat da der Fahne das eiserne Kreuz verliehen für das Loch, das Sie mit Ihrer Cigarre hineingebrannt haben. Ich bitte mir eine Antwort aus." Und volle zehn Minuten quälte der Oberstwachtmeister den armen Kerl damit, er müsse angeben, wie man die Sache wieder ins Geleise bringe. Brüllmann befand sich in der entsetzlichsten Verlegenheit.

„Sie wissen es nicht? Schön, so will ich es Ihnen sagen. Vor allem müssen Sie in Arrest und zu Festungshaft verurteilt werden. Am besten wäre es, man schösse Sie tot, damit die Zeugen für die unglückselige That und die fürchterliche Blamage aus der Welt kommen." Damit lenkte der Oberstwachtmeister in die eigentliche Strafpredigt ein. Sie war fürchterlich. Brüllmann glaubte sich wie in ein Meer versenkt; aber als er endlich, endlich aus dem scheinbar bodenlosen Abgrund herauftauchte, hatte er doch so viel begriffen, daß die ganze Art des Vorfalles dessen Verheimlichung nötig machte, folglich er auch wegen desselben nicht zur Strafe gezogen werden könne. Fürs erste befahl ihm der Major unter gräßlichen Drohungen Schweigen; er wolle Seiner Excellenz den Fall mitteilen und von der Entscheidung Seiner Excellenz werde es dann abhängen, ob man irgend ein militärisches Vergehen des

Brüllmann zum Vorwande nehmen und ihn auf dieses hin erschießen oder auf die Festung schicken wolle. Damit wurde Brüllmann entlassen. Auf dem Flur begegnete ihm Lisette, immer noch weinend. Die beiden drückten sich stumm die Hände. Unglück bringt die Menschen einander nahe.

Der Major reiste zu Seiner Excellenz dem Korpskommandeur. Was Seine Excellenz sagte, als sie vernahm, woher das Loch in der Fahne stamme, wissen wir nicht. Jedenfalls aber erachtete der General es für das Geratenste, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und so behielt die Fahne ihr eisernes Kreuz, Unteroffizier Wittig seine Uhr.

Nochmals wurde Brüllmann citiert und ihm nach einer nochmaligen über alle Beschreibung vernichtenden Rede mitgeteilt: der General fühle Mitleid mit seiner Jugend; brächte man die Sache vors Kriegsgericht, so würde Brüllmann hingerichtet; das wolle Seine Excellenz in ihrer Güte und Humanität indessen nicht; so solle denn das furchtbare Verbrechen vertuscht werden, vorausgesetzt, daß Brüllmann sich durch tadellose militärische Führung solcher Gnade würdig mache — wo nicht, werde er noch nachträglich den Gerichten überliefert.

„Das merken Sie sich, Brüllmann — abtreten!"

„Das lief noch gut ab," sagte Brüllmann zu sich. „Wenn der General nicht gewesen wäre mit seinem eisernen Kreuz — o weh, wo säße ich da jetzt!" Daß nur aus Rücksicht auf ihn ewiges Geheimnis über den Vorfall gebreitet werden sollte, das glaubte er nicht; dazu war er nicht dumm genug.

Gerne hätte er Lisette gesehen, als er aus des Majors Wohnung ging; aber die war in der Küche beschäftigt unter Aufsicht der gnädigen Frau. Ihr sowohl wie Marianne wurde es ebenfalls nur als eine besondere Herzensgüte gepriesen, wenn man sie nicht der Polizei übergab wegen ihrer

Mitschuld an dem Loch in der Fahne; käme es dennoch heraus, so könnte sie niemand vor dem Gefängnis retten. Unter so bewandten Umständen hielten Lisette und Marianne natürlich reinen Mund. Vollständig jedoch waren sie erst ruhig, als ihnen Brüllmann bei einem zufälligen Begegnen mitteilte, auch ihm sei nichts geschehen. Man verabredete weitere Rendezvous, bei welchen anfänglich Lisette und Marianne gemeinschaftlich erschienen; später aber verdrängte die resolutere Lisette ihre Kollegin — sie sagte, ihr Anrecht auf den Soldaten sei größer; denn Marianne mit ihren abscheulichen Cigarren hätte ihn und sie alle beinahe ins Elend gestürzt. Marianne fand anderswo ihren Trost, Brüllmann, dem es ganz gleichgültig gewesen, ob Marianne, ob Lisette, gewöhnte sich an Lisette, und bildete sich ein, seine Neigung habe ihn gerade zu dieser hingezogen.

Und so war denn alles in Ordnung gekommen und zu einem schönen Ende. August trug kein Geheimnis mehr auf seinem kleinen Herzen. Brüllmann und die beiden Dienstmädchen atmeten eigentlich erst jetzt wieder freier auf, wo die Furcht vor einer plötzlichen Entdeckung nicht mehr wie ein Damoklesschwert über ihrem Haupte hing. Der Major wußte, wie es sich mit dem Loche in der Fahne verhielt und konnte ruhig deswegen schlafen. Das Bataillon erfreute sich einer ehrenden Auszeichnung, und Wittig prahlte und prunkte mit seiner Uhr. Zu seinen Kriegsgeschichten kam eine neue hinzu: wie er bei Mars la Tour, von Kugeln umpfiffen, die Fahne getragen, ohne zu wanken, ohne zu weichen, rechts und links neben ihm alles niederstürzend, umwallt von Pulverdampf ꝛc. ꝛc. Wittig verstand sich auf malerische Ausschmückung seiner Heldenthaten. Hörte Brüllmann zufällig zu, dann juckte es ihn in den Mundwinkeln und er hätte gerne laut herausgelacht; aber er wußte, was auf dem Spiele stand und beherrschte sich.

Nur einer war nicht befriedigt und quälte sich ab, woher das Loch in der Fahne, welches dem Bataillon so viel Ruhm eingebracht, seinen Ursprung ableite — der Feldwebel nämlich; aber es schadete nichts, daß der sich auch einmal ein bißchen quälte.

Hahns Streiche.

Vor der Garnisonskirche wartet das erste Bataillon des . . 8ten Regiments. Da Garnisonskirchen selten belagert zu werden pflegen, so dürfen wir wohl annehmen, daß die Soldaten befohlenen Gottesdienstes halber hier warten. So ist es auch. Man kam natürlich viel zu früh; die Uhr schlug eben zehn, und vor halb elf wird drinnen nicht Platz. Der Oktobertag zeigt sich wenig freundlich, ein kalter Wind weht und macht das Stehen auf dem Pflaster verdammt ungemütlich. Viel gemütlicher ist es in der kleinen Kneipe dicht bei, die man erreicht, wenn man ein paar Schritte um die Ecke huscht. Hier hat sich auch in der That eine kleine Gesellschaft zusammen gefunden, aus $3^1/_2$ Achtel Freiwilligen, $3^1/_2$ Achtel Unteroffizieren und 1 Achtel — nämlich zwei Mann — gewöhnlichen Gemeinen bestehend, welche letztere, von den anderen weggerückt, schweigend in einer dunkeln, versteckten Ecke am Ofen sitzen, nur dann und wann einen neidischen Blick auf die lustigen Einjährigen werfen und leise auf sie fluchen. Als der Musketier Fliege, welcher als Posten am Eingange der Gasse als Wache aufgestellt war, von draußen an das Fenster klopfte, zum Zeichen, es sei so weit, sprangen alle auf, bis auf die beiden im finstern Eck. Nur einen Blick wechselten sie, als die Kameraden die Schenke verließen, ohne sie aufzufordern, mitzugehen; doch dieser eine Blick genügte — er war ein vollständiges Komplott. Die anderen eilten fort und mischten sich so harmlos unter die in die Kirche hinein-

drängenden Soldaten, als wenn sie die ganze Zeit vorher im stillen ein Vaterunser nach dem andern gebetet hätten.

„Heda! Junge noch ein Glas! Trinkst du auch noch ein Glas, Blase?“ — „Ich thue auch noch ein Glas trinken, Hahn. Junge, mir auch noch ein Glas.“ „Junge, dich soll der Teufel sauer kochen, noch zwei Gläser!“ brüllte Hahn, als der Kellnerbursche nicht sofort erschien. Ein ganz anderes Leben war in ihn gefahren, seit die hochnasigen Freiwilligen und die niederträchtigen Unteroffiziere aus dem Bereiche der Kneipe entschwunden. Das Geld zur Zahlung für das Bier warf er auf den Tisch, daß die Stücke klirrten und auf den Boden kollerten. Bei einigen Leuten gilt das für fein, für ein Zeichen von Verachtung des Mammons, verbunden mit großem Besitz desselben. Andere wieder behaupten das Gegenteil.

Zwei Droschkenkutscher, ein Dienstmann, zwei junge Burschen und ein Individuum aus der Familie Lumpenpack gesellten sich zu den Soldaten und gerieten in ebenso wichtige wie belehrende Gespräche mit ihnen. Verschiedene Geheimnisse der hohen Politik wurden enthüllt — wobei Leute wie Bismarck schlecht wegkamen — und aus dem Bereiche der Naturwissenschaften Dinge mitgeteilt, welche, wenn die Ärzte und die sogenannten Gelehrten sie nicht beharrlich hochmütig verschmähten, die Menschheit von allem Leiden zu befreien und die Streitigkeiten über das Wesen des Universums endgültig beizulegen sehr geeignet schienen. — Gegen die Mittagsstunde wollte Blase fortgehen, um seine Mahlzeit in der Kaserne nicht einzubüßen. Hahn aber lachte ihn aus, fragte, wie man der lumpigen Menage wegen auch nur einen Schritt thun könne, schwur falsch: er habe noch nie einen Bissen Menage hinunterschlucken können, so oft er es versucht, sondern ihn immer wieder ausspeien müssen. Die übrigen, welche, bis auf die beiden Burschen, ihre Dienstzeit bereits hinter sich hatten, stimmten Hahn bei und verurteilten gleich ihm die Soldatenkost schonungslos.

Blase wagte schüchtern die Entgegnung, zuweilen sei sie doch nicht so ganz schlecht, heute zum Beispiel Schweinefleisch mit Sauerkraut dürfe doch niemand verachten. Aber da fielen alle über ihn her, setzten ihn in die ärgste Verlegenheit und bewiesen ihm seine Einfalt.

Haarsträubende Geschichten kamen an den Tag. Man sollte glauben, es würden gar nicht mehr die Hände bei Zubereitung der Menage benutzt, sondern die Ingredienzen einfach mit den Füßen zusammengestoßen und zusammengequetscht — ganz einerlei, was sich draußen an die Stiefel angesetzt hatte oder wo hinein die Köche getreten waren —; Löffel seien unbekannte Instrumente, und würden die sogenannten Speisen mit alten Besenstielen umgerührt; käme das Fleisch vom Schindanger oder gar aus der Anatomie; sei eine große Tonne Maschinenschmiere nur zum Scheine aufgestellt und würden die Gerichte Sonntags mit Katzen- und Hundetalg, Wochentags mit Petroleum geschmälzt. Das Individuum erzählte, wie ihn einmal ein Mann aus seiner Korporalschaft ein Stück Stiefelschaft, drei sauber ausgekaute Priemchen Tabak, ein Stück Menschenknochen, zwei Scherben, drei Dosen Wichse und eine lebendige Ratte gebracht, welche er in seinem Essen gefunden; für sein Beschweren sei der Mann noch obendrein bestraft worden. Alle bestätigten, so sei es beim Militär. Nachdem Blase in solcher Manier bedeutet worden, was eigentlich Menage sei, konnte er sich doch nicht blamieren und welche essen wollen. Das Individuum, welches durch seine Geschichte auf feine Weise an den Mann gebracht, er sei Korporal gewesen, versicherte Blase höhnisch: Schweinefleisch sei Katzenfleisch und Sauerkraut Gras.

Man beschloß in der Kneipe zu dinieren. Es gab ein lukullisches Mahl: die Suppe war abscheuliches Spülicht, das Rindfleisch eine leimige Masse, das Gemüse ein Gemisch von zerhackten Kohlstrünken und Kartoffelschalen, der gebratene Schweinsrücken eine Trichinenmetropole, die Sauce

geschmolzene Pomade, das Pflaumenkompott mit Haut überzogene Kerne. Hahn aß wenig; Blase würgte, um sich keine Blöße zu geben, weil das mit Gier sich vollstopfende Individuum die Speisen lobte.

Nach dem Essen rückten die Soldaten, ein Dienstmann und das Individuum zum Kartenspiel zusammen. Die Herablassung des letzteren Mannes war in der That bewunderungswert. Er sagte aber auch, daß er gar nichts auf militärischen Hochmut halte. Im weiteren Verlaufe des Gesprächs wurde er gar Feldwebel, und wir zweifeln nicht, daß er es noch bis zum General gebracht, wenn die Gesellschaft fortgefahren hätte, das deutsche Heerwesen zu organisieren. Aber das Spiel nahm bald jedes Interesse in Anspruch. Während desselben bezahlte er seine Zeche von gewonnenem Gelde. Vermutlich hatte er hierauf gewartet, um sich die Mühe zu sparen, sein Portemonnaie aus der Tasche zu holen. Um drei Uhr war Blase gerade noch nüchtern genug, um zu bemerken, daß der Fremde sie auf das Unverschämteste betrüge. Ohne das geringste Zartgefühl zu bekunden, sagte er ihm das gerade ins Gesicht. Hahn fügte hinzu, er solle ihn nur nicht für so dumm halten, daß er ein Wort von seinem Unteroffizier- und Feldwebelavancement glaube. Das Individuum, als ein kluger Mann, stritt sich nicht, sondern stand auf und verließ das Lokal, mit einer Barschaft von 11½ Silbergroschen in der Tasche, was genau 1 Mark 15 Pfennig mehr waren, als er beim Betreten der Wirtschaft darin hatte. — Um halb vier fiel Blase mit dem Kopf gegen Hahn und bekam von diesem einen Stoß; um dreiviertel auf vier fiel Hahn gegen Blase und erhielt seinen Stoß zurück. Punkt vier fielen sie beide gegeneinander, und senkte sich zugleich der Kopf des Dienstmannes zum Schlafen nieder. —

Schon war völlige Dunkelheit eingetreten, als Hahn den Kopf wieder hob und um sich schaute. In der Kneipe brannten die Gasflammen, und die Tische hatten sich ge-

füllt. Er stieß Blase an und rüttelte ihn aus dem Schlafe. Die beiden sahen sich ins Gesicht und suchten ihre Gedanken so weit zu sammeln, daß sie ein zur Sachlage passendes Wort finden konnten. „Trinkst du noch eins, Blase?“ brachte Hahn endlich über seine Lippen. „Ich trinke noch eins.“ Blase stierte dem Kumpan ins edle Antlitz und bewegte den Mund einige Male, als ob er die acht Worte erst kauen, hinunterschlucken und verdauen müßte, ehe er dahinter gekommen, welcher Sinn und welchen Zusammenhang mit den Rätseln dieser Welt in ihnen versteckt sei. Nachdem er sich lange genug besonnen, fragte er: „Wie?“ — „Trinkst du noch eins, Blase? — Ich trinke noch eins,“ wiederholte Hahn. Blase begriff, zögerte aber noch mit seinem Entschluß; er holte den Geldbeutel aus der Tasche und zählte die Vorräte desselben. Hahn machte ein Gesicht, als gälte es den Pythagoräischen Lehrsatz zu beweisen — was doch für ihn gewiß keine Kleinigkeit war — und sagte, Blase die Hand schwer auf die Schulter legend: „Ich meine — nur wenn du der Mann dazu bist! Ich sage dich bloß, stürz dir nich in Unkosten! Wenn du der Mann dazu bist!“ Sowohl Hahns Mienen, sowie seine Rede verfehlten ihren Eindruck auf Blase nicht. Er kam wirklich so weit, um herauszustottern: „Du trinkst noch eins, Hahn?“ — „Wenn du der Mann dazu bist, Blase, trinkst du noch eins mit. Aber gieb acht! Ich sage dich: bloß wenn du der Mann dazu bist. Stürz dir nich in Unkosten. Wenn du der Mann dazu bist!“ — „Ja, ich trinke noch eins, Hahn,“ rief Blase. Als das Bier vor ihm stand, zeigte es sich aber, daß er doch nicht der Mann dazu war; zwei Schlucke brachte er hinunter, mehr nicht. Er wollte weiter schlafen und bestand auch auf diesem Verlangen mit einer so eigentümlichen Hartnäckigkeit, daß Hahn es für nötig hielt, ihn nach Hause zu bringen. Unterwegs versuchte Blase mehrere Male ein Lied anzustimmen, und es kostete Hahn große Mühe, ihn mit geheimnisvollen Redensarten immer wieder

zum Schweigen zu bringen. Vor der Kaserne lieh er sich von seinem Kameraden zehn Groschen, wenn er, Blase, der Mann dazu wäre, und Blase war es diesmal auch. Ehe Hahn abermals in die Welt hinaussteuerte —, denn sein Thatendrang war noch lange nicht gestillt — wusch er sich unter der Hofpumpe den Kopf und säumte dann nicht länger, einen Ort aufzusuchen, wo man ihm sein Geld in Bier umwechselte. Deuten wir Hahns Erlebnisse in der Zeit von acht Uhr abends bis gegen Mitternacht einfach dadurch an, indem wir berichten: wie sich um zwölf Uhr die Thür einer Kneipe öffnete und ein Soldat hinausgeworfen wurde. —

Blase dankte Gott, als er oben in Stube No. 14 in seinem Bette lag, schloß die Augen, dachte mit Schaudern daran, wie es ihm wohl morgen ergehen werde, wenn sein Fortbleiben vom Kirchenbesuch bemerkt worden, klapperte einige Male mit den Zähnen und schlief dann ein. Weder das Hereinpoltern seiner Kameraden und deren Lärmen störten ihn, noch der dröhnende Tritt des um halb zwölf abrevidierenden Offiziers du jour. Um diese Zeit hat der Gemeine das Recht zu schlafen. Niemand verlangt von ihm, daß er aus dem Bette springe und sich im Hemde vorschriftsmäßig vor dasselbe hinpflanze, wenn der Lieutenant durch die Säle schreitet. Sogar wenn er wacht, darf er doch die Augen zudrücken und die sonderbarsten Töne von sich geben, unter dem Vorwande, zu schnarchen. Der einzige, welcher sich dem Schlummer entreißen muß, wenn der Offizier du jour seine Aufwartung macht, ist der Korporalschaftsführer oder Stubenältester. Der hieß in unserem besonderen Falle Sachs, Hans Sachs; er war auch Schuster von Haus aus. Dieser wohlwollende Mann sah mit Erstaunen, daß die Bettstelle seines Lieblingsrekruten leer war. „Da fehlt jemand," sagte der Lieutenant. „Wie heißt der Mann?" Sachs mußte antworten: „Schnurr, Heinrich Schnurr." — „Schnurr — sonderbarer Name." Sergeant Sachs widersprach dem nicht. Der sonderbare Name wurde

aufnotiert, und der Lieutenant setzte seine Runde fort. Ob er noch mehr Opfer fing, wissen wir nicht, und es ist auch zu sehr der Betreffenden Sache, als daß wir uns darum zu kümmern hätten. Sergeant Hans Sachs streckte sich wieder auf seine Roßhaarmatratze, schüttelte das Haupt über Heinrich Schnurrs Ausbleiben, schnellte plötzlich in die Höhe — denn es war ihm gerade so, als hätte er den Rekruten sich räuspern hören —, stierte durch die Finsternis nach Schnurrs Lager hin, sank langsam auf das eigene zurück und fing an zu träumen, sein Schützling und Lieblingsrekrut sei desertiert. —

Eben war Lieutenant Braus von den . . 4gern von seiner Ronde in die Hauptwache zurückgekommen. Er setzte den Helm ab, zog die Handschuhe aus, legte den Degen ab und wollte sich dann auf das Feldbett ausstrecken, um einige Stunden zu schlummern, als es drüben in der Wachtstube für die Gemeinen zu spektakeln begann. Er lauschte einen Augenblick, brummte eine Verwünschung, denn er war müde und fror, steckte den Degen wieder an und ging hinüber, zu sehen, was es jetzt, nachts um drei Uhr, gab. Vermutlich hatte die Patrouille jemand eingefangen, der nicht ins Loch, in die Arrestzelle, hinauf wollte. So war es auch. Beim Erscheinen des Lieutenants verstummte der Unteroffizier ehrerbietigst; der aufgegriffene Soldat aber wandte sich sofort gegen Braus und fing an, herzzerreißend zu flehen, man möge ihn nicht unglücklich machen und ihn laufen lassen. Lieutenant Braus war noch sehr jung, noch unverhärtet und der gutmütigste Mensch von der Welt. Der arme Kerl da vor ihm, erweckte sein Mitleid; aber er konnte nichts für ihn thun. „Ich darf Sie nicht frei geben,“ sagte er. „Es nützte Ihnen auch gar nichts. Sie fielen doch nur einer andern Patrouille in die Hände, würden bei ihrer Kasernenwache aufnotiert, und außerdem haben Sie beim Abrevidieren gefehlt. Folgen Sie ruhig dem Unteroffizier und verschlimmern Sie nicht noch Ihre Lage.“ —

„O, bitte, bitte, Herr Lieutenant, machen Sie mich nicht elend, lassen Sie mir laufen. Ach, meine arme Mutter, meine arme Mutter!“ rief der Arretierte. Der Unteroffizier faßte ihn beim Arm, und befahl ihm ernst, zu folgen; er jedoch riß sich los, stürzte dem Lieutenant zu Füßen und umklammerte dessen Knie. Unter strömenden Thränen jammerte er nach Barmherzigkeit. Braus empfand Mitleid; allein, er wußte wohl, seinem Schicksal entging der beim nächtlichen Herumtreiben der Patrouille ins Netz Geratene doch nicht. Womöglich hatte eine Gutmütigkeit auch noch für ihn, den Lieutenant, üble Folgen. „Es geht nicht — nicht wahr, es geht nicht, Unteroffizier Taube. Wir können selber schön reinfallen, wenn wir unerlaubt nachsichtig sind.“ — „Gewiß, es geht nicht,“ bestätigte der Unteroffizier. „Mann, kommen Sie mit.“ Er versuchte den immer noch Knieenden aufzuheben; doch der ließ nicht los, und beinahe wäre der Lieutenant seiner ganzen nicht unansehnlichen Länge nach auf den Fußboden hingeschlagen. „Teufel, noch mal!“ rief der junge Offizier ärgerlich. „Sind Sie besoffen oder wahnsinnig!“ Er fing an, auf den Hartnäckigen loszuschlagen, um sich zu befreien, und da nunmehr auch die übrigen Soldaten der Wache zugriffen, wurde der Arretierte von Braus weg und in die Höhe gerissen; zwei Mann hielten ihn fest und wollten ihn auf des Unteroffiziers Wink diesem nachschleppen, ins Cachot. „Um Jesu willen, hören Sie mich an!“ kreischte der Gefangene, „hören Sie mich an!“ — „Fort, fort!“ befahl Unteroffizier Taube seinen beiden Helfern; aber der Lieutenant winkte ihm, noch einen Augenblick zu halten. Die ganze Scene, die entsetzliche Angst des Mannes, der eingesperrt werden sollte, hatten ihn erschüttert; er erlebte zum erstenmale solchen Auftritt, in welchem er noch obendrein die unerbittlichen militärischen Gesetze vertreten sollte. „Was haben Sie zu sagen?“ fragte er. Der Unglückliche holt einige Male keuchend Atem, ehe er mit einer von häufigem Schluchzen unterbrochenen

Stimme erzählte: er sei der Musketier Zaspel von der siebenten Compagnie des . . 8ten Regiments und habe Urlaub erhalten vom Feldwebel, um seine todkranke Mutter, vielleicht zum letztenmale in diesem Leben, zu sehen. „Ach, bitte, bitte — lassen Sie mir gehn, Herr Lieutenant, wegen meine Mutter, nur wegen meine Mutter.“ — „Wenn Sie Urlaub haben, was treiben Sie sich dann hier in F. herum?“ — „Der Zug war schon fort, der Zug! Ich bin zu spät auf den Bahnhof gekommen.“ — „Zeigen Sie mal Ihren Paß.“ — „Ich thue kein'n Paß haben, Herr Lieutenant. Der Feldwebel hat mir ohne Paß gehn lassen.“ — „So, das ist ja merkwürdig.“ — „Ja, es war gestern Nachmittag um fünf, da kam ein Mann aus unserem Dorfe, und der sagte es mir, daß meine Mutter in'n Sterben liegt, und da bin ich zum Feldwebel gelaufen und habe ihn gesucht. Er war aber im Biergarten bei Drehers, und als ich ihm die Geschichte verzählte, da sagte er, ich solle man gehn bis übermorgen.“ Darauf wiederholte er, daß er den Abendzug verpaßt, der nächste aber erst um sieben Uhr früh abfahre. „Warum sind Sie denn nicht in die Kaserne schlafen gegangen. Sie wissen doch, daß Sie sich nicht auf den Gassen herumtreiben dürfen.“ — „Ach, Herr Lieutenant, auf'm Plane, da stand ein Zug, der um 12 Uhr abging; aber er hielt nicht an bei Heckenbach. Ich habe so gebeten! Die Schaffner wollten mich aber doch nicht mitnehmen und bei meinem Dorfe absetzen.“ — „Weshalb sind Sie dann nicht wenigstens um 12 Uhr in Ihre Kaserne zurückgekehrt?“ — „Ach, Herr Lieutenant. Ich waren so bange, daß sie mich nich wieder fortließen, und da habe ich mir vor'n Bahnhof auf einen Stein gesetzt, und da bin ich eingeschlafen.“ Die Patrouille, welche den angeblichen Zaspel arretiert hatte, wurde befragt und bestätigte die Angabe, sie hätte ihn vor dem Bahnhofe auf einem Steine schlafend gefunden, den Rücken an die große Laterne gelehnt. Lieutenant Braus betrachtete sich den Mann; sein

Äußeres deutete auf Dummheit, auf Abstammung aus einem Dorfe und den Beruf als Ackerknecht. Zaspel benutzte den für ihn günstigen Anschein und erneuerte seine Bitten sowie den Strom seiner Thränen. Der Mann konnte unmenschlich viel weinen und schien ein unbeschränktes Nutzungsrecht über seine Thränendrüsen zu besitzen. „Kerl, lügst du auch nicht!" schrie Lieutenant Braus ihn plötzlich an, dicht vor ihn tretend. Zaspel fühlte die gute Vorbedeutung heraus, welche für ihn in diesen Worten lag. So ehrlich, so unschuldsvoll, so fest und ruhig ertrug er des Offiziers drohenden, durchforschenden Blick, daß dieser innerlich von der Wahrheit der ihm gemachten Angaben überzeugt wurde. „Ja, was thun wir da?" fragte Braus seinen Unteroffizier, welcher zur Entgegnung mit den Achseln zuckte. Auf Zaspels Zügen lagerte sich der Freudenschimmer der Hoffnung. Nur ein Unmensch, ein Barbar oder ein Zeitungsredakteur hätte ihm diese Hoffnung zerstören konnen. Der junge Lieutenant Braus war es nicht imstande. Der Arretierte setzte den letzten Hebel an. „Bitte, lassen Sie mir gehn!" sprach er, nicht mehr weinend, nicht mehr im Tone der Verzweiflung, sondern in dem, welcher die feste Zuversicht auf Mitleid und Barmherzigkeit bekundet. Braus heftete noch einen langen, prüfenden Blick auf Zaspel — nein, es war nicht möglich, daß dieser Mensch ihn schmählich betrog und eine infame Komödie aufführte. — „Nun, was meinen Sie, Unteroffizier Taube — wollen wir ihn laufen lassen?" fragte der Offizier. — Nur ein Maler vermöchte die Spannung auszudrücken, die Zaspel ergriff; seine großen Augen richteten sich bald auf den Lieutenant, bald auf den Unteroffizier. „Ja, wir könnten es wohl diesmal thun," antwortete Taube. Aufjauchzte der Gefangene, riß sich von den beiden ihn jetzt bereits weniger fest haltenden Soldaten los und stammelte seinen Dank. „Darf ich fort, darf ich hinaus?" wiederholte er wohl ein halb Dutzendmal hintereinander. „Schon gut, schon gut," wehrte Braus alle

Dankesbezeugungen ab. „Unteroffizier Taube, lassen Sie den Mann um halb sieben durch einen Gefreiten an den Bahnhof bringen.“ Damit wandte der junge Offizier sich ab und schritt in sein Zimmer hinüber, einige Stunden der Ruhe zu pflegen auf dem Feldbett.

„Lege dich da hinten auf die Pritsche,“ sagte der Unteroffizier, welcher nur in dienstlichen Angelegenheiten, und selbst dann nur selten, Untergebene mit Sie anredete, zu Zaspel. „Schlafe dich aus und danke Gott, daß du diesmal noch so davongekommen bist. Übrigens sag mal, hast du nicht schon Arrest gehabt? Es kommt mir so vor, als ob ich dich einmal draußen auf dem Kuhturm als Arrestanten gesehen hätte.“ Zaspel versicherte das Gegenteil; jetzt, wo seine Aufregung gewichen, sprach er stotternd und stockend, ganz wie jemand, der wenig geschult ist in der edlen Kunst des Redens. „Kann mich irren — na, so leg dich doch hin. Bist kein Arretierter mehr.“ — „Darf ich denn nicht fort?“ fragte Zaspel. — „Fehlte auch noch! Damit dich draußen eine andere Patrouille abfängt! Nee, mein Freund. Und dann müssen wir uns doch auch überzeugen, daß du nicht gelogen hast. Um halb sieben begleitet dich der Gefreite zur Bahn und sieht, ob du auch wirklich abfährst.“ — „Aber morgen früh lassen Sie mir dann doch fort?“ sagte Zaspel, der sich nicht eher beruhigen zu können schien, als bis er wirklich wieder aus der Wache fort war. — „Versteht sich, mein Sohn. Der Herr Lieutenant hat's dir versprochen,“ versetzte Taube mit Nachdruck. „Und jetzt stör' mich nicht weiter; will schlafen.“ Er schraubte die Gasflamme niedriger und streckte sich auf der Pritsche aus, während Zaspel den ihn angewiesenen Platz einnahm.

Er konnte nicht schlafen, ganz natürlich; er war zu aufgeregt. „Verdammt,“ murmelte er und sann nach, was in seiner Lage zu machen sei. Ich hätte mich auch nicht in sie hineingewünscht. Hahn und Zaspel, Zaspel und Hahn: alles eins, alles dasselbe; allemal derselbe Kerl, wie mein

alter Wachtmeister immer sagte. Auf die Gutmütigkeit des jungen Lieutenant Braus hatte der Halunke spekuliert und eine Geschichte gelogen, die er sich bereits seit längerer Zeit ausgedacht und wohl durchtiftelt, für einen Fall wie der heute in der That eingetroffene. Jetzt aber saß er erst recht in der Tinte! O, wie verwünschte er seine Betrunkenheit, die ihn zum Schlaf unter der großen Laterne niederzog. Jetzt war er nüchtern; der Schrecken pflegt das schnell zu bewirken. Natürlich, kein Körnchen Schlummer kam ihm in die Augen. Verzweifelt sann und grübelte er, wie er sich retten könne. Er war ein schlechter Kerl; aber eine Natur, die bis zum Äußersten kämpft.

Es schlug vier Uhr. Hahn atmete schwerer. Kein Ausweg wollte sich zeigen; und es war ein nettes Sündenregister, das er ihm vom Halse schaffen sollte: Fortbleiben vom Gottesdienst (— das kam bei dieser Gelegenheit auch mit an den Tag —), Betrunkenheit, Ausbleiben über Retraite zum achten oder neunten Male, verbunden mit nächtlichem Herumtreiben und Kampieren auf der Gasse, freches Belügen eines Vorgesetzten auf der Wache. „Festung — ganz einfach,“ das verhehlte Hahn sich nicht. Sein Hauptmann hatte es ihm oft genug versprochen.

Der Posten vor dem Gewehr schrie: „'raus!“ zur Ablösung. Die Wachtstube wurde leer. Hahn blieb allein. Er sah sich um, eine Sekunde genügte ihm zu seiner Rekognoszierung — im nächsten Momente war er draußen, nicht auf dem Platze vor dem Gebäude, sondern auf dem Gange, der in den Hof führte. Er hatte früher die Beobachtung gemacht, daß die Umfassungsmauer des Hofes nicht schwer zu überklettern sei.

Eine schnelle, verzweifelte Anstrengung brachte ihn auf sie hinauf; sich an der andern Seite wieder herablassen, war nur Kinderspiel. Und statt daß der schlechte Mensch nun Gott gedankt, wie es selbst ein Mörder thut, wenn die Entdeckung gnädig an ihm vorübergegangen ist, machte er

nur eine höhnische Grimasse gegen die Wache hin, steckte dem „dummen Lieutenant“ die Zunge aus und eilte dann spornstreichs seiner Kaserne zu, wo er früher anlangen wollte, als eine etwaige ihm nachgeschickte Patrouille; begegnenden auszuweichen, war seine geringste Sorge.

Nach kaum zehn Minuten stand er keuchend an dem Schuppen, dessen Dach ihm als erste Stufe zum Wege in die Kaserne dienen sollte. Er hatte ihn schon genug mit Glück zurückgelegt. Einige Augenblicke verschnaufte er sich, dann kletterte er kühn in die Höhe, vom Dache auf den Sims der den Kasernenhof umgebenden Mauer, lief wie eine Katze auf derselben entlang bis zum etwa drei Hände breit von der Kasernenwand abstehenden Blitzableiter, klomm diesen hinauf bis zum Korridorfenster zwischen der ersten und zweiten Etage — das verursachte die schlimmste Anstrengung, denn er mußte sich mit den Händen an dem breiten Eisenstreifen halten und mit den Knien an der Wand in die Höhe arbeiten —, gab sich einen kleinen Schwung und stand dann auf dem Simse des Fensters, dessen eine Klappe er aufstieß. Gewandt kroch er hindurch, geschickt mit seinem Körper auf dem beängstigend schmalen Raume manövrierend, den er nun hatte, darauf zu fußen. Drinnen zog er die Klappe wieder zu — daß der Riegel nie vor dieselbe geschoben werden konnte, dafür hatte er durch Abbrechen desselben gesorgt — und ließ sich auf die Treppe nieder, welche sich vielleicht vier Fuß unter dem Fenster befand. Abermals gönnte er sich eine kurze Minute zum Erholen; in der nächstfolgenden kroch er behutsam die Stufen hinauf bis zur zweiten Etage, wo sein Schlafsaal No. 14 lag. Vor der Thür zog er die Stiefel aus, leise öffnete er die Klinke — er hätte die Thür morden können, wenn sie geknarrt —, schloß sie eben so vorsichtig wieder und rutschte auf den Knien auf dem Fußboden weiter, nach seinem Bette hin.

Plötzlich hielt er erbebend an. Es fiel ihm ein: wenn

heute Nacht abrevidiert worden wäre! Dann nutzte ihm alles nichts, dann kam es doch ans Licht des Tages, daß er über Retraite ausgeblieben, daß er die Kasernenwache umgangen; höchstens blieb unentdeckt, wie er den guten Lieutenant Braus betrogen. — Er mußte Gewißheit erhalten. Lieber desertierte er überhaupt, ehe er sich der Gefahr aussetzte, zu Festungsstrafe verurteilt zu werden. Er kroch zu Blases Bett und stieß seinen Kneipenkollegen an. Blase grunzte, drehte sich um und schlief weiter. „Blase!" rief ihm Hahn leise ins Ohr, „Blase — wach auf! — Gott verdamm mich oder der Teufel soll dich holen!" knirschte er hinterher. Blase fuhr auf, ganz schlaftrunken. Etwas von Teufelholen hatte er verstanden, neben sich sah er eine dunkle Gestalt. — Laut kreischte er: „Häh — der Teufel!" Hahn bekam beinahe Krämpfe vor Wut; aber es ereignet sich öfters in den Kasernenstuben, daß ein Soldat im Schlafe schreit, und so erfolgte keine Untersuchung wegen Blases Gekreisch; niemand ließ sich stören deshalb.

Nach einer Weile versuchte Hahn abermals den Kumpan aus dem Schlafe zu rütteln. Er faßte unter die Decke und kniff ihm mit den Nägeln die Haut, einmal, zweimal, dreimal. Jetzt kamen noch ganz andere Töne als vorhin aus Blases Kehle. Hahn barg sich ganz unter Blases Bett und wartete bis die Erregung über Blases Gebrüll sich wieder gelegt. Unteroffizier Hans Sachs schimpfte laut und drohte dem Kerl, der da Unfug triebe, auf den Leib zu rücken und dann — den Rest verträumt er. Hahn taucht neben dem Bette auf. Blase wacht jetzt; aber Blase ist sehr zornig. „Satan verfluchter," knurrte er, „was willst du? Ich melde dich!" — „St, bsch — Blase! Ich sage dich bloß: es steht was auf dem Spiele! Folge mir, sage ich dich man bloß. St, kein Wort — ist abrevidiert worden?" — „Was geht mir das an," antwortete Blase, ohne besonders leise zu sprechen. — „Blase — ich kratze dir die Augen aus," zischt Hahn — und er meint es völlig im Ernst! — „wenn

du mich nich Bescheid giebst!" Blase will aber weiter schlafen und keinen Bescheid geben. Hahn kneift ihn wieder, und zwar mit solchem Ingrimm, daß Blase anfängt, um sich zu hauen und laut schreit: „Hahn — willst du dir fortscheren!" Hahn erzittert. Blase ist auch gar zu dumm! Sergeant Hans Sachs steigt von seinem Lager, besinnt sich aber noch. Ehe er mit bloßen Füßen in der Stube herumläuft und sich Zahnschmerzen holt, fragt er lieber erst: „Wer hat da gebrüllt? Er melde sich bei Strafe von drei Tagen Arrest." Es meldet sich niemand. „Ich kriegs schon heraus, wartet nur, morgen früh." Er steigt in sein Bett zurück. Blase aber hat sich mittlerweile erinnert, wie vielfache Interessen ihn und Hahn verbinden, und er leiht dessen Worten endlich ein geneigteres Ohr als bisher. „Was willst du denn, verfluchter Satan, daß du mir so kneifst." — „Ist abrevidiert worden, Blase? Bedenke — es steht was auf dem Spiele vor dir!" Blase begreift zwar nicht genau, was, fühlte sich aber doch durch die Drohung erschreckt. Er besinnt sich. So leichte Arbeit ist es nicht, wenn man jäh aus dem Schlafe geweckt wird, zu sagen, was am Abend vorher passiert ist. Zuletzt giebt er Bescheid: „Ja, Hahn — es ist abrevidiert." — „Bin ich notiert?" — „Das weiß ich nicht. Darauf hab ich nicht passen können." — „Hast du Geld, Blase?" Hahns Entschluß ist gefaßt. — „Geld — was willst du damit?" — „Du mußt mir alles geben!" Abermals nimmt Hahn zum Geheimnisvollen seine Zuflucht: „Giebst du es nicht, bist du verloren; ich will nicht allein untergehn." — Blase möchte gern weiter schlafen. „In meine Hosen steckt noch was; das kannst du dich nehmen."

Damit ist das Zwiegespräch zu Ende. Hahn fühlt nach dem Beinkleide und holt das Portemonnaie heraus. Er will desertieren — es hängen noch viele Hosen an der Wand unter den Spinden; er braucht nur hineinzugreifen und darf einer ziemlichen Ausbeute gewiß sein. Aber Hahn

thut es nicht; er hat, zu seiner Ehre wollen wir es bekennen, bessere Grundsätze in Bezug auf das Stehlen, als in Bezug auf seine dienstlichen Pflichten.

Bevor er von hinnen schleicht — doch mit einigem Herzklopfen; denn der Schritt ist ein folgenreicher — will er von seinem Eigentum noch einiges zu sich stecken und kriecht zu seinem Schränkchen hin, das sich genau hinter dem ihm angewiesenen Bette befindet. — Täuschen ihn seine Augen — da liegt ja jemand in seinem Bette. Nein, seine Augen täuschen ihn nicht, und als er näher zuguckt findet er, daß Heinrich Schnurr, der fromme Heinrich Schnurr, in seinem, des Hahn, Bette schnarcht, während das eigene des Schnurr leer ist. Ein Gedanke durchblitzt Hahn. Er errät den Zusammenhang. Vergessen ist das Desertieren. Beinahe hätte er vor Wonne laut aufgelacht; er grinst dem schlafenden Schnurr scheußlich zu, steckt ihm die Zunge aus — und gebt acht, jetzt wird sich der schlechte Hahn in seiner ganzen Glorie zeigen. In einer halben Minute ist er wieder neben Blases Bett. Diesmal kostet es nicht so viele Anstrengung, den Schlafenden zu ermuntern. „Blase," zischelt er, „steh auf." — „Ich — wozu?" — „Raus, sage ich dir. Ein famoser Spaß." — „Was denn." Blase besteht darauf, erst zu erfahren, warum er aus seinem Bette soll. „Höre, Blase — der fromme Schnurr hat sich in meine Klappe gelegt." — „Na — und — —?" — „Blase, du bist doch ein Ochs! Meine Klappe war besetzt, also bin ich nicht aufgeschrieben; seine war leer, also ist er aufgeschrieben. Komm — den Jungen wollen wir reinlegen, daß alles kracht." — „Woher weißt du denn, daß sie ihr notiert haben und nicht dir?" — „Blase, du bist doch ein Esel! Wenn sie ihn erkannt, hätten sie ihn auch in seine Falle hinübergejagt." — „Na, freue dir nich zu früh." — „Blase, du bist doch ein Schaf. Dadrauf hin aber will ich's riskieren." — „Was?" — „Nichts, Blase — steh auf, wir wollen ihn in seine Klappe hinübertragen." — „Bedanke

mir schön — wenn er aufwacht!" — „Blase, du bist doch ein Rindvieh. Er soll nicht aufwachen. Wir stellen die ganzen Betten um. — Donner und Teufel, haben schon genug geschwätzt. Marsch auf!" Blase hatte sich inzwischen ein paar Mal die Augen gerieben. Er begreift den gefährlichen, aber kühnen Plan. Gestern Abend hat Schnurr gefehlt, am Morgen ist er da: folglich bekommt er seine Strafe, und alles Gegenräsonnieren nützt nichts, absolut nichts. Schnurr soll nur versuchen, seine Unschuld zu beweisen, wenn der Lieutenant du jour selber ihn notieren ließ. Mag er sich's erklären wie er will, mit Nachtwandeln oder Gott weiß was — genug, er fährt bei und brummt seinen Arrest ab oder thut seine Strafwachen! Aus einer Schlechtigkeit macht Blase sich nichts. Er wünscht schon lange, dem frommen Schnurr, den Unteroffizier Hans Sachs allezeit so unverschämt bevorzugt, eins auszuwischen. Wird der sich wundern am nächsten Morgen, wenn es heißt: wo bist du heute Nacht gewesen, du liederlicher Strick!

Wie die Schlangen kriechen die beiden, der Hahn und der Blase, am Fußboden hin, nach Schnurrs Bett. Sie nehmen sich höllisch in acht; denn, wenn sie ertappt werden, gnade ihnen Gott; bei den Menschen, welche zunächst über den Fall zu richten haben, werden sie schwerlich Gnade finden. „Schnell," sagt Hahn. „Je schneller, desto besser. Faß an." Blase gehorcht. Die Gesellen tragen zunächst Hahns Bett vor, mitten in die Stube hinein. Sie lauschen — nichts rührt sich. Jetzt kommt der zweite Teil des Dramas. Ob Schnurr in diesem Augenblicke wohl träumt, daß er zum Himmel fahre, als Hahn und Blase ihn emporheben? Vier Schritte seitwärts — so, nun ist's geschehn. Schnurrs Bett steht an der richtigen Stelle. Jetzt dasjenige Hahns zurück! Dazu gehört die längste Arbeit — nicht die gefährlichste; die gefährlichste war eben gethan. Alles gelingt glücklich; so rasch, so sicher, als hätte der

Teufel dabei geholfen. Am Fußende der eisernen Bettstellen sind Bretter eingehängt, auf welche die Zettel mit den Namen angeklebt sind. Auch diese Bretter müssen vertauscht werden. Hahn besorgt es. Wohl raschelt es dabei in den Strohsäcken, wohl regt sich Schnurr, doch nicht um sich zu erheben und mit kalter Stimme zu sagen: „So, ihr Halunken — ich habe gewacht!“ Nein, Heinrich Schnurr träumt weiter. Ob sonst jemand stummer Zeuge gewesen? Wer kanns wissen, sagen, bekennen! Hahn läßt sich mit der Furcht davor keine grauen Haare wachsen.

Blase krabbelt nach seiner Klappe zurück, schlüpft unter die wollene Decke und kichert leise vor sich hin über den famosen Spaß; er versucht wieder einzuschlafen, und er schläft wieder ein.

Hahn kann sich nun auch niederlegen und auf seinen Lorbeern ruhn. Aber er hockt auf der Erde da und überlegt. Was? Ob er Blase das Geld wiedergeben soll? Bewahre, das hat er nun einmal. Blase hat's ihm regelrecht geliehen. „Er wird Skandal machen, der Sergeant ihm beistehn; unten auf der Wache ist er nicht aufgeschrieben; der dumme Blase hat meinen Namen so laut gerufen, daß Sachs schon aufstehen wollte und wahrscheinlich morgen früh riecht, daß ich dahinter stecke. Warte! Sergeant Blöde, der erst kürzlich von den . . 57gern zu uns kam, hat Kasernenwache; er gehört nicht zu meinem Bataillon, ebensowenig die Posten selber — in sechs Monaten werde ich entlassen, und bis dahin soll es Sergeant Blöde schwer fallen, mich persönlich kennen zu lernen. Nur zu, Hahn, sei nicht bange. Steht Heinrich Schnurr im Wachtbuch, dann kann er lamentieren und schwören, er sei die ganze Nacht in der Kaserne gewesen, so viel er will. Niemand glaubt's ihm. Wir wissen ganz genau, wie's beim Militär zugeht und wollen's benutzen. So ungefähr dachte Hahn.

Was mag der Kerl vorhaben? Er schlüpft wieder aus

der Stube No. 14 hinaus, klimmt zum Fenster über der Treppe hinauf, benutzt den Blitzableiter draußen an der Wand als Leiter und macht sich auf genau demselben Weg auf die Straße zurück, auf welchem er vorhin in die Kaserne gelangte. Zieht er doch vor, zu desertieren? Der Satan mag wissen, was ihm in den Kopf gefahren ist! Er wendet sich zum Kasernenthor. Aha! Ihm schlägt das böse Gewissen, er will seine Schuld büßen und tragen, so ist's. Sonderbare Triebe kommen doch zuweilen über den Menschen! Er begehrt Einlaß am Kasernenthor.

„Na, du kannst dir gratulieren," meint der Posten, „kommst jetzt nach Hause, dicht vor Reveille. Melde dich nur auf der Wachtstube." In der Wachtstube macht der Sergeant Blöde ähnliche Bemerkungen wie der Posten; beinahe giebt er dem Soldaten, der augenscheinlich noch angetrunken ist, ein paar Ohrfeigen zum Extralohn für seine Liederlichkeit. „Wie heißt du!" schnauzt er ihn an. „Ich heißen," antwortet Hahn mit verstellter Stimme, „ich heißen Heinrich Schnurr, heißen ich, von die vierte Compagnie." — „Na, du Schnurrbruder — morgen wird dir dein Hauptmann was schnurren. Jetzt mach, daß du hinaufkommst. Wo hast du denn dein Seitengewehr?" Der falsche Schnurr fühlt mit der Hand dahin, wo die Waffe hängen soll. „Mein Seitengewehr," stammelt er, feuerrot werdend, „mein Seitengewehr, das haben ich — — — das haben ich oben gelassen." — „Möchte wissen, in welcher Kneipe es liegt. Na, mich geht's nichts an. Marsch — raus und hinauf in deine Stube!"

Hahn geht über den Kasernenplatz und steigt behutsam die Treppe hinauf. In Stube No. 14 wieder angelangt, entkleidet er sich und kriecht in sein Bett. Friedlich schlummert sein nächster Nachbar Heinrich Schnurr; er möchte auch gerne schlafen — — es thäte ihm not, aber er kann nicht. Sein Seitengewehr — wo ist sein Seitengewehr? In der Aufregung der letzten Stunden hat er es gar nicht

vermißt. Jetzt wird ihm klar, schon auf der Wache hatte er es nicht; er kann es nur bei der großen Laterne, als er auf dem Steine einschlief, verloren haben. Wird er noch Zeit haben, morgen früh dorthin zu rennen, ehe der Dienst beginnt? Die Waffe liegt in sehr gefährlicher Gegend! Wenn sie nun fort ist? Was dann! Ein anderes Seitengewehr stehlen? Das wäre noch nicht das Schwerste und das Schlimmste; aber man wird es finden und wahrscheinlich abliefern: damit wäre sein Urteil so gut wie besiegelt — sein Name ist auf der Innenseite in das Leder geschrieben.

Nachdem er so viel Schwierigkeiten überwunden und besiegt, immer neue Frevel zu dem alten gehäuft, um ihn zu verdecken, nun soll zuguterletzt alles nichts genützt haben? Wenn er jetzt entlarvt wird, ist es dreifach so schlimm für ihn als damals, wo ihn die Patrouille abfaßte und nach der Hauptwache brachte. Übrigens, er ist doch froh, daß ihm die Waffe, während er arretiert war, fehlte. Wie leicht konnte sie zum Verräter an ihm werden, oder ihm doch mindestens große Schwierigkeiten bereiten. —

Kurz nach fünf ertönte die Reveille. Der Dienst beginnt erst um sieben Uhr, kein besonderer: Exercieren im Kasernenhofe. Wenn alles gut geht, kann man während dieser zwei Stunden wohl einen Moment abpassen, um nach dem nicht fernen Bahnhofe hin und zurück zu laufen. Hahn hofft das Beste; der erste Schreck ist verflogen, er baut auf sein Glück. Absichtlich bleibt er noch liegen und dehnt und streckt sich, damit er im Bette gesehn werde. Auf das erste Mahnwort seines Unteroffiziers springt er heraus und zieht sich an. Daß von seinem Wegdrücken vom Gottesdienst nichts bemerkt zu sein scheint, erhöht seine gute Laune.

Für unsern guten Schnurr nun giebt es nichts Natürlicheres, als daß er auf dem Flecke aufwacht, auf welchem er immer aufzuwachen gewohnt ist. Was ahnt er von

einer nächtlichen Reise mitsamt seinem Bette? — Freundlich wie immer wünscht er Hans Sachs guten Morgen. „Aber Schnurr — was fangen Sie denn für Geschichten an. Das ist aber gar nicht recht von Ihnen," antwortete der Sergeant und ehemalige Schuster. „Wie kann man nur über Urlaub ausbleiben," fährt Hans Sachs fort. „Namentlich von Ihnen hätte ich das nie geglaubt. Der Lieutenant du jour hat Sie aufgeschrieben, und ich muß Sie melden beim Rapport, so leid es mir thut." Schnurr blickt von seinen Knöpfen, die er gerade putzt, auf und lächelt. Er hält diese Rede für einen von den Scherzen, wie sie sein guter Unteroffizier liebt. Der bemerkt noch: „Ja, ja — ist kein Spaß." Jetzt lächelt Schnurr erst recht und fängt mit größter Gemütsruhe an zu pfeifen.

Hahn, der in der Nähe stand, hörte alles und nickte befriedigt. Er arbeitete mit fieberhafter Eile, um seine Sachen in Ordnung zu bringen, und Zeit für seinen Weg nach dem Bahnhofe zu gewinnen. Es mochte sechs sein, als er durch einen, jetzt bei Tage, unbesetzten Nebenausgang aus der Kaserne lief. So schnell ihn seine Beine tragen wollten, lief er der verhängnisvollen Laterne zu. Nicht zehn Fuß macht er in gewöhnlichem Schritt — alles im Trab oder im Galopp. Keuchend erreichte er sein Ziel. Ein Blick genügte ihm, um zu sehen, daß es hier kein Seitengewehr mehr für ihn zu finden gab. Er ging in den Bahnhof hinein, um dort nachzufragen. —

Lieutenant Braus kam aus seiner Offizierstube hinüber in das Wachtlokal für die Gemeinen und fragte nach dem Musketier Zaspel; es sei halb sieben. „Haben ihn schon fortgelassen, Unteroffizier?" fügte Braus hinzu, als er den Mann, der seine todkranke Mutter besuchen wollte, nirgends sah. „Fortgelaufen, ausgekratzt ist er — der hat uns schön angeführt, Herr Lieutenant," antwortete Taube. — „O, bewahre, das ist nicht möglich. Der Mensch hat nicht betrogen! Er war nur in Angst, wir wollten ihn doch hier

behalten; deshalb benutzte er eine Gelegenheit, aus der Thür zu huschen." Wahrhaftig, Lieutenant Braus konnte und wollte es nicht glauben, daß jemand so schmählich mit dem Heiligsten, das es für einen Sterblichen giebt, gespielt haben sollte und daß sein gutes Herz einem abgefeimten Halunken zur Beute gefallen war. Unteroffizier Taube zuckte die Achseln zu seines Vorgesetzten Worten. Das ist eigentlich schon viel für militärische Verhältnisse. „Wann lief er weg?" erkundigte sich der Lieutenant weiter, „Genau kann ich's nicht sagen. Ich bemerkte erst, daß er nicht mehr auf der Pritsche saß, als schon beinahe Tag war. Zwei Mann habe ich ausgeschickt, nach ihm zu spüren; aber natürlich kamen sie unverrichteter Sache zurück." — „Sind diese Leute auch am Bahnhofe gewesen?" — „Nein, dort nicht." — „Aha, da haben wir's! Am Bahnhof ist der Mann — wie hieß er doch gleich?" — „Zaspel." — „Richtig, Zaspel. Der Gefreite soll nach dem Bahnhofe gehn und dort nachgucken; ich wette Hals und Kragen, der arme Kerl sitzt da in einer Ecke wie ein Klümpchen Angst. Dem fehlt noch die militärische Erziehung und das Selbstbewußtsein," sagte der Lieutenant stolz. „Gefreiter Karpfen," kommandierte der Unteroffizier, „marschieren Sie nach dem Bahnhofe, sehen Sie nach, ob der Zaspel da ist und passen Sie auf, ob er um halb sieben richtig abfährt." — „Ja, und helfen Sie ihm auch. Das arme Tier weiß sich noch nicht zurecht zu finden auf der Welt. Wie er hier weinte und auf den Knien lag, nicht Unteroffizier! Na, das machte die Sorge um seine Mutter; in solchen Augenblicken, da vergißt man die soldatische Dressur, namentlich, wenn sie noch nicht recht fest sitzt, und wird wieder ganz Naturmensch. — Sie erkennen den Zaspel doch wieder, Gefreiter Karpfen?" — „Zu Befehl, Herr Lieutenant!" — „Gehen Sie also, Gefreiter." Karpfen ging. Er war kaum aus der Thür, als Unteroffizier Taube ihm nachkam und sagte: „Sie! Sorgen Sie mir dafür, daß der Kerl unter allen Umständen ab-

fährt! Ich glaube, ich glaube — er ist doch der Geselle, den ich damals auf dem Kuhturm als Arrestanten hatte." Unteroffizier Taube sprach sich dann dahin aus: wenn der Kerl auf dem Bahnhof sei, dann wäre er, Taube, ein Kameel und der Lieutenant hätte recht; wenn aber nicht, dann sei der Lieutenant zwar kein Kameel, aber er, Taube, habe recht. Er machte dem Gefreiten nicht viele Hoffnungen auf ersteren Fall. —

Hahn fragte im Bahnhofsgebäude nach seinem Seitengewehr. O, über die Schwatzhaftigkeit und Neugier dieser Kofferträger und Dienstleute! Sie schienen ein Geheimnis, einen Roman hinter dem Seitengewehr zu wittern und machten solche Umstände, ehe sie damit herausrückten, wer den Säbel wohl haben könnte, als argwöhnten sie, er sei ein Zauberstab. Einige auch suchten Hahn in ein Gespräch über Armee- und Kasernenangelegenheiten zu verwickeln — unter gewöhnlichen Umständen ein Thema, das Hahn nie verschmähte; aber heute Morgen fluchte er darüber. Kofferträger No. 11 wies ihn an Kofferträger No. 7, Kofferträger No. 7 wies ihn an Kofferträger No. 21, und ehe er von 11 zu 7 und von 7 zu 21 gelangte, mußte er erst Kofferträger No. 39, 33, 41, 17, 13 und 1 nach dem Gesuchten fragen. Alle diese Leute verlangten eine genaue Erklärung des Sachverhaltes; denn dazu fühlten sie sich berechtigt. Sie mußten nun den rätselhaften Fall schon hinnehmen wie er lag und sich mit Vermutungen begnügen; denn Hahn ließ sich auf gar nichts ein — aber das Aussprechen ihres Verlangens reichte schon hin, um ihm kostbare halbe Minuten zu stehlen und ihn blaß und rot zu machen vor Wut und Aufregung. Die Leute begriffen gar nicht, wie er sich so aufgebracht benehmen könne. Der am Bahnhofe stationierte Schutzmann wies Hahn endlich an den Portier; den habe er ein Seitengewehr zur Bewahrung empfangen sehn, sagte der Diener der Gerechtigkeit. Hahn atmete auf. In Gedanken malte er sich schon aus, wie er das himmlische,

teuere Gut in den Händen halte; noch konnte er vor sieben Uhr wieder zurück sein in der Kaserne. Überraschend schnell stieß er auf den Portier. „Ich habe kein Seitengewehr bekommen," antwortete der Mann auf Hahns keuchende Frage. „Aber Packträger Riedel, der hat's, das weiß ich ganz genau." — „Wo ist er?" — „Ja, Riedel ist nach Hause gegangen." — „Hat er mein Seitengewehr nicht abgegeben?" — „Ich weiß das nicht; da müssen Sie sich bei ihm selber erkundigen." — „Wohnt er weit?" Der Portier versicherte: nein, und hub dann an die Wohnung so genau zu beschreiben, daß Hahn einen Fluch ausstieß und fortrannte. Er konnte sich jetzt nicht länger aufhalten, oder er fehlte beim Dienst. Irgend ein Seitengewehr ließ sich schon auftreiben, um heute damit zu exercieren; wurde der Unglückssäbel nur nicht abgeliefert im Laufe des Tages, so konnte er am Abend nach sieben Uhr seine Nachforschungen von neuem beginnen, mit mehr Muße und deshalb ohne Zweifel mit Erfolg.

Eben bog Hahn um die Ecke beim Billetschalter, als er mit einem Soldaten zusammenrannte. Er wollte weiter; aber der andere hielt ihn am Arme und sagte: „Ei, da bist du ja doch, Zaspel!" Hahn stierte den Kameraden zwei Sekunden lang an und erkannte den Gefreiten von der Hauptwache. Für alle Fälle hielt er es für am geratensten, seine Rolle weiter zu spielen. Er verzog seine Mienen wieder zum dümmsten Ausdrucke und stotterte: ja, er sei es. „Was rennst du denn hin und her wie eine wilde Katze?" fragte Karpfen. „Dein Zug geht ja gleich ab." — „Ich such' — ich such' —." — „Wohl dein Seitengewehr?" — „Ja!" Der Hahn sah den Karpfen wie versteinert an. War der verräterische Riemen bereits in Händen des Lieutenants auf der Wache? — „Hast es denn hier verloren?" erkundigte sich der Gefreite weiter. „Sie haben es nicht, wahrscheinlich nicht," dachte Hahn. Laut antwortete er: „Ja hier — ich glaube — oder draußen

bei der Laterne — 's hat's einer gefunden — — ach, mein Seitengewehr, und ich kann nicht fort." — „Beruhige dich; das wird sich schon wieder finden. Bei dir aufm Dorfe brauchst du es nicht. Du hast doch schon ein Billet?" Hahn merkte schnell, woher der Wind blies. Der Mann war abgeschickt, um zu rapportieren, ob der vorgebliche Zaspel die Wahrheit gesagt. Jetzt war er verloren — er besaß ja nicht einmal einen Pfennig, sich eine Fahrkarte, wenn auch nur zum Schein, zu lösen. Sollte er angeben, auch seine Börse verloren zu haben — konnte er hoffen, damit durchzukommen?

Einen Augenblick überlegte er, ob er sich dem Gefreiten entdecken und auf dessen Gutmütigkeit seine Hoffnung setzen solle. Kameraden pflegen einander gern durchzuhelfen. Aber um mit Bitten durchzudringen, braucht man Zeit; Hahn hatte keine übrig. Schnell auch, wie er aufgetaucht, schwindet der Gedanke hieran wieder. Nichts in den Zügen des Gefreiten deutete auf eine mitleidige Saite seiner Seelenharfe; Hahn verstand sich darauf, Menschen zu beurteilen. Es war auch ein Glück für ihn, daß er sich diesem Manne nicht anvertraute. Mit Wollust hätte Karpfen ihn nach der Wache zurücktransportiert, schon allein, um dem Unteroffizier Taube sagen zu können: „Ein Kameel ist Lieutenant Braus zwar nicht; aber Sie haben recht." Als er den angeblichen Blase auf seine Frage nach dem Billet in augenscheinliche Verlegenheit geraten sah, wiederholte Karpfen dieselbe und verriet seinen Charakter, zugleich mit dem Grund seiner Sendung, durch ein Augenblinzeln. Wer brennt, möchte in einen Tropfen Wasser hineinspringen; jedes Ding, an das er seine Hoffnung klammern kann, jede Galgenfrist ist dem mit einem schlimmen Schicksal Bedrohten recht. So langte auch Hahn in die Tasche, indem er sagte; er müsse sich erst noch ein Billet kaufen. Es war doch immerhin möglich, daß Geld darin war. Und — Himmel du hast geholfen; abermals hast du einen bösen Gedanken zum Segen

gereichen lassen in seinen Folgen! Hahn fühlte Blases Portemonnaie, an das er gar nicht mehr gedacht, und hat Mühe einen Jubelruf zu unterdrücken. „Wie kann man so vergeßlich sein?" meint er bei sich. Als ob er seit gestern Abend nur auf den Augenblick gewartet, sich seine Fahrkarte lösen zu können, tritt Hahn an das Schalter und fordert: „Heckenbach — Militärbillet." — „Heckenbach — Militärbillet, vier Groschen," sagt der Verkäufer, die Pappkarte abstempelnd. Zufällig guckt Hahn in die Kassiererstube hinein — da liegt auf einem Tisch, die Innenseite des Riemens ihm zugekehrt, sein Seitengewehr. Er kann deutlich den Namen lesen: Musketier Hahn 2c. 2c. Wie kam die Waffe hierher? Einerlei! Die Lippen beben ihm — schon will er sie sich ausbitten, er wagt es nicht. Eine Frage des Kassierers, ein Blick des Gefreiten auf den Riemen, und alles ist verloren. „Schnell, schnell," mahnt Karpfen und schiebt Hahn nach dem Perron. Hahn muß einsteigen, er fühlt, nichts hilft ihm davor. Was er weiter anfängt, mag er sich drinnen im Coupé überlegen. „Heckenbach, dritter!" — „Hier!" ruft der Schaffner. Hahn klettert in den Wagen. Er hätte sich nicht träumen lassen, daß er heute früh verreisen würde. Noch zwei Minuten bis zum Abgang des Zuges. Wenn der infame Gefreite doch ginge!" Aber der infame Gefreite bleibt an der Waggonthür stehn und entfernt sich nicht eher, als bis die Lokomotive gepfiffen und ihre Eisenglieder zu regen begonnen hat. Dann geht er davon, dem Abgefahrenen freundlich zum Abschiede nachnickend. Sein Weg nach der Hauptwache zurück, führt ihn am Billetschalter vorbei.

Verlassen wir Hahn, den Gefreiten und den Bahnhof. Wir wollen erst erzählen, was sich in der Kaserne zutrug, ehe wir weiteres von unserm lieben Hahn berichten.

„Hahn!" ruft Feldwebel Streng. Niemand antwortet. „Hahn!" ruft Feldwebel Streng noch einmal und mit donnernder Stimme. Er denkt wahrscheinlich, wenn er so

schreit, kommt der nicht vorhandene Hahn plötzlich in Reihe und Glied zum Vorschein. „Wo ist der Kerl?" fragt Streng den Unteroffizier Flitterich, der Hahn in seiner Korporalschaft hat. „Meine doch, ich hätte die alte Krähe vorhin auf dem Hofe herumhüpfen sehn." — „Zu Befehl, Herr Feldwebel, eben war er noch da," erwidert Flitterich. Eben oder vor einer Stunde — auf diesen Unterschied gab der Korporal im Moment nicht viel. Jemand wird in die Stube hinaufgeschickt, um Hahn herunterzuholen, wenn er jetzt noch oben herumliegt. Hahn ist nicht oben. „Na," meint Feldwebel Streng, „der brockt sich wieder was ein," und notiert den Namen. Folgt eine lange Reihe sonstiger Musketiernamen, prächtige Namen darunter. „Schnurr!" — „Hier!" — „Fängst du auch an, Schlingel. Über Retraite auszubleiben — spazierst ins Loch, so gut wie jeder andere," bemerkte der Feldwebel, ehe er weiter verliest. Schnurr begreift nichts; aber die Geschichte fängt an, ihm unheimlich zu werden. Der Feldwebel spaßt nie. Indessen, ehe der Dienst nicht vorüber, kann Schnurr keine Reklamationen anbringen; während desselben kommt der Hauptmann. Ihm wird rapportiert. Der Hauptmann läßt Schnurr rufen, hält ihm eine kräftige Strafpredigt und diktiert ihm drei Tage Mittelarrest zu; nur wenn Schnurr sich die nächste Zeit fehlerlos, aber auch wirklich ganz fehlerlos, führt, will er den Arrest vielleicht in Strafwachen umwandeln. Schnurr möchte gerne sprechen; aber der Hauptmann duldet kein Räsonnieren. Ganz außer sich, aber mit dem festen Mute der Unschuld, tritt Schnurr, sobald abtreten kommandiert worden, vor seinen Unteroffizier und versichert: er sei die ganze Nacht in der Kaserne gewesen; man möge doch an der Thorwache nachfragen, ob sie ihn aufgeschrieben. Hans Sachs gerät in einiges Schwanken. Er geht zum Feldwebel und meldet diesem Schnurrs Behauptung; Schnurr wird citiert; auch auf den Feldwebel macht des jungen Soldaten Wesen einen guten

Eindruck. Jeder weiß, wie musterhaft er sich stets führte. Streng läßt sich das Wachtbuch holen — da steht groß und breit: Schnurr ꝛc., heimgekommen 4 Uhr 40 Minuten, Bemerkung: ohne Seitengewehr. Jetzt bricht ein Donnerwetter über den armen Jungen herein; der Feldwebel flucht ihn an, der Unteroffizier glaubt ihm nicht mehr. Sie drohen ihm eine Extrastrafe, daß er solchen Thatsachen gegenüber zu leugnen wagte. Heinrich ist wie angedonnert und so eingeschüchtert, daß er keine Entgegnung mehr herausbringen kann. Er geht hinauf in die Stube, setzt sich auf sein Bett und weint und sinnt, wer ihm wohl einen Possen gespielt haben mag und wie. — —

Die erste Station nach F. liegt etwa dreiviertel Meile hinter der Stadt. Der Zug hält hier gerade so lange an, wie etwaige Passagiere nötig haben, um aus- oder einzusteigen. Während der zehn Minuten, welche man bis zu dieser Haltestelle fährt, ist ein Plan in Hahns Schädel reif geworden. Sobald die Wagen stehn, öffnet er die Coupéthür, springt hinaus und eilt fort. „Was fällt dem denn ein,“ denkt der Schaffner, läßt einen Augenblick warten, macht, als Hahn nicht wieder zum Vorschein kommt, die übliche Bemerkung: von einer lumpigen Person weniger — und fort rollt der Zug. Hahn aber läuft auf der Straße nach F. zurück, unermüdlich im Trab, ob ihm auch der Schweiß aus allen Poren bricht und die Lunge ihm glüht. Er will rot und heiß aussehn! Nur eine knappe halbe Stunde braucht er, um F. wieder zu erreichen. Gemäßigteren Schrittes passiert er die nach der Kaserne führenden Gassen. Unbemerkt schleicht er sich durch einen Nebeneingang in das große Soldatenhaus ein. Er hat ein sonderbares Ziel in demselben gewählt; er geht weder in die Stube hinauf, noch meldet er sich bei dem Offizier auf dem Exercierplatz. In der Nähe der Latrinen befindet sich ein Haufen altes Bettstroh, das fortgeschafft werden soll. Auf diesen wirft er sich hin, fängt an zu ächzen und zu stöhnen,

und hier finden ihn einige Soldaten, welche dem Feldwebel Meldung machen, daß Musketier Hahn schwer krank auf dem „ausrangierten" Strohe liege und nicht imstande sei, sich aufzurichten. Der Feldwebel begiebt sich nach der bezeichneten Stelle hin. Kaum zu sprechen vermag Hahn; herzzerreißende Töne stößt er aus. Mit Mühe nur erfährt der Feldwebel, daß Hahn sich schon seit sieben auf demselben Flecke herumgewälzt. „Siehst du, das kommt von deinem ausschweifenden Leben," sagt Streng und befiehlt dann, den Hahn in das Revierzimmer hinaufzutragen. Um zehn untersucht der dienstthuende Arzt den Kranken und stellt seine Diagnose auf eine Unterleibsentzündung. Hahn soll ins Lazarett. Sobald Blase eine freie Minute hatte, besuchte er seinen Freund, der allein in der Stube lag; es war sonst gerade niemand krank. Er glaubte nicht recht an die Unterleibsentzündung. Von ihm vernahm Hahn, daß Schnurr Arrest erhalten hatte, was den schlechten Hahn grimmig freute. Übrigens fand Hahn für gut, nicht einmal seinen treuesten Kameraden in sein Geheimnis einzuweihn. Stöhnend schwur er, ihm sei zum Sterben. Dann begann er Blase wegen des Seitengewehrs zu instruieren. „Wenn sie das finden, bin ich verloren. Der Kassierer an der Eisenbahn hat's in seinem Verschlage. Lauf gleich, statt Mittag zu essen, hin und hole es, Blase. Fangen sie mich, geb' ich dich auch an. Rettest du mich, bekommst du alles, was ich habe, wenn ich sterbe, und bleibe ich leben, schenke ich dir zwei Thaler." Das brachte Hahn stoßweise über seine Lippen, ganz in der Manier, wie Kranke sprechen sollen. Blase, in Angst geraten, sowohl seinetwegen, als für Hahn, versicherte auf sein Wort und seine Ehre, er wolle den Säbel holen und setzte seine Beine auch in der That alsbald dazu in Bewegung. Ehe er zurückkehrte, ward Hahn ins Lazarett übergeführt: er hätte gerne vorher erst Beruhigung gehabt wegen des vertrackten Seitengewehrs.

Als Karpfen den Perron verlassend, an der Kasse vorüberkam, rief ihn der Billetverkäufer an: „Sie, Gefreiter, hier ist ein Seitengewehr, wollen Sie's vielleicht an sich nehmen?" Karpfen trat näher. „Das gehört dem Zaspel," dachte er, indem er laut erwiderte: „Jawohl, geben Sie nur her, weiß schon, wem es gehört." — „So, wem denn?" — „Einem gewissen Zaspel," sagte Karpfen. „Nee, einem gewissen Hahn," berichtigte der Kassierer. „Sehen Sie, da steht's," und er wies auf den Namen an der Innenseite des Riemens. „Hm, hm," brummte Karpfen. „Na, geben Sie's mir nur; will's abliefern. Wo haben Sie's denn her?" — „Ein Kofferträger hat's gefunden." — „So, na ich danke auch schön." — „Bitte," lehnte der Kassierer bescheiden jede Erkenntlichkeit für seine edle That ab. „Sagen Sie 'mal," fragte Karpfen noch, „haben Sie den Soldaten, der eben ein Billet nach Heckenbach kaufte, das Seitengewehr gezeigt? Er sagte, er hätte seines verloren." — „Nee, es fiel mir erst eben wieder ein, daß es bei mir lag." — „So, danke nochmals, Adieu." — „Adieu."

Lieutenant Braus stand vor der Wache, als der Gefreite zurückkam. „Na, haben Sie ihn gefunden," rief er schon von weitem. „Zu Befehl, Herr Lieutenant, er ist richtig abgefahren." Braus triumphierte. Taube war das Kameel geworden; er schnitt ein grimmiges Gesicht zu des Offiziers Bemerkungen, die starke Zweifel an seiner Fähigkeit, Menschen zu beurteilen, verrieten. „Was ist denn das für ein Seitengewehr?" erkundigte sich der junge Lieutenant sodann; denn es fiel ihm natürlich auf, daß Karpfen zwei Exemplare dieser Waffe in seinem augenblicklichen Besitz hatte, was ein offenbarer Luxus war. Mit schlecht verhaltener Wollust berichtete Karpfen, wie er dazu gekommen und sprach die Vermutung aus, da es sehr unwahrscheinlich sei, daß zwei Soldaten in der Nähe des Bahnhofes ihre Seitengewehre verloren, so habe der p. p. Zaspel wohl betrogen, und hieße gar nicht Zaspel, sondern Hahn, wie auf dem Riemen zu

lesen stehe. Es war höchst unehrerbietig von Taube, einige Verblüfftheit an seinem Lieutenant zu bemerken; allein, er bemerkte sie, und die Umstände boten auch einige Entschuldigung dafür; wir müssen auch ferner noch zur Milderung anführen, daß Taube in kein äußerliches Frohlocken ausbrach und unedle Rache übte, sondern schweigend dastand, so lange es dem Lieutenant zu schweigen beliebte. „Dummes Zeug,“ fuhr Braus endlich den Gefreiten an. „Es ist sehr leicht möglich, daß zwei Seitengewehre am Bahnhofe verloren wurden, ohne Zweifel aber ist die Sache so: Zaspel hat ein falsches umgehabt — das kommt vor, wenn es auch nicht sein soll.“ Damit drehte er sich um und zog sich in sein Offizierszimmer zurück, wohin ihm die beiden anderen nicht folgen durften. Karpfen erlaubte sich, eine bezeichnende Grimasse zu schneiden, als sein Vorgesetzter verschwunden war. Taube behielt seine Überzeugung für sich. Keine Muskel dieses marmorkalten Gesichtes verriet, welche Gefühle seine Brust durchzitterten, und er ließ seine Seele allein einen Triumph genießen, ohne dem Körper eine Teilnahme an demselben zu gestatten; denn es war wohl nur zu klar, daß sein Scharfsinn unter der falschen Namensumhüllung eines Zaspel, Hahn, den ehemaligen Arrestanten vom Kuhturm, erkannt hatte — so ungefähr würde wohl ein tüchtiger Romanschriftsteller diesen psychologischen Vorgang geschildert haben. — Einige Zeit vor der Ablösung der Wache holte sich Taube bei dem Lieutenant Bescheid, ob er „das Seitengewehr mit in den Rapport aufnehmen solle.“ Braus verstand ganz richtig, daß mit diesem geheimnisvollen technischen Ausdruck kein Einwickeln oder etwas Ähnliches gemeint sei, sondern ein Bericht über das Seitengewehr im Rapport, sah den Unteroffizier Taube forschend an, ob er auch keine Verhöhnung seines Vorgesetzten mit dieser Erkundigung bemäntele, zog daher nur die Brauen zusammen — sonst würde er sehr derb losgepoltert sein — und gab zankend den Bescheid: „Dummes Zeug,

was geht der Kommandantur das Seitengewehr an! Nach der Ablösung liefert es ein Mann beim Feldwebel der 4ten Compagnie von den . . Sgern ab, ohne sonstige Geschichten und langweilige Erklärungen. Haben Sie gehört, Unteroffizier Taube?“ — „Zu Befehl, Herr Lieutenant.“ — „Na, denn thun Sie danach.“ Braus hatte ganz den Ton angeschlagen, als ob er bei sich meine: Alles muß man euch doch vorkauen und euch ewig zurechtweisen, ihr dummen Kerle; nicht einen Funken von Esprit habt ihr im Kopf. Taube war ein guter Soldat. Gehorsam nahm er die Weisung seines Offiziers entgegen; gehorsam führte er sie aus. Bestimmte der Lieutenant, daß Zaspel ein ehrlicher Kerl sei, so war Zaspel ein ehrlicher Kerl, und sollte es mit dem Seitengewehr nichts weiter auf sich haben, so hatte es nichts weiter damit auf sich.

Während der Mittagspause saß Heinrich Schnurr betrübt auf seinem Bette. Sergeant Sachs glaubte nicht an seine Unschuld und behandelte ihn mit Verachtung, während er doch gerade von ihm Hilfe und Beistand erwartet hatte. Große Thränentropfen rannen ihm über die Backen. Blase, der niederträchtige Geselle, verhöhnte ihn deswegen mit lautem Spott. Der alte Gefreite Simon aber verbot diese nichtsnutzigen Reden, näherte sich Heinrich Schnurr teilnahmsvoll, suchte ihn zu trösten und ließ sich von ihm das Herz ausschütten. Wie that Heinrich diese Freundlichkeit so wohl! Er beteuerte seine Unschuld, konnte aber leider nicht den mindesten Anhalt für sie liefern. „Da steckt der Spitzbube Hahn wieder dahinter, ich wette,“ sagte Simon. „Sachs,“ — Simon durfte sich schon erlauben, so vertraulich zu dem Stubenältesten zu sprechen — „Sachs, wie wär's, wenn wir mal mit dem Schnurr zum Sergeanten auf der Kasernwache gingen und ihn fragten, ob er den Rekruten hier kennt.“ Sachs hätte selber seinen Liebling gerne unschuldig gesehen, und er mochte nichts zurückweisen, das hierfür von Bedeutung werden konnte. Obwohl achsel-

zuckend, meinte er doch nach einigem Besinnen: „Wir können ja mal hinuntergehn." Zugleich winkte er Schnurr und Simon, ihm zu folgen. Schnurr begriff gar nicht, wie er nicht schon längst auf dieses einfachste Mittel verfallen sei, um darzuthun, daß entweder ein Versehen vorliege, oder er das Opfer einer Intrigue sei. „Kennen Sie diesen Rekruten?" fragte Sachs seinen Kameraden Sergeanten, als sie in die Wachtstube eingetreten waren. Blöde guckte Schnurr an — etwas hochmütig — und antwortete: „Denke, habe ich schon gesehen." — „Wann wohl?" — „Hm, vielleicht heute Nacht. Haben verdammt viele Urlaub gehabt von euerem Bataillon." — „War es vielleicht heute morgen um halb fünf?" — „Ah, der Schnurr, der betrunken und ohne Seitengewehr ankam — — lasse dich mal beschauen, mein Sohn Schnurr." Schnurr begann das Herz zu pochen. „Nicht wahr, Herr Sergeant, ich bin's nicht gewesen," sagte er. Blöde ging lange mit sich zu Rate, dann gab er den Spruch ab: „Ich kann nicht sagen: du bist's gewesen, und ich kann auch nicht sagen: du bist's nicht gewesen. Wenn man in einer Nacht an fünfhundert Kerle sieht, vergißt man den einzelnen." Und dabei blieb er; er behauptete, es vertrüge sich nicht mit seinem Gewissen, Schnurr für eine ihm gänzlich unbekannte Person zu erklären, so er noch niemals von Angesicht zu Angesicht mit seinen Augen erblickt. Das war gerade kein sehr tröstlicher Bescheid und half dem armen Schnurr gar nichts. „Wenn wir nur den Hahn hier hätten!" meinte der alte Gefreite Simon. Ich weiß nicht, vielleicht thue ich ihm Unrecht, wenn ich vermute, daß er mit diesen Worten eine treffende und namentlich sehr nützliche Bemerkung gemacht zu haben meinte. Ja, Hahn, der lag im Lazarett und befand sich außer Schußweite.

Nachmittags um zwei Uhr empfing Feldwebel Streng vornehmen Besuch. Lieutenant Braus von den . . 4gern kam zu ihm, und zwar in seine Privatwohnung, die sich

natürlich auch in der Kaserne befand. Feldwebel Streng hatte gerade ein Stück geschlafen, wie er sagte, und knöpfte sich noch mit der einen Hand die Uniform zu, während er mit der andern seine neugierige Gattin aus der Stube hinausschob — die neugierige Gattin hatte gerade eine große, schwarze Pfannkuchenpfanne in der Hand — und zu gleicher Zeit seinen Mund dazu benutzte, um den Offizier zum Sitzen auf demselben Sofa einzuladen, welches er mit seinem Körper tüchtig erwärmt hatte, — bei dem kalten Wetter draußen eine nicht zu verachtende Annehmlichkeit für den Lieutenant. Der Lieutenant zog aber vor, seine ihm von Gott verliehenen Beine zum Stehen zu verwenden, anstatt sie den Formen des Sofas anzubequemen, bat den Feldwebel, seine stramme Haltung aufzugeben und fragte darauf: „Ist ein Seitengewehr bei Ihnen abgegeben?" — „Zu Befehl, Herr Lieutenant." Was der Kerl, der es brachte, dabei bestellt hätte. Verdammt wenig, deutete der Feldwebel an. Braus nickte befriedigt. Ob er den Hahn, welchem das Seitengewehr gehöre, einmal sehen könne. Wohl schwerlich? Weshalb nicht; das käme ihm sonderbar vor. Hahn sei im Lazarett. Ah! Braus nickte zum zweitenmale sehr befriedigt. Seit wann dieser Hahn im Lazarett liege. Seit heute morgen. Braus nickte zum drittenmale, aber nicht so sehr befriedigt. Der Feldwebel möge ihn mal zu dem Feldwebel der 7ten Compagnie führen; man fände sich so schwer zurecht in der verdammten Kaserne. Streng schnallte seinen Säbel um und führte den Offizier zu seinem Kollegen Berkel der 7ten Compagnie oder vielmehr in dessen Bureau. Feldwebel Berkel wäre nicht zu Hause, sagte der Schreiber aus; aber den Vicefeldwebel Blechkasten könne man haben. Vicefeldwebel Blechkasten wurde vom Hof, wo er Exercieren beaufsichtigte, hinaufgerufen. „Giebt es einen Musketier Zaspel in Ihrer Compagnie?" fragte Braus den Vicefeldwebel Blechkasten. Blechkasten schüttelte den Kopf. „Nein, Herr Lieutenant,

einen Zaspel giebt es nicht bei uns. Aber bei der 11ten ist ein Raspel. Sollte es der vielleicht sein?" Braus' Stirn verfinsterte sich. Der Mann gestern Abend hatte sehr deutlich gesagt, er gehöre zur 7ten Compagnie. War er, Braus, doch infam betrogen worden! Ob der Vicefeldwebel meinte, er habe den Offizier durch seine Entgegnung beleidigt, und müsse das wieder gut machen, weiß ich nicht. Das Faktum ist aber sicher, er fragte weiter: „Oder meinen der Herr Lieutenant den Musketier Kaspar von uns." Braus' Stirn hellte sich auf. Kaspar und Zaspel klingt ähnlich. Man konnte sich verhört haben, gestern Abend. Ob er den Kaspar einmal sehen könne. Leider nicht. Weshalb nicht; das käme ihm sonderbar vor. Dem Feldwebel Streng war es gerade so, als ob er diese Worte bereits einmal im Laufe des Tages aus des Lieutenants Munde vernommen hätte. Kaspar sei auf Urlaub. Braus lächelte, lächelte selig. Es hätte ihn auch gar zu sehr erbittert, wenn es sich herausgestellt, wenn er sich nicht verhehlen durfte, ein geschickter Schauspieler habe ihn genarrt, zum Besten gehalten, wie einen dummen Jungen. Schon wollte er sich entfernen, als es ihm einfiel, sich weiter zu erkundigen. „Seit wann ist der Mann fort?" — „Seit gestern." — „Seit gestern!" rief Braus. „Seit gestern Morgen," bestätigte Blechkasten. „Wegen seiner Mutter?" — „Wegen seiner Mutter." — „Hm, sehr schön, sehr schön!" Blechkasten begriff absolut nicht, wie ein Lieutenant sich so freuen könne, wenn ein Kerl Urlaub habe; er erklärte sich die Sache einigermaßen dadurch, daß der junge Offizier den Kaspar gewiß nicht kenne. Braus nahm sich vor, bei nächster Gelegenheit ein herablassendes Gespräch mit Taube zu beginnen und ihn im Laufe desselben mit diesen vernichtenden — für Taube nämlich vernichtenden — Thatsachen bekannt zu machen. Vicefeldwebel Blechkasten bat um die Erlaubnis, wieder in den Hof hinabgehn zu dürfen; seine Leute müßten unter steter Aufsicht sein, und er arg=

wöhne stark, die ganze Zeit, wo er hier oben gewesen, hätten die Unteroffiziere rühren lassen. Braus war kein Unmensch; vor allem in seiner jetzigen Stimmung hätte er niemand eine Bitte abschlagen können. So winkte er denn dem Vicefeldwebel Blechkasten zu, in Gottes Namen zu gehen; er wolle ihn seinem Vergnügen nicht länger entziehn. Feldwebel Streng begleitete Braus ein Stück den Korridor entlang, und eben wollte ersterer die Treppe hinuntersteigen, um sich aus der Kaserne zu entfernen, als Streng sagte: „Verzeihen Sie, Herr Lieutenant. Dieser Hahn ist ein verdächtiger Geselle und macht fortwährend die tollsten Streiche. Heute um halb fünf wurde jemand von der Kasernenwache aufgeschrieben, der ohne Seitengewehr nach Hause kam; er gab sich als Musketier Schnurr an. Dieser Schnurr aber behauptet steif und fest, er habe die ganze Nacht in seinem Bette gelegen; er ist sonst ein ehrlicher Geselle, der sich gut führt und dem man trauen darf. Wären Sie vielleicht so freundlich, mir etwas darüber zu sagen, wo Hahns Seitengewehr gefunden wurde, wenn Sie's wissen?" — „Weshalb sollte ich was davon wissen?" — „Weil Sie darnach fragten, Herr Lieutenant." — „Ja, das stimmt, das ist logisch. Nun — es hat keinen Wert, die Sache weiter zu verfolgen." — „Der Herr Hauptmann von Brockdorf hat mir aufgetragen, nähere Erkundigungen einzuziehen. Wir argwöhnen irgend etwas Ungehöriges." — „Hm. Das Seitengewehr ist am Bahnhofe gefunden worden." — „Um welche Zeit ungefähr, Herr Lieutenant?" — „Potzdonnerwetter, Feldwebel! Sie scheinen mich zu inquirieren wie ein Staatsanwalt oder sonst so ein Gerichtsmensch! Es hat keinen Wert, die Sache weiter zu verfolgen, sage ich Ihnen, und damit gut!" Sprach's und schritt davon. Feldwebel Streng aber sah ihm nach, kratzte sich hinter den Ohren, und als der Hauptmann späterhin in die Kaserne kam, berichtete er ihm die ganze Geschichte. Hauptmann von Brockdorf stimmte mit seinem Feldwebel vollkommen überein:

der Sache müsse auf den Grund geforscht werden. Schnurr wurde citiert und abermals vor den Sergeanten Blöde geführt. Sergeant Blöde sprach sich genau so entschieden aus, wie ein Stückchen weiter oben mit großer historischer Treue niedergeschrieben worden ist. Etwas beruhigter und zuversichtlicher, daß der Stern seiner Unschuld endlich dennoch siegreich über die Nacht der Bosheit und der Verleumdung erstrahlen werde, ging Heinrich Schnurr am Abend zu Bett, nachdem er vorher noch die Freude gehabt, ein gnädiges Wort von Hans Sachs zu erhalten und der gute Simon einen langen Kriegsrat mit ihm gepflogen.

Braus hatte seinen Vorsatz ausgeführt. Unteroffizier Taube schlich sich gedemütigt hinweg. Vielleicht wäre noch ein Schimmer von Hoffnung in ihm geblieben, daß er doch nicht das Kameel sei, wenn der Lieutenant der Wahrheit die Ehre gegeben und offen mitgeteilt hätte, ein Zaspel befände sich zwar nicht bei der 7ten Compagnie von den . . 8gern, sondern nur ein Kaspar — aber darauf käme es ja weiter nicht an. Der Lieutenant stand gerade im Begriff, zum Frühstück zu gehn, als ihn jemand anredete; — der Hauptmann von Brockdorf, wie wir ohne weitere Förmlichkeiten kund thun. Dieser Hauptmann von Brockdorf verwickelte Braus in eine Unterhaltung über Hahns Seitengewehr, welche der junge Offizier nicht mit kurzen Worten zurückweisen konnte, wie gestern beim Feldwebel Streng; denn es war zu befürchten, daß der Hauptmann sich das nicht gefallen ließ. So erfuhr Brockdorf: das Seitengewehr sei auf dem Bahnhofe gefunden worden. Wie es auf die Hauptwache gekommen? Der Gefreite Karpfen hätte es mitgebracht. Was der auf dem Bahnhofe zu thun gehabt? Hm — Braus holte sich augenscheinlich Instruktion von den Spitzen seiner Stiefel oder erkundigte sich bei ihnen, ob sie nichts dagegen hätten, wenn er die ganze Tragödie Zaspel ausführlich erzählte. Da die Stiefelspitzen, wie wohl vorauszusehn, keine Einwendungen erhoben, weihte

Lieutenant Braus den Hauptmann in das Geheimnis ein; er sah rot und verlegen aus, als er geendet. „Nein, lieber Herr Lieutenant, Sie haben ja ganz korrekt gehandelt und brauchen sich wegen Ihres Mitgefühls für einen armen Teufel nicht zu schämen, durchaus nicht. Ich begreife auch sehr wohl, daß Sie nicht über die Sache sprechen mögen, um dem Gefühle, düpiert zu sein, auszuweichen. Denn das sind Sie, fürchte ich," sagte der Hauptmann. „O nein!" rief der Lieutenant. „Es ist alles in Ordnung und wahr, was Zaspel oder richtiger Kaspar, angegeben hat. Ich habe mich davon, meiner Pflicht gemäß, überzeugt. Gerede darüber wollte ich eben nur vermeiden, weil, weil, weil —," — „Ich meiner Sache doch nicht so ganz sicher bin," ergänzte Herr von Brockdorf. „Ich für meine Person neige sehr zu der Überzeugung, daß ein Mann von meiner Compagnie dieser Zaspel ist. Übrigens, wir können sehr schnell die ungeschminkte Wahrheit erfahren, wenn Sie die Güte haben wollen mich zu begleiten — oder müssen Sie zum Dienst?" Braus verneinte durch eine Gebärde. Wenn er doch der Betrogene wäre — das ertrüge er nicht! Aber nein, es war unmöglich, unmöglich. Wenn er alles noch einmal genau überlegte, konnte er zu keinem andern Endergebnis gelangen. Er zählte dem Hauptmann seine Schlußfolgerungen der Reihe nach auf, während sie nebeneinander hinschritten und fragte zuletzt: „Glauben Sie jetzt noch, daß ich mich täuschen ließ. Das Unbedeutendste der Angaben stimmt genau mit der Wahrheit überein. Der Zufall kann es nicht so gefügt haben, so kann er sein Spiel nicht treiben." — „Warten wir's ab," meinte der Hauptmann. Ich entdecke manche Lücken in dem Gebäude, und große Rätsel sind ungelöst geblieben. Wissen Sie, zu wem ich Sie geleite? Zu Hahn!" — „Der mein Zaspel sein soll?" — „Allerdings." Braus lächelte; er glaubte es eben nicht. Dennoch betrat der Lieutenant nicht ohne ein leises Herzklopfen das Lazarett.

Es ist kein Vergnügen krank zu sein. Diesen Satz

kannten schon die alten Assyrer, und er soll irgendwo in Keilschrift in eine Felswand gehauen stehen. Sich krank zu stellen, ist ebenso wenig ein Vergnügen. Hierüber fehlen Bestätigungen aus dem Altertum; allein, wir können sie entbehren; jeder Schuljunge und alle Damen, welche noch in dem Alter stehen, wo der Schulbesuch von unseren Sitten gefordert wird, werden dieselbe auf Verlangen, eventuell gegen Vergütigung, liefern. Ein Unwohlsein von leichtem Kaliber, das vor einer fatalen Repitition, zum Beispiel im Französischen, retten oder eine nicht gemachte Arbeit verdecken soll rc. rc., bringt schon genügende Unannehmlichkeiten mit sich; dieselben wachsen im Verhältnis zu der Krankheit, welche zu erheucheln ist. Das Erheucheln einer Unterleibsentzündung möchte ich nicht einmal meinem Hauswirte auferlegen, wenn ich ein Mieter wäre. Hahn, der sich selber dazu verurteilt hatte und nun gezwungen war, die Krankheit ganz ihren normalen Verlauf nehmen zu lassen, wenn er nicht in schwere Strafe wegen Simulierens verfallen wollte, verfluchte die Notwendigkeit, welche ihn dazu gedrängt hatte und schalt sich einen Esel, daß er sich nicht lieber Fieber gewählt. Ganz matt und schwach von eingenommenen Brechmitteln und ihm applizierten Purganzen, mußte er so gut wie regungslos daliegen — denn bei einer richtigen Unterleibsentzündung kann man sich nur unter großen Qualen rühren —, Schmerzen heucheln und Hunger leiden. Gerade ihn beobachtete man besonders genau; denn der Ruhm seines Namens war auch in das Lazarett gedrungen, und der Oberstabsarzt hatte Verdacht geschöpft. Am Abend sollten Hahn Blutegel gesetzt werden. Er dachte eben daran und freute sich schon darauf, als ihm fürs erste noch eine andere Freude beschert ward: er erblickte seinen Hauptmann und Lieutenant Braus. Der Besuch galt ihm. Er gab sich keinen Illusionen darüber hin. Die beiden Offiziere traten an sein Bett. Sollte er sich ihnen zu Füßen werfen, alles bekennen und um Gnade flehen?

Er wollte es; aber der Schreck lähmte ihm die Glieder. Er vermochte kein Glied zu rühren. Der Schlag war zu plötzlich gekommen. „Das ist der Hahn,“ sagte Hauptmann Brockdorf. „Wird sich jetzt wohl ausgekräht haben mit dir, mein Lieber.“ Lieutenant Braus sah starr auf den Mann hinab; er wurde abwechselnd blaß und rot; doch kein Laut kam über seine Lippen. Er fühlte förmlich, wie das Herz sich ihm verhärtete durch die traurige Erfahrung, die er in diesen Augenblicken machte. „Nun, Herr Lieutenant,“ wandte sich Brockdorf an seinen Begleiter. „Er ist es nicht?“ fügte er im Tone größten Staunens hinzu, als der junge Offizier langsam den Kopf schüttelte. Hahn wußte nicht, wie ihm geschah; ich glaube, er staunte noch mehr, als sein Hauptmann. Plötzlich sagte Braus zu letzterem: „Ich möchte einen Augenblick mit Ihnen sprechen,“ und zugleich mit diesen Worten zog er ihn auch auf die Seite. Braus sprach, erst stockend, dann hastig, endlich wehmütig. Brockdorf reichte ihm zuletzt die Hand, sah ihm ins Auge und antwortete auf die lange Rede: „Ja, mein lieber junger Kamerad; hier meine Hand darauf.“ Der Hauptmann rückte sich darauf einen Stuhl an des angeblichen Kranken Bett. Er fixierte ihn scharf; dann hub er an: „Hahn, lügen Sie, dann ist Ihr Schicksal besiegelt; gewinnen Sie es über sich, die Wahrheit zu gestehen, so kann Ihnen ein Teil Ihrer Schuld verziehen werden. Sind Sie krank? — Antworte!“ fügte er gebieterisch hinzu, als der Soldat zauderte. „Nein, Herr Hauptmann.“ — „Gut. Du hast dich in der Nacht von Sonntag auf Montag auf der Kasernenwache für Heinrich Schnurr ausgegeben?“ — „Ja, Herr Hauptmann.“ — „Weißt du, wie die Sache weiter zusammenhängt. Wußtest du vielleicht, daß Schnurr beim Abrevidieren fehlte, kam er auf verbotenem Wege in die Kaserne hinein — und du benutztest das? Kaum kann ich mir die Sache anders erklären.“ Sollte Hahn „Ja!“ sagen? Eine Sekunde lang kitzelte es ihn dazu; aber Hahn war

nicht der alte Hahn in dieser Stunde — seinen Körper hatten die Arzneimittel geschwächt und die Entdeckung seiner Missethaten ihm den Mut geraubt, sich neue Schlechtigkeiten auf das Gewissen zu laden. „Heinrich Schnurr ist die ganze Nacht in der Kaserne gewesen,“ antwortete er. „Ah!“ rief der Hauptmann, „die Sache wird interessant und verwickelt. Schnurr wurde doch vom Offizier du jour notiert; das wußtest du ohne Zweifel, mußtest es wissen!“ — „Schnurr lag in einem falschen Bett, in meinem Bett.“ Und nun folgte das Geständnis, wie er und Blase die Betten umgestellt hatten, überhaupt das Geständnis alles dessen, was ich dem Leser früher schon so zart und so lieblich schilderte. Hauptmann Brockdorf wurde seiner Verwunderung kaum Meister; an hundert Fragen that er, immer neue, ehe der Zusammenhang von A—Z ihm völlig klar war. „Dieses Raffinement — haben Sie je schon Ähnliches gehört, Herr Lieutenant!“ rief der Hauptmann aus. „Sie können sich trösten; Ihnen hat dieser Geselle noch nicht am schlimmsten mitgespielt. — Ja, was fange ich nun mit dir an,“ wandte er sich wieder gegen Hahn. „Welche Strafe wäre groß genug für dich. Ich müßte dich vor ein Kriegsgericht stellen, wie ich's dir schon lange versprochen!“

Am Nachmittage wurde der Musketier Hahn als geheilt aus dem Lazarett entlassen, weil die vermeintliche Entzündung sich als eine harmlose Verstopfung herausgestellt habe, die schnell kuriert worden sei. Am Nachmittag wurde der Name Heinrich Schnurr aus dem Wachtbuche gestrichen und dafür der Name Felix Hahn eingetragen. Am Nachmittage empfing Heinrich Schnurr die Beglückwünschungen der gesamten Compagnie und sprach man in der ganzen Kaserne von nichts anderem, als von der Reise, die Schnurr bei Nacht in seinem Bette gemacht hatte. Am Nachmittage beim Appell wurde verlesen, daß Hahn fünf Tage strengen Arrest habe wegen Ausbleibens über Retraite — und zwar

sei er nur diesmal noch aus ganz besonderer Gnade so milde dafür weggekommen; ferner empfingen Hahn und Blase noch fünf Tage Mittelarrest, weil sie einen Kameraden auf raffinierte Weise in den Verdacht strafbarer Handlungen gebracht hätten — auch diese Strafe sei aus ganz besonderer Gnade so milde bemessen, auf persönliche Fürbitte des Musketier Schnurr. Schnurr wurde ganz rot. Hahn erwartete noch ungefähr ein dutzend Tage strengen oder mittleren Arrestes — er wurde nicht so schnell mit sich darüber einig, welche Sorte er verdient hatte — für Krankheitssimulieren und unverschämtes Belügen eines Vorgesetzten; allein zu seiner Überraschung vernahm er nichts davon. Am Nachmittage ferner erhielt Hahn vom Feldwebel sein Seitengewehr zurück, zugleich mit einer prächtigen Rede über den Satz, daß nichts so fein gesponnen sei, das nicht doch endlich ans Licht der Sonnen käme, und im heutigen besonderen Falle das Seitengewehr den Verräter gemacht habe; die Rede schloß mit einem würdigen Knalleffekt, doch ohne Lichterscheinung dabei, wenn man von den subjektiven Lichtempfindungen Abstand nimmt, die zwei Ohrfeigen bei dem Empfänger hervorzurufen pflegen; am selben Nachmittag endlich bekamen Hahn und Blase auf Stube Nr. 14 furchtbare Prügel; hätte Sergeant Sachs es gesehen, würde er es ohne Zweifel verboten haben — aber er guckte gerade zum Fenster hinaus, auf Stube Nr. 14 — folglich konnte er es nicht bemerken.

Vicefeldwebel Blechkasten — der schon die Nacht sehr unruhig geschlafen, weil er sich mit dem Gedanken abquälte: was wohl zum Teufel der Lieutenant und der Musketier Kaspar zusammen hätten, und gar nicht die Zeit abwarten konnte, bis Kaspar vom Urlaub zurückkehrte, damit er ihn freundlich aber dringend über die Sache befrage — erhielt eine neue Citation von Braus, gerade wieder während des Exercierens, eine dem Feldwebel höchst ungelegene Zeit. „Sagen Sie mal," sprach der Offizier zu ihm, „Sie haben

mir doch angegeben, dieser Kaspar habe wegen seiner Mutter Urlaub!“ — „Zu Befehl, Herr Lieutenant.“ — „Was ist mit seiner Mutter?“ — „Sie freit zum zweitenmale, Herr Lieutenant.“ — „So, wen denn?“ — „Den Küster, Herr Lieutenant.“ — „So — na, Adieu.“ — „Adieu, Herr Lieutenant.“ Vicefeldwebel Blechkasten mußte sich bis an sein Lebensende mit der halben Mitwissenschaft eines schweren Geheimnisses tragen, da auch aus Kaspar durchaus keine Erklärung zu erlangen war, so viele Mühe Blechkasten sich auch im Guten, wie im Bösen gab.

Dem Unteroffizier Taube gegenüber benahm Braus sich etwas gewissenlos. Man sollte meinen, er hätte der Wahrheit die Ehre geben und dem Manne eingestehen sollen, daß er, Taube, Recht behalten habe; aber nein, das that er nicht. Da nun der Unteroffizier deswegen gerade keinen bedeutenden Schaden an Leib und Seele litt, so wollen wir's dem Lieutenant so übel nicht nehmen. Es ist auch immer besser, wenn der Offizier unfehlbar bleibt, als daß der Untergebene sich rühmen darf, klüger gewesen zu sein als er.

Zwischen Hahn und Blase fiel einige Zeit nach dem oben der Mit- und Nachwelt überlieferten Ereignissen, ein Zwiegespräch vor, welches, so kurz es auch ist, doch vielleicht für den Leser Interesse hätte. Blase: „Das verdammte Seitengewehr ist doch an allem Schuld.“ Hahn: „Geh weg, Blase, du bist ein schlechter Kerl.“ Blase: „Nanu!“ Mit der Freundschaft zwischen beiden war es für ewig vorbei. Die sechs Monate, welche Hahn noch zu dienen hatte, benahm er sich tadellos und brauchte er keine andere Strafe abzusitzen, als jene sieben Tage „stramm“ und fünf Tage „mittel.“ Bei der Entlassung hielt ihm der Hauptmann eine schöne Rede und machte ihn namentlich darauf aufmerksam; so milde und väterlich wie beim Militär werde man ihm nie wieder im Leben entgegenkommen; er wisse doch, wie nachsichtig man bei einer gewissen großen Schlechtigkeit sich gegen ihn gezeigt. Hahn sagte: Ja. „Lassen

Sie sich das zur Lehre dienen: Bei der Polizei und den Gerichten giebt es kein Mitleid wie bei jungen Lieutenants; segnen Sie das Andenken des Lieutenants von der Hauptwache — — wissen Sie, wie er heißt?“ — „Nein, Herr Hauptmann.“ — „Ist auch gar nicht nötig; na, Gott befohlen!“ Ob Hahn im Civilleben ein guter Mensch geblieben oder geworden, kann uns vollkommen gleichgültig sein. Unser Interesse schwindet, sowie unsere Helden den bunten Rock vom Leibe gezogen haben. Es ist zwar etwas egoistisch! aber teilweise durch die Umstände bedingt.

Ende des ersten Bändchens.

Militärische Humoresken

von

Philipp Lenz.

Zweites Bändchen.

Das Trinkgeld.
Die langen und die kurzen Hosen.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Das Trinkgeld.

Abscheulicher konnte das Wetter überhaupt gar nicht sein. Ich glaube, wenn ich einige alte Frauen gefragt hätte, ob sie sich erinnern könnten, daß es jemals so geregnet, daß es jemals so finster gewesen: es wäre mir von sämtlichen alten Frauen die Antwort zu teil geworden, — sie könnten sich nicht erinnern.

Für die Dunkelheit existierte einige Entschuldigung — es war nämlich Nacht; für den Regen existierte gar keine. Ja, es floß vom Himmel herunter, als drückten die Engel oben aus gestorbenen Bierbrauern alles Wasser heraus, das diese bei Lebzeiten unbefugter Weise in ein für Menschen bestimmtes Getränke hineinkomplimentiert; als hätte sich der Atlantische Ocean mit samt seinen Anhängseln — Mittelmeer, schwarzes Meer, Ostsee und wie sie alle heißen — bei einem Spaziergange in den blauen Äther verirrt und käme nun an der unrechten Stelle wieder herunter; als ob ein Komet, die ja nach der neuesten Theorie aus Eisklumpen bestehen sollen, sich der Erde unvorsichtig genähert habe, von der sie umgebenden Wärmehülle aufgelöst sei und nun in demjenigen Zustande mit ihr zusammenstieße, welcher das Schicksal aller Eisklumpen ist, wenn sie dem Feuer nicht aus dem Wege gehen.

Die Dachrinnen liefen über. Die Laternen zeigten die Sucht, in so feuchter Atmosphäre nicht zu brennen oder sich mit einer Nebelhülle zu umgeben, in welcher es sich für sie jedenfalls recht gemütlich saß, die im übrigen aber der Erfüllung ihrer Berufspflichten recht hinderlich war. Die

Rinnsteine — — ach, daß ich von ihnen doch lieber ganz schwiege! Aber, was hilft es; wir müssen bekennen, daß sie sich ganz unverschämt breit gemacht, über den Rand des Trottoirs hinwegschäumten und vom Fahrdamm nur einen schmalen Streifen in der Mitte desselben freigelassen hatten.

Niemand wird diese Schilderung für übertrieben halten, wenn wir bemerken, daß die Zeit der März-Äquinoktialstürme ist.

Ein Regenschirm leistete bei diesem Wetter nur sehr zweifelhafte Dienste. Bis an die Enkel watete der Unglückliche, der sich aus seinem Hause hervorwagt, im Wasser. Schritt er eine Straße in der Richtung von Westen nach Osten entlang, so trieb ihm der Wind den Regen in den Rücken; bog er um die nächste Straßenecke, so schlug ihm der Regen ins Gesicht; wendete er sich von Nord nach Süd oder von Süd nach Nord — welche Schwenkungen eine und dieselbe Person auf ihrem Wege durch eine Stadt häufig zu machen gezwungen ist — so machte der Regen, je nachdem, Attacken auf seine rechte oder seine linke Seite. In fünf Minuten fühlte sich jeder, der ausgegangen, eingeweicht, wie eine in Milch getauchte Semmel.

Und es konnten nicht alle daheim bleiben.

Vom Glockenturme der Garnisonskirche verkündeten dumpfe Schläge die achte Abendstunde. Bei vielen Menschen beginnt um diese Zeit erst das Leben, um dessentwillen sie der zu sein glauben — nämlich das Leben am Wirtshaustische.

Irgend eine Hausfrau findet es abends um acht auch oft noch sehr nötig, ein halbes Pfund grüne Seife oder zwei Lot gestoßenen Pfeffer oder eine Düte voll Amidam holen zu lassen; denn erstens schläft es sich ruhiger, wenn man Vorräte im Hause weiß und zweitens wiegt der schläfrige Commis beim Lampenlicht besser als am Morgen, wo sein Krämersinn durch des Tages Arbeit noch

nicht zur Gleichgültigkeit gegen den Gewinn eines Pfennigs abgestumpft ist. Daher sehen wir plötzlich aus den Hausthüren etwas Luftballonartiges herausfliegen, das sich im Kaufmannsladen gegenüber an der Ecke als ein Dienstmädchen entpuppt, welches sich die Röcke über den Kopf geschlagen hat, damit diese nicht von der Außen- nach der Innenseite, sondern von der Innen- nach der Außenseite naß werden möchten, wodurch nach Dienstmädchenglauben die Röcke ungemein geschont werden.

Daß ein Soldat auf das Wetter Rücksicht nimmt, ist undenkbar. Er flucht wohl über dasselbe — weil er überhaupt über alles flucht —; aber er läßt sich durch keine Ungunst des Himmels von der Ausführung seiner Pläne abhalten. In die Kneipe zum Beispiel läuft er, und wenn es kleine Teufel regnete. —

In P., der berühmten preußischen Provinzialstadt, giebt es sehr viele Soldaten. P. ist auch die Stadt, wo es so entsetzlich regnet. Dafür können aber die Soldaten nichts. Ich füge das absichtlich hinzu, weil es heutzutage so viele böse und verbissene Menschen giebt, welche dem Militär alles Böse zuschreiben, das sich im lieben Deutschland im speciellen und auf der ganzen Welt im allgemeinen zuträgt.

Gewöhnlich pflegt der Gemeine seinen Mantel nicht sehr günstigen Auges zu betrachten — sei es nun, daß er bei einem Regimente zu Pferde oder bei einem Regimente zu Fuß diene, oder bei einem Artillerieregimente; denn die Herren Vorgesetzten haben über die Bestimmung des Mantels sehr eigene Ansichten. Ist aber einmal ein Wetter wie heute, so lernt er ihn schätzen und hüllt sich in ihn, daß außer der Ohren- und der Nasenspitze kein Teil seines menschlichen Körpers mit der Atmosphäre in Berührung tritt.

Wir bitten nicht zu vergessen, daß es über alle Begriffe dunkel ist auf den Straßen von P. und der Himmel sich

so schwarz über dieser guten loyalen Stadt wölbt, als ob er ein einziger Tintenklex geworden wäre.

Es öffnete sich eine Hausthür im vornehmsten Viertel, da, wo die Generale, die Obersten, die Geheim- und sonstigen Räte der Regierung, die in P. ihren Sitz hat, wohnen. Ein Ding tritt heraus, das wir nach den Schlüssen der Vernunft für einen Menschen, und zwar für einen Soldaten im Mantel erklären müssen, während jeder sonst, der noch nie einen Soldaten im Mantel gesehen, es für einen Mehlsack gehalten und sich nur darüber gewundert haben würde, was der feurige Punkt am oberen Ende desselben bedeute.

Der Soldat ist der einjährig-freiwillige Otto Steinfeld, und der rote Punkt ist eine Cigarre, die er sich soeben angezündet hat.

Der junge Mann bleibt einen Augenblick vor der Hausthür stehen und überlegt jedenfalls, ob es nicht besser sei, wieder an den gemütlichen Familientisch, den er verlassen hat, zurückzukehren und seine hübschen Schwestern zu ärgern, anstatt nach der „Traube" zu laufen, am andern Ende der Stadt, wo er mit seinen Kameraden Punsch trinken will.

Nach einer halben Minute Besinnens überspringt er die zwei Stufen, die von der Hausthür abwärts nach dem Trottoir führen und schießt dann mit der Schnelligkeit einer zweispännigen Droschke die Straße entlang, um sobald wie möglich sein fernes Ziel zu erreichen. Ohne Zweifel hatte er gedacht: „Ach was, das bißchen Regen!"

Aber der Regen läßt nicht mit sich spaßen. Noch vor der nächsten Ecke verlöscht ihm ein extradicker Tropfen die Cigarre und findet er, daß er von der Nässe des Regenwassers bisher keineswegs die richtigen Begriffe gehabt hat. Wenn er vorher gewußt, was die Strafe seiner Neigung zum Punschtrinken in der Traube sein würde — nicht zehn Pferde hätten ihn dorthin gezogen! Daß

die Traube ein Wirtshaus ist, führe ich nur für den Fall an, daß jemand es nicht erraten haben sollte.

Nach der allgemeinen und beschworenen Konstitution im Staatshaushalte der Natur ist kein Körper, der einmal in Bewegung geraten, im Stande, augenblicklich anzuhalten. Dieses Naturgesetz duldet sogar keine Ausnahme, wenn ein Einjährig-Freiwilliger bei Nacht und Nebel von links und ein Rittmeister — noch dazu der Rittmeister der betreffenden Schwadron, in welcher besagter Einjährig-Freiwilliger dient — von rechts um eine Ecke kommen. Der Einjährige ist dieses Mal Herr Otto Steinfeld und der Rittmeister der Herr Baron von Egelmann.

Ersterer hat sich nur noch ein kleines Stückchen nach links zu wenden und die rote Laterne der Traube leuchtet ihm freundlicher entgegen als das Drehfeuer eines Leuchtturmes dem Seemann während des Sturmes — da vernimmt er Sporenklirren, feste Schritte — — — er will die Hast seines Laufes hemmen — zu spät! Im nächsten Momente schon stößt er mit einem Jemand zusammen, über dessen Person er auch nicht eine Sekunde im unklaren bleibt; denn er hat bereits am Sporenklang erraten, wer seinen Kurs kreuzt.

„Potz Millionendonnerwetter — halt, gestanden!“ ruft eine zornige Stimme. „Halt, wer ist man!“ Zugleich packt Baron Egelmann die Gestalt vor ihm, damit sie ihm nicht durchbrenne, wozu trotz des vielen Wassers, mit dem der Himmel die Erde überschüttet, die Aussichten nicht ungünstig liegen.

„Einjährig-Freiwilliger Gefreiter Steinfeldt von der dritten Schwadron des königlich — —“

„Na,“ unterbricht ihn der Rittmeister. „Sie sind wohl betrunken oder wollen es werden? Wenn man um Ecken biegt, nimmt man sich fein in acht, daß man keinen Vor-

gesetzten karamboliert. Na — wohin, zum Teufel! laufen Sie denn bei diesem Sauwetter?"

„In die ‚Traube', zu Befehl, Herr Rittmeister."

„So — na, treten Sie 'mal hier mit unter die Hausthür — so, na — in die ‚Traube' geht man nicht zu Befehl, das wollte ich Ihnen nur sagen, und dann bitte ich mir aus, daß keine Unteroffiziere traktiert werden, verstanden!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Die ‚Traube' ist euer Nest — weiß ich. Na — Sie haben den Haken von Ihrem Mantel nicht zu. Wissen doch, soll alles zu sein. Wenn ihr Offiziere geworden, könnt ihr eure Mäntel offen tragen, meinetwegen, daß sie euch nachwehen wie Frauenzimmer-Fladdusen. Na — haben Sie denn Urlaub? Wer um acht in die Traube läuft und seinen Vorgesetzten über den Haufen galoppiert, denkt nicht daran, um neun Uhr wieder zu Hause zu sein, im Quartier. Zeigen Sie mal vor, Ihre Karte."

Der Einjährige knöpft seinen Mantel auf, zieht seine Handschuhe aus, holt seine Börse aus der Tasche und nimmt aus der letzteren eine Karte, die er dem Rittmeister hinreicht. Es ist nun zwar stockfinster unter der Hausthür, und kein Mensch hätte selbst mit der schärfsten Brille auch nur eine Zeile entziffern können; ein Rittmeister jedoch, wenn er lesen will, kann immer lesen. Baron Egelmann prüft daher die Karte, findet sie in Ordnung und giebt sie zurück. Die Karte wanderte wieder in das Portemonnaie, das Portemonnaie wanderte wieder in die Tiefen der Taschen des Einjährig-Freiwilligen Otto Steinfeldt, und dieselbe Hand, die dieses besorgt hat, knöpft auch wieder den Mantel vorschriftsmäßig zu.

„Na — gehen Sie. Sitzen Sie mir aber nicht zu lange in der Kneipe, sonst sind die Knochen am nächsten Morgen schlaff."

Baron Egelmann entfernt sich nach rechts, Otto ent-

fernt sich nach links beflügelten Fußes, froh, daß sein Rittmeister gerade guter Laune gewesen; — nämlich: ein gewöhnlicher Soldat kann sich einen Herrn Offizier kaum anders vorstellen als furchtbar ernst und strenge, begreift dabei nicht, daß diese Leute sich außer Dienst gern in ihrer ganzen Gemütlichkeit geben. Schon springt unser Otto die Stufen hinauf, die in den Ruhehafen und zum Punschtisch führen, wo die Kameraden ihn sicher bereits mit Schmerzen erwarten, als er seinen Rittmeister nicht rufen, nicht schreien, nein, wie besessen brüllen hört: „Einjähriger! Einjähriger!“ Pflichtschuldigst macht Otto Kehrt, wenn auch mit einem innerlichen, gar nicht pflichtschuldigsten Fluche, sieht sich nach der Ecke um, wo er mit Egelmann zusammengestoßen ist und läuft nach dieser hin, indessen der Offizier unausgesetzt brüllt. Er läuft auch, doch vorsichtig und in weitem Bogen, um die Ecke herum: — Keine schattenartige Gestalt zeigt ihm die Stelle, wo der Rittmeister steht. Nun gehe man aber einmal an jemand hinan, den man nicht sieht! Das kann kein Mensch. Trotzdem verlangt es der Rittmeister, wie er durch sein unaufhörliches: „Einjähriger, Einjähriger!“ beweist.

Der Einjährige besitzt allen guten Willen dem Gebote Folge zu leisten. Er wendet sich nach sieben Seiten um, läßt sich von sieben Seiten anregnen und bewegt sich endlich dem Flecke zu, von welchem die Stimme mutmaßlicher Weise her erschallt. Mit der Hand tappt er an allen Hausthüren entlang, vor denen das Dunkel undurchdringlich ist, um sich zu vergewissern, daß sein Schwadronschef nicht unter einer derselben wartet.

„Einjähriger — Donnerwetter! Sind Sie denn blind! Hier — am Rinnsteinübergang — — im Rinnsteine liege ich — uff!“

Im Rinnstein! Der Rittmeister ist verunglückt? Otto galoppiert, so schnell es seine schweren Stiefel, der lange

Mantel und der Schleppsäbel erlauben, nach dem Übergange hin und erblickt hier im Nebelscheine einer nahen Laterne den Baron Egelmann auf allen Vieren, mitten im Rinnstein, der mit der Gewalt eines Gebirgsstromes dahinschäumt und den Gestürzten fast überflutet.

„Ach, Herr Rittmeister!" ruft Otto erschrocken und beugt sich nieder, um den Offizier aufzuheben, der nach seiner Ansicht und nach dem Stöhnen desselben zu urteilen, sämtliche Beine gebrochen haben muß, mit denen die Natur einen Sterblichen auszurüsten pflegt.

„Halt, nee — nicht heben," ächzt Egelmann. „Hab' mich festgehakt, kann den Fuß nicht loskriegen — sehen Sie 'mal nach — uff, Donnerwetter! ich ersauf' ja!"

Die Stadt P. hat prächtige Exemplare von Rinnsteinen; der Magistrat ist auch ganz stolz auf dieselben. Weniger sind es diejenigen Personen, welche schon in sie hineingefallen, deren kleine Kinder, Katzen und junge Hunde schmählich in ihnen ertranken, deren Fuhrwerk mit einem Rad in sie hineingeriet, umkippte und zum Schmied auf längere Zeit in eine kostspielige Kur gethan werden mußte, deren Pferde sich in ihnen beschädigten oder die Beine brachen, so daß der Schinder kam und sie (nämlich die Pferde) abstach. Man behauptete allgemein, diese Zustände würden sich nicht eher bessern, als bis ein hoher Herr oder der Bürgermeister einmal gründlich Schaden durch sie nähmen. Die Rinnsteine bilden tiefe, bei trockenem Wetter stinkende, bei nassem überlaufende Schluchten. Da nun nicht alle Menschen Männer, auch nicht alle mit genügend langen Beinen gesegnet sind, um diese Schluchten mutig zu überspringen, so hat der Magistrat an Stellen, wo es einem Staatsbürger zukommt, die Straße zu kreuzen, Übergänge angebracht, die aus losen, über kurze Eisenstangen gedeckten Brettern bestehen. Da nun ein solcher Apparat die auf den Gassen sich tummelnde Jugend geradezu nötigt, allerlei Gegenstände, die

absolut nicht in den Rinnstein gehören, unter diesen Übergängen durchschwimmen zu lassen, wodurch leicht Verstopfungen des Kanals und in Folge dessen Überschwemmungen entstehen: so hat man den Rinnstein vor diesen Übergängen durch eiserne, schräggestellte Gitter gesperrt. Diese Gitter erfüllen so ziemlich ihren Zweck, vorausgesetzt, daß sie nicht zerbrochen sind, was aber ihr normaler Zustand ist. So entstehen Räume zwischen den das Gitter bildenden Stangen, groß genug, daß ein nicht allzu plumper Fuß bequem in sie hineingeraten, keinenfalls jedoch wieder heraus kann; — dergleichen Widersprüche kommen oft vor, sowohl in der Natur wie auch im Leben.

Vornehme Herren erfreuen sich gewöhnlich recht zierlicher Füße, und der Baron von Egelmann machte keine Ausnahme von der Regel. Wie es nun gekommen, gleichviel — — kurz und gut, — Ottos Rittmeister hatte sich mit dem rechten Bein in einem der beschriebenen Gitter gefangen und lag nun auf allen Vieren im übervollen Rinnstein, von dem Einjährigen Rettung heischend. Ein Glück nur, daß heute reines Regenwasser im Rinnstein floß.

Der Freiwillige entdeckte bald, welches Unglück sich ereignet. Wie in einer Falle stak der rechte Fuß im Gitter, und kein Drehen und Wenden desselben — indes Egelmann pustete und schnaubte — half, um ihn wieder frei zu machen; bald hinderte der Sporn, bald hinderten die Fußspitzen — ersteren zu entfernen, hätte zwar bedeutsame Schwierigkeiten verursacht, wäre jedoch nicht unausführbar gewesen, während an den letzteren überhaupt nicht zu viel experimentiert werden durfte; denn Egelmann war in Betreff ihrer sehr kitzlich und würde lieber gestorben sein, ehe er sich dazu verstanden, sie zu missen. Otto kniete bei seiner Arbeit auf dem Ende von zwei Brettern des Überganges, welche bedenklich kippten und wackelten, so daß er ernstlich befürchtete, demnächst kopfüber auf seinen ohnehin schon schwer genug vom

Schicksal belasteten Vorgesetzten zu fallen. Keuchend, in Schweiß geratend, strengte er sich vergeblich an mit Ziehen und Zerren. Er mußte sich einen Augenblick erholen.

„Was ist — kriegen Sie ihn nicht los?“ fragte Egelmann ängstlich.

„Nein, Herr Rittmeister — soll ich noch jemand holen?“ Er lauschte aufmerksam nach Schritten; aber keine Seele befand sich in der Nähe, und Egelmanns Brüllen nach dem Einjährigen konnte auch niemand herbeigelockt haben; denn wenn ein Civilist so rufen hört, weiß er, daß ihn das nichts angeht, und von Soldaten kommt niemand, der nicht die Überzeugung hegt, daß ihm das Schreien gilt.

„Nee — versuchen Sie ’s nur noch ’mal — — nicht gleich die ganze Stadt in Aufruhr bringen — — werden sonst, uff, noch obendrein ausgelacht,“ antwortete Egelmann. Diese Entgegnung erfüllte Otto mit der Beruhigung, daß sein Rittmeister sich keinen besondern Schaden gethan habe.

Er versuchte von neuem sein Erlösungswerk — mit gleich schlechtem Erfolg. Da blitzte ein genialer Gedanke in ihm auf. Er löste den kleinen Riemen, mit welchem der hohe Stiefel an die enge Hose angeknöpft war, damit er hübsch glatt und prall sitze und nicht hinunterrutscht, brachte dann das Bein in eine Lage, daß es zu dem Gitter in ein ähnliches Verhältnis kam wie zu einem Stiefelknecht (— wenn der Stiefel ausgezogen werden soll, nämlich —) und sagte: „Ziehen Sie einmal, Herr Rittmeister, aber stark.“

Der Rittmeister zog — — ein Ruck, und er fiel nach vorn, fiel beinahe auf die Nase, fühlte sich frei, sprang auf, stieg mit einem Fluch aus dem Rinnstein aufs Trottoir — wobei Otto ihm die Hand gereicht — und hüpfte nach der nächsten Treppe, auf die er sich hinsetzte,

unbekümmert, daß sie naß war wie ein gescheuerter Fußboden und hart und kalt wie ein Stück Eis.

„Donnerweter — Einjähriger! Wo ist mein Stiefel!"

„Haben Sie sich beschädigt, Herr Rittmeister?" fragt Otto.

„Beschädigt — nee, Gott sei Dank nicht, puh — — wo ist denn aber mein Stiefel?" Baron Egelmann klapperte mit den Zähnen vor Frost.

Otto begab sich an das Gitter zurück, entdeckte nichts, zog den Handschuh aus, krempelte sich die Ärmel seines Mantels und seines Waffenrocks bis an den Ellenbogen in die Höhe und suchte im Wasser — — seine Aufopferung nützte ihm nichts; der Rinnstein hatte den Stiefel fortgespült; ob man ihn am nächsten Morgen wiederfand, ließ sich nicht prophezeien, so viel aber stand fest, daß er jetzt nicht da war.

„Der Stiefel ist durchs Gitter geschwemmt worden," meldete er.

„Alle Hagel und hunderttausend Teufel!" polterte der Rittmeister. „Das haben Sie geschickt gemacht. Na — sehen Sie zu, wie Sie mich nach Hause schaffen. In Strümpfen kann ich doch nicht laufen!" Otto sah das ein, auch ohne lange Auseinandersetzungen; selbst der dümmste Kerl würde es eingesehen haben.

„Verdammt, infam — ganz abscheulich," räsonnierte Egelmann. „Na — ich danke Ihnen übrigens, haben mich doch los gemacht. Hätt' verteufelt lange liegen können, bis jemand vorbeigekommen — und dann hätt's eine Blamage gegeben — brrr — Stadtgespräch wäre ich geworden. Na — daß Sie mir nur reinen Mund halten!"

„Gewiß, Herr Rittmeister."

Unter Umständen, wie den obwaltenden, pflegt sich die stramme Disziplin zu mildern, und kein Rittmei-

ster, den ein Einjähriger aus dem Rinnstein geholfen, wird es diesem übel nehmen, wenn er sich, wie Otto that, die Frage erlaubt, auf welche Weise das Malheur denn eigentlich gekommen.

„Wie es gekommen? Ja, was weiß ich? Ich will auf die andere Seite, trete — stolpere, falle ganz sanft auf alle Viere, und als ich mich erheben will, sitze ich fest, brrr, Donnerwetter! So holen Sie mir doch eine Droschke! Soll ich denn ewig hier auf den kalten Steinen hocken!“ Es war in der That weniger angenehm, unter strömendem Regen, windelweich durchnäßt in einem Stiefel und einem Strumpf dazusitzen.

Otto konnte kaum sich das Lachen verbeißen. Er drehte sich schnell um und trabte davon, dem nächsten Droschkenhalteplatze zu. Er trabte nicht des Rittmeisters wegen, sondern nur seiner eigenen lieben Person zu Gefallen, die nach Punsch lechzte. Auf dem nächsten Droschenhalteplatze existierte natürlich auch nicht die Spur eines Gefährtes — weiter nach dem zweiten vorm Theater. Da hielt ein Wagen; aber er war bestellt, und durch kein Anerbieten wollte sich der Kutscher von seiner Pflicht abspenstig machen lassen. In der Ferne pfiff eine Lokomotive. „Ah,“ dachte Otto, „auf dem Bahnhofe finde ich Droschken,“ und schon setzte er sich nach demselben zu in Bewegung, als ihm einfiel, wozu er nach dem Bahnhofe rennen solle, fand er in der Stadt kein Fuhrwerk, so war das des Rittmeisters Unglück, nicht seines. Und er schritt langsam um die große Kirche herum zur Unglücksstätte zurück; langsam — damit sein Chef nachher vermeine, er habe halb P. durchsucht. Dabei fiel ihm die Anekdote von dem schlauen Diener ein, den sein Herr ausgeschickt, möglichst schnell einen Wagen zu holen, — wie der Diener unterwegs nach dem Halteplatze ein leeres Gefährt traf, sich hineinsetzte, nach dem Halteplatze fuhr, von dort mit einer Droschke zurückkehrte und sich, nachdem er seine Hel-

denthat erzählt, noch über einige Grobheiten wunderte, die sein Herr ihm machte.

„Alle Hagel! Sind Sie schon wieder da — nichts gefunden?"

„Nein, Herr Rittmeister."

„Na, länger mag ich hier nicht warten; müssen mich nach Hause tragen."

Unwillkürlich trat Otto einen Schritt zurück.

„Na," rief Egelmann, „'ran hier — so!"

Der Rittmeister erhob sich, stützte sich mit dem rechten Arm auf den Einjährigen und sagte: „Fort!"

„O weh!" klagte der Einjährige im stillen. „Wäre ich doch nach dem Bahnhofe gegangen." Aber so rächt sich jede böse That.

Ein Stückchen hüpfte Egelmann; dann stand er wieder still. „Hörten Sie nicht einen Wagen?" fragte er.

„Nein, ich habe nichts gehört."

Egelmann hatte auch nichts gehört; er wollte nur nicht merken lassen, daß er schon müde geworden. Wenn er vernünftig gewesen, hätte er sich des Müdewerdens nicht geschämt; aber es ist Charakter der Menschen, hüpfen zu wollen, wenn es ihnen nun einmal durchaus nicht gegeben ist. So lange Rittmeister nicht auf Hüpfen eingeübt und abgerichtet werden, wird auch niemand von ihnen gleiche Fertigkeit hierin verlangen, wie etwa von den Spatzen; meiner Meinung nach ist jedoch wenig Hoffnung vorhanden, daß sie je abgerichtet werden.

Otto brummte, allerdings innerlich, über seinen Chef; das geschah indessen nicht wegen dessen schneller Müdigkeit, sondern weil er mit Unruhe erkannte, er werde, statt in der Traube zu trinken, den ganzen Abend in dem grauenhaften Wetter umherpatschen müssen.

In Herrn von Egelmanns Stelle wünschte er sich nicht, trotzdem er bei anderen Gelegenheiten gerne Rittmeister gewesen wäre; ich hätte mich auch nicht hineingewünscht.

Auf dem linken Fuß zu hinken, das andere Bein im rechten Winkel zu halten und bei jedem Versuch, es auszustrecken, „in Wasser zu treten," kann kein Mensch ein Vergnügen nennen, selbst dann nicht, wenn er schon nässer ist als ein Handtuch, mit welchem sich ein ganzes Dutzend aus dem Bade gestiegener Schuljungen abgetrocknet hat. Nach ungefähr einer halben Stunde mühseligsten Marsches berechneten Baron Egelmann und sein Begleiter, daß sie ungefähr den vierten Teil des Weges hinter sich hätten, der ersteren von seiner Wohnung trennte. Dabei hielt der Rittmeister laute und Otto leise Reden über die gottverdammte Situation. Baron Egelmann schien starke Neigung zu verspüren, dem Einjährig-Freiwilligen Otto Steinfeldt die ganze Schuld an dem Unglück, das ihn betroffen, zuzuschieben. Was ihn zu dieser Neigung berechtigte, darüber war er noch nicht recht im reinen mit sich; genug — die Neigung existierte. Ähnliche existiert überhaupt bei allen Menschen. Als meine Mutter sich einst das Tintenfaß über ihr Kleid geschüttet beim Schreiben, bekam ich Ohrfeigen, weil ich gerade zur Thür hineinguckte; denn daß dieses Hereingucken mit dem Umfallen des Tintenfasses in einer Art magischen Zusammenhang stand, bezweifelte nur ein so dummer Junge wie ich.

Rittmeister Egelmann war im Grunde ein sehr gutmütiger Mensch. Otto hatte bis dato nur Gelegenheit gehabt, ihn als Rittmeister kennen zu lernen; das ist aber die schlechteste Seite, von der man einen Menschen kennen lernen kann. Ein Rittmeister und Strafpredigt halten, Strafwachenerteilen, Inarrestschicken: das sind synonyme Begriffe. Heute Abend hoppste Baron Egelmann neben (und auch halb auf) dem Einjährigen, und der strenge Soldatencharakter trat mehr in den Hintergrund; er schimpfte kordial, er fluchte kordial über ganz P., alle Rinnsteine der Welt, über den Magistrat, auf die Droschkenkutscher, über seine Beine.

Von oben aber, von da der Segen kommt, floß es noch immer in Strömen, und die Dunkelheit näherte sich mehr und mehr der berühmten ägyptischen an Dichtigkeit. Die Straßen lagen tot und still, wenn man das Plätschern und Rieseln des Regens ausnimmt. Kein Mensch mochte ausgehen; die Posten standen in ihren Schilderhäusern wie Leichensteine, und die Nachtwächter philosophierten unter den Hausthüren. Es gab aber viele Posten in P. und wenig Nachtwächter.

Von den letzteren sah einer eine im höchsten Grade verdächtige Gestalt, mit anscheinend drei Beinen, die in geradezu unerlaubter Weise lauter Äußerungen über die hochansehnliche Stadtverwaltung ausstieß. Nachdem er einen Augenblick lang erstaunt gewesen; nachdem er einen Augenblick lang nachgedacht, ob ihm wohl besondere Gefahr drohe, wenn er sich das dreibeinige Wesen etwas näher beschaue, (so weit das nämlich unter den obwaltenden Umständen möglich sei): bewegte er sich aus seiner Ecke hervor und holte mit drei Nachtwächterschritten das dreibeinige Rätsel ein, worauf er es anredete: „Wer schilt denn hier so laut bei nachtschlafender Zeit?“

Der Rittmeister wollte stehen bleiben; weil er aber Otto diese Absicht nicht vorher mitgeteilt, so ging Otto weiter, geriet der Rittmeister ins Schwanken, machte drei Hopsas und suchte sich mit der Hand an dem Nachtwächter festzuhalten, der über diese Teilung eines Menschen in zwei Menschen kaum weniger in Verwunderung gesetzt ward als vor einer Reihe von Jahren die Astronomen über die Teilung eines Kometen in zwei Kometen.

„Donnerwetter, Einjähriger!“ rief Egelmann. Der Einjährige wandte sich zurück und blieb die Antwort auf die Frage, warum er so fort renne, schuldig.

Mittlererweile erkannte auch der Nachtwächter, wen er vor sich habe und wollte stillschweigend wieder ins Dunkel der Nacht verschwinden; aber Baron Egelmann, nachdem

er den Staatswürdenträger gebeten, ihm einen Wagen zu verschaffen und von ihm vernommen, daß wohl kein Kutscher auf den Halteplätzen geblieben, litt nicht, daß der Nachtwächter sich rückwärts konzentrierte, sondern engagierte ihn gegen ein reichliches Douceur als Begleiter.

Otto atmete auf. Er hoffte nun seines Dienstes als Krückstock entlassen zu werden, und, wahrhaftig, er hielt es für die höchste Zeit, daß das geschah. Otto irrte sich. Egelmann nahm den Wächter auf die linke Seite, legte sich noch schwerer auf die Schulter des dicken Einjährigen, machte der Welt und P. ein Kompliment, das gar kein Kompliment war, und ließ sich von seinen beiden Stützen benahe tragen.

Man soll nie — auch in der höchsten Not nicht — glauben, das man von Gott verlassen sei. Eine Droschke kam den drei Personen, welchen zusammen fünf Beine zur Verfügung standen, entgegen, eine wirkliche, leibhaftige, wahre Droschke, mit einem lahmen Gaul an der Deichsel, einem groben Kutscher auf dem Bock, mit tausend Rissen und Spalten an ihrem Leibe, durch die Wind und Regen dem einsamen Passagier auf den sogenannten Kissen Besuche abzustatten pflegen, unter dem Vorwande, ihm die Zeit zu vertreiben.

„He, hollah! Kutscher!" brüllten die drei, so lange, bis der Rosselenker sich bewogen fühlte, anzuhalten, um zu sehen, ob er auf seine Kosten käme, wenn er jetzt eine Fuhre annähme; denn laut zwischen ihm und der Polizei abgeschlossenen Kontraktes war er zum Fahren nur vom Halteplatze aus verpflichtet. Er hielt aber auf der Mitte des Fahrdammes, und wenn Egelmann allen Ernstes auf die Droschke reflektierte, so mußte er sich nach der Mitte des Fahrdammes bewegen.

„Nehmt euch nur in acht," mahnte er beim Passieren des Rinnsteinüberganges, dessen Bretter unheilvoll klapperten.

„Wat is denn det," erhob der Kutscher seine klangreiche Stimme. „Wat Sie rungenieren, müssen Sie bezahlen." Das Licht seiner Wagenlaterne zeigte ihm einen anscheinend Verunglückten, zeigte ihm aber auch den Stand des geheimnisvollen Passagiers an, und er zog vor, keine weitere Schwierigkeiten zu erheben; denn mit Lieutenants 2c. ist schlecht Kirschen essen für einen Droschkenkutscher.

Der Nachtwächter öffnete den Wagenschlag; er und Otto halfen dem Rittmeister in die gähnende Höhlung der Droschke. „Gott Lob und Dank," sagte Egelmann, als er saß. „Na — das ist ein Spaß gewesen — brr — an den will ich denken." Zunächst aber dachte er daran, daß er dem biedern Nachtwächter ein Geschenk versprochen.

„He, Kutscher, warten Sie doch" — er langt mit der Hand in die Tasche — „Ich — he, Wächter!" — der Wächter erhält seine Belohnung, macht stramm Kehrt und schlendert dann gewichtigen Schrittes ab — „He, Kutscher, so warten Sie doch — — Einjähriger, hier — —"

Otto ahnte Böses, als er ein Geldstück in Egelmanns Hand erblickt. Nach der Instruktion hat der Gemeine ohne Widerrede von seinem Vorgesetzten alles anzunehmen, was dieser ihm schenkt.

„Na, Einjähriger!" Ein Zehngroschenstück näherte sich Otto, der die Hand so weit wie möglich zurückzieht. „Befehlen, Herr Rittmeister," sagte er.

„So nehmen Sie doch und —"

„Herr Rittmeister, ich bin —"

„Zum Teufel!" schreit Egelmann. „Wie lange wollen Sie mich noch hinzerren! Sie soll ja — was werden Sie denn rot wie ein Truthahn? Nehmen Sie — — was? Ist es unter Ihrer Würde? Soll ich vielleicht hinausklettern? Ich befehle Ihnen, daß Sie nehmen — — diese hochnasigen Einjährigen! Na warte, ich lasse euch tanzen — — so!"

Otto hat das Zehngroschenstück genommen.

Egelmann erholt sich einen Augenblick von seinem Schreien. „Geben Sie dem Kutscher an! — Xstraße Nr. 12," sagte er. „Puh! regnet ja 'rein!" ruft er noch, zieht den Wagenschlag zu, und der reiche Freiwillige steht da, mit einem Trinkgeld in der Hand, das ihm auf der Haut brennt wie glühendes Teufelsgold; er fühlt dieses Brennen durch den Handschuh hindurch.

„Wohin denn?" wendete sich der Kutscher vertraulich zu ihm.

„Xstraße Nr. 12!" donnerte Otto ihn an und rennt dann in voller Wut die Straße hinunter, indessen die Droschke mit dem Rittmeister fortholpert.

Der Freiwillige schleudert das ihm aufgezwungne Geldstück wütend von sich aufs Pflaster und bleibt keuchend stehen. Er möchte fast weinen. Einen Augenblick lang scheint es ihm am geeignetsten, die „Traube" Traube sein zu lassen, nach Hause zu wandern, sich zu Bette zu legen, die Decke über die Ohren zu ziehen und den Ärger zu verschlafen; aber, nur für die Dauer eines Augenblicks scheint ihm das am geeignetsten. Es ist doch besser, man vertrinkt seinen Ärger in Punsch; davon hat man mehr.

Es schlug halb zehn, als Otto in das Gastzimmer der „Traube" eintrat. Auf seinem Gesichte stand deutlich geschrieben, daß ihm etwas verquer gegangen.

„Holla, Steinfeld! Woher so spät, was ist Ihnen denn passiert!" rief man ihm entgegen.

„Gar nichts," log Otto, zog sich seinen Mantel vom Leibe, oder richtiger, riß ihn sich vom Leibe, hing ihn über den Nagel — aber nicht zärtlich, wie eine Dame den neuen Hut über den Haubenstock, sondern etwa in der Manier, wie ein Schlächter ein fettes Ferkel an den Beinen auf zwei Fleischhaken spießt — und schleuderte seine Mütze dem Mantel nach. Da ihm heute aber alles schief ging, so warf er seine wassertriefende Mütze statt

auf den Nagel, dem hinter ihm grinsenden, dienstbeflissenen Kellner ins Gesicht, worüber der besagte Kellner in höchsten Zorn geriet, behauptete, er habe nicht nötig, sich solche Behandlung gefallen zu lassen, werde sie sich nie gefallen lassen und pochte auf seine Eigenschaft als Unteroffizier in der Landwehr.

Otto sah ihn von oben bis unten an, bedeutete ihm grob, er möge gefälligst schweigen — was auf den Kellner aber nur wenig Eindruck machte, bis der Wirt sich ins Mittel legte — und setzte sich zu seinen Kameraden an den runden Tisch in der gemütlichsten Ecke, die es in der „Traube“ gab. Auf diesem Tische stand eine mächtige, dampfende Bowle, um den Tisch saßen acht bis zehn Freiwillige verschiedener Schwadronen — sämtlich schon mit etwas roten Gesichtern — und vier Unteroffiziere, von denen einer Sergeantenrang bekleidete, in Folge dessen er präsidierte, und zwar mit vieler Würde. Er hieß Sergeant Klaspe, diente in derselben Eskadron mit Otto und war diesem durch das Band gemeinsamen Beritts verbunden, nämlich in der Art, daß Klaspe den Beritt führte und Otto innerhalb dieses Beritts geführt wurde.

Otto hatte sich also auf seinem Stuhle niedergelassen. Erst trank er ein Glas Punsch, dann das zweite und hierauf das dritte. Darin liegt nichts Auffälliges, durchaus nicht. Kein Mensch kann drei Gläser Punsch auf einmal in den Magen gießen; er muß es hintereinander thun, wie Otto auch that. Das Auffällige lag nur darin, daß der Freiwillige die Gläser Punsch — drei an der Zahl — in weniger Zeit hinunterschluckte als eine Minute verrinnt. Man kannte den kleinen dicken Einjährigen als einen spaßigen Bruder und erwartete einen hübschen Scherz von ihm. Alle sahen ihn an, starrten ihn an, wenn man's so nennen will; auch der Unteroffizier Brech mit den grünen Katzenaugen starrte auf ihn. Unteroffizier Brech und Otto standen auf gespanntem Fuße; Otto hatte den bereits

um eine Stufe höher als er zum Generalfeldmarschall Aufgerückten einmal nicht gegrüßt, was letzterer sehr übel nahm, war von ihm erst strenge zur Rede gestellt und dann gemeldet worden, was eine Strafwache für unseren Freund zur Folge hatte. Das geschah zu des jungen Soldaten Rekrutenperiode. Seitdem machte Otto sich ein besonderes Vergnügen daraus, den Unteroffizier Brech um die ihm zukommenden Honneurs zu betrügen, worin er auch bedeutende Schlauheit entwickelte, so daß er niemals zur Verantwortung gezogen werden konnte. Er trat zum Beispiel in Läden oder in Häuser, wo er gar nichts zu suchen hatte, bog um Ecken 2c. 2c. — Unteroffizier Brech verkehrt für gewöhnlich nicht mit den Freiwilligen; heute Abend hatte ihn ein Freiwilliger eingeladen — lassen wir es dahingestellt sein aus welchem Grunde.

Also — — Otto hatte mit taschenspielerartiger Geschwindigkeit drei Glas Punsch geleert und die Tischrunde starrte ihn erwartungsvoll an. Er stützte den Kopf in beide Hände und machte das sogenannte mecklenburger Wappen. Plötzlich rief er, daß es laut durch das ganze Lokal tönte: „Den Ritmeister soll der Teufel holen, diesen —!“ Dabei schlug er mit der Faust auf die Tafel, daß die Punschbowle wackelte, der Punsch in ihr in Schwingungen geriet, daß die Gläser tanzten und der Punsch in ihnen überschwappte.

Die Verwünschung erregte Aufsehen. Die nichtmilitärischen Gäste blickten nach dem erbosten Einjährigen hin — von den militärischen an der Punschtafel zeigten sich die Gemeinen etwas unangenehm berührt. Sergeant Klaspe blinzelte dem Gefreiten seines Beritts zu, sich zu mäßigen. Unteroffizier Brech aber erhob sich, fixierte Otto mit seinen grünen Katzenaugen und schnarrte mit seiner rohen Stimme: „Einjähriger! Wissen Sie nicht, alles Proklamieren ist verboten! — Stehen Sie 'mal stramm!, wenn ich mit Ihnen spreche!“

Das war eine Katastrophe. Alle fühlten es; namentlich der am meisten Beteiligte. Er gab die Position als mecklenburger Wappen auf und stellte sich kerzengerade hin, feuerrot im Gesicht.

„Nanu, Brech — das mußt du hier nicht so genau nehmen,“ mischte sich Klaspe besänftigend ein und suchte seinen Kollegen wieder auf den Stuhl niederzudrücken.

„Nicht genau nehmen!“ schrie dieser. „Da soll mir doch gleich der Kuckuck pfeifen, wann so ein hergelaufener Einjähriger auf den Herrn Rittmeister schimpft — im öffentlichen Lokal, vor anwesenden Gästen. Das ist Insubordination — verstehen Sie mir, Einjähriger, darauf steht Festung. Ich werde Sie melden!“

„Nee, Brech“, begann Klaspe wieder. „Hier mußt du nicht von melden sprechen. Du bist besoffen. Nanu bebefehle ich dir, daß du dir setzst und dir weiter besäufst.“

Ein Einjähriger glaubte der Scene am besten ein Ende machen zu können, indem er Brech eine Cigarre aus seinem Etui anbot; aber, o Wunder! Brech ignorierte ihn vollkommen und poltert gegen den Sergeanten: „Sie haben mich den Teufel zu befehlen, den Teufel — haben Sie mir verstanden, Sergeant Klaspe. Ich werde Sie alle zeigen, wie ich besoffen bin.“ Damit langte er nach seiner Mütze, schnallte den Säbel um und wollte sich entfernen.

Auch der Wirt der „Traube“, den ein Auftritt, wie der vorgefallene, in seinem Lokal peinlich war, trat herzu und wollte besänftigen: „Herr Steinfeld hat es ja nicht im Ernst gemeint.“ Brech warf den Kopf in einer Weise in die Höhe, als wollte er damit sagen: „Werde es schon beweisen, wie ernst es ihm war.“

Da Klaspe es nun einsah, daß mit dem bösartigen Brech gütlich nichts anzufangen sei, stand er auf, nahm ihm die Mütze weg, hielt ihn fest und stellte ihm vor: wenn er ginge, müßten sie alle gehen, und es sei doch gar

nicht kameradschaftlich von ihm, die Gesellschaft so schmählich zu sprengen. Dem stimmten auch die übrigen Unteroffiziere bei.

Derselbe Einjährige, der vorhin den Sühneversuch mit der aus seinem Etui angebotenen Cigarre gemacht, beeilte sich, die Gläser mit dampfendem, lieblich duftendem Getränke zu füllen und zum Anstoßen einzuladen.

Was Brech durch den Kopf flog, bleibe unerwähnt, genug, er ließ sich bewegen, die Gesellschaft nicht zu sprengen. Grollende Blicke auf den Einjährigen hinüberschießend, nahm er seinen Platz wieder ein.

„Setzen Sie sich auch, Steinfeld," sagte Klaspe, „und hüten Sie sich vor unbesonnenen Redensarten — solche Scherze werden leicht mißverstanden. Nicht — Sie haben gescherzt?" Zugleich gab er seinem Schützling einen kräftigen Fußtritt auf dessen Stiefeln, damit er selber erkläre, er habe sich nur einen mißratenen und übel aufgefaßten Scherz erlaubt. Otto, dem seine Phantasie schon das Schreckensbild vormalte, wie er in Gefangenkleidung Steine karren und Talgsuppe essen müsse, und der sich von dem mißgünstigen Charakter Brechs alles Bösen versah, erklärte mit ingrimmigem Lächeln, er habe nur gespaßt, ärgerlich sei er, weil sein Papa die Rechnung beim Regimentsschneider zwar bezahlen, ihm aber vom Taschengelde abziehen wolle. „Hahaha," lachte der Chorus der Einjährigen, während Klaspe sich erkundigte, ob es viel sei. Otto behauptete, gegen hundert Thaler.

Die Herren Soldaten zündeten sich ihre ausgegangenen oder frische Cigarren an und qualmten wie der Vesuv und der Ätna qualmen würden, wenn sie sich einmal Visite abstatten, um einander zu zeigen, was sie im Qualmen zu leisten vermöchten. Die Herren Soldaten tranken auch, und so, daß es den Namen trinken mit vollem Rechte verdiente. Wer von den Herren Soldaten Appetit pürte, speiste auch, entweder belegtes Butterbrot oder

Beefsteaks mit geschmorten Kartoffeln oder Koteletten oder Bratwurst mit Sauerkraut — je nach Neigung und Bedürfnis.

Nach einer halben Stunde hatten die meisten den unangenehmen Vorfall vergessen oder schienen ihn vergessen zu haben; Otto aber und Sergeant Klaspe und Brech dachten wohl an ihn.

Bei Gelegenheit, daß Otto und Klaspe einmal hinausgegangen, riet der gute Sergeant ihm in privatem Gespräch, sich Brech zu nähern, ihn gründlich zu versöhnen; denn jener sei eine schwarze Seele und seiner Heimtücke wäre es zuzutrauen, daß er am nächsten Morgen beim Rapport doch meldete, nachdem er heute Abend sein Teil Punsch hinter die Kehle gegossen. Otto zog die Stirn kraus und antwortete, er könne es nicht über sich gewinnen, dem verhaßten Menschen ein gutes Wort zu gönnen. Klaspe drang stärker in ihn. „Haben Sie denn wirklich etwas mit dem Rittmeister gehabt?“ fragte er weiter.

„Ja.“

„So erzählen Sie es mir; ich kann Ihnen vielleicht helfen.“

Otto wollte aber nicht erzählen und versicherte, zu helfen sei nicht mehr.

„Sind denn noch Folgen zu befürchten?“ erkundigte sich Klaspe.

„Nein, vorbei ist die Geschichte wenigstens.“

„Nanu — also seien Sie guten Mutes und versöhnen Sie sich mit Brech.“ Otto seufzte, sah aber wohl ein, daß es das Beste sei, Frieden zu machen.

An die Tafel zurückgekehrt, wo er seinen Ärger ziemlich einsilbig vertrank, forderte er die Speisekarte und bestellte sich ein Rumpsteak mit eingemachten Blumenkohl. Das Rumpsteak erschien. Alle prüften es und, nach ihren Mienen zu urteilen, wußte niemand etwas an ihm auszusetzen, höchstens hielt es der eine oder der andre für

einen Fehler, daß der kleine, dicke Freiwillige und nicht er das Rumpsteak verzehren würde.

Otto schnitt ein saftiges Stück von dem Fleische ab, spießte es auf seine Gabel, kaute den Bissen mit Behagen und wandte sich dann freundlich an Brech: ob er nicht auch ein solches Rumpsteak möge. Brech muß sicher einen schweren Kampf mit sich gekämpft haben. „Nee,“ sagte er brummig, sah nach dem Rumpsteak hinüber und sagte dann noch ein Mal: „Nee — essen Sie's man alleine.“

Das bedeutete nichts Gutes. Otto that, als ob es ihm höchst gleichgültig sei, daß er mit seiner Einladung einen Korb erhalten und würgte seine Portion, zu der er in Wahrheit nicht den mindesten Appetit verspürte und die er nur bestellt, um ein bequemes Anknüpfungsmittel mit Brech zu gewinnen, mühsam hinunter.

Eine zweite Bowle wurde gebraut, nicht nach Schwindelrecepten, bewahre, nein, fest und solide, wie es einer guten preußischen Bowle zukommt. Daß sie nicht die letzte sein werde, konnte jeder, der Sinn für dergleichen Schlüsse besaß, aus den Zeugungsstoffen für eine dritte entnehmen, die im Hintergrunde aufgetürmt wurden.

Mich in meinen Erzählungen der Wahrhaftigkeit zu befleißigen, ist immer meine Tugend gewesen, daher fällt es mir auch nicht ein, zu verheimlichen, daß um Mitternacht die Herren längst die Grenzen zwischen Nüchternheit und Nichtnüchternheit überschritten hatten. Der eine erzählte lange Geschichten, die weder auf ihn, noch auf die Anwesenden, noch überhaupt der Gesellschaft bekannte Verhältnisse Bezug hatten, aber vom allgemeinen menschlichen Standpunkte aus betrachtet, viel Interesse verdienten; der zweite lachte ungewöhnlich viel, und, was am Sonderbarsten war, über seine eigenen Anekdoten; der dritte philosophierte über Stalldienst, Menschenleid und schlechte Behandlung des Militärstandes von seiten der Vorgesetzten; der vierte wurde ohne irgend welchen sichtbar vor-

liegenden Grund traurig. Unteroffizier Brech fühlt so arge Verwirrung im Gehirn, daß er nicht einmal mehr verstand, was Sergeant Klaspe von dienstlichen Angelegenheiten zu ihm sprach, und da diese dienstlichen Angelegenheiten durchaus das einzige waren, worin Brech überhaupt einige Bildung besaß, so kann man sich leicht ausmalen, wie es in seinem Schädel aussah an Alltagen, auch wenn er nicht gesoffen hatte. Von Klaspe mußte man dagegen rühmen, daß er stets seine Würde bewahrte, daß er wohl schon einmal auf allen vieren die Kasernentreppe hinaufgekrochen, daß er einige Male im Jahre bedenklich zu taumeln pflegte, wenn er sein Bett aufsuchte daß er aber allezeit, selbst im ärgsten Stadium der Benebelung nicht nur wußte, was er zu thun hatte, sondern auch that. Diese Species ist, gottlob, noch nicht ausgestorben in Deutschland und wird hoffentlich auch nicht aussterben, weil das ein wahres Unglück wäre.

„Kinder,“ sagte Klaspe, „es ist genug. Wir müssen morgen früh auf. Kommt! Und die Einjährigen, das bitte ich mir aus, machen auf der Straße keinen Skandal!“ Es war in der That kein Wetter zum Skandalmachen, und Klaspe hätte sich die Mahnung sparen können; aber sie war ihm zur Angewohnheit geworden.

Die Einjährigen bezahlten, Otto bezahlte — und zwar so daß für den Sergeanten Klaspe nichts mehr zu bezahlen übrig blieb —; die Unteroffiziere wollten auch bezahlen — aber sie kamen zu spät, der Kellner erklärte, er sei schon befriedigt, die Herren möchten es nur unter sich ausmachen. Es ist Pech, wenn man gerne bezahlen will und es geht einem so; aber ändern läßt es sich nicht.

Während seine Kameraden so schnell wie möglich ihre Wohnungen, respektive die Kaserne, zu gewinnen suchten, schritt Otto langsam nach Hause, trotz des Unwetters. Das Trinkgeld des Rittmeisters kam ihm wie eine Brandmarkung vor — und dann noch die Affaire mit Brech!

„Wenn der Kerl mich meldet," dachte der arme junge Soldat, „dann Ade Avancement, und ich bleibe meine Lebtage unter dieser höllischen Unteroffiziersfuchtel."

Er schläft schlecht heute Nacht und träumt wildes Zeug: er soll erschossen werden, wird zur Baugefangenschaft begnadigt, entflieht, wird verfolgt und zittert in einem schauerlichen Versteck vor Entdeckung. Gerade wie Unteroffizier Brech ihn greifen will, erwacht er. Sein Wecker schlägt fünf; er muß fort zum Dienst.

Wenn ein Einjährigfreiwilliger gelernt hat, wie man ein Pferd putzt, was gemeiniglich, laut allerhöchster Bestimmung sechs Wochen nach Dienstantritt der Fall ist, so hält ihm entweder der Rittmeister oder der Wachtmeister eine Vorlesung, daß er zwar eigentlich vom Pferdeputzen keine Ahnung habe, daß er aber doch vom Pferdeputzen dispensiert sein solle, unter der Bedingung, daß sein Bursche gut für ihn putze und er (der Einjährige) immer proper herauskomme, sonst solle ihm (wieder dem Einjährigen) der Teufel den Kopf kratzen. Mit dem Pferdeputzen ist verbunden Frühaufstehen, wenn man in der Kaserne wohnt, gegen halb fünf, wenn man nicht in ihr wohnt, um so viel früher, als der Weg zu ihr hin ausmacht. Wer keinen Dienst im Stalle hat, könnte demnach länger schlafen als bis halb fünf; bis um sechs, bis um acht, bis um neun (an Sonntagen) — je nach den Anforderungen, welche von der Schwadron an seine Person gestellt werden, in Bezug auf seine Anwesenheit unter den liebenden Augen seiner Vorgesetzten. Nun müßte aber der Wachtmeister ein Engel sein und kein Mensch, so er nicht die merkwürdige Angewohnheit zu den ihm anhaftenden zählte, beim Abteilungsreiten gerade diejenigen um fünf Uhr zum Reiten in der Bahn zu kommandieren, welche ohne diesen Befehl noch ein Stündchen oder zwei der süßen Ruhe hätten pflegen können, was namentlich solchen sehr wohl thun soll, die am Abend

vorher etwas stark gekneipt haben. Dagegen hilft keine Freundschaft, keine Protektion, keine gute Führung: gar nichts hilft dagegen.

Otto braucht keine Pferde mehr zu putzen; aber vom Reiten in möglichst früher Morgenstunde hat ihn niemand dispensiert.

Zu ermuntern giebt's nicht viel bei ihm. In genau so schlechter, unheilahnender Laune, wie er sich zu Bett gelegt, steht er wieder auf, zieht seine Uniform an und trabt nach der Reitbahn, wo er gerade früh genug ankommt, um eine kolossale Nachlässigkeit seines Burschen zu bemerken, ohne sie wieder gut machen zu können. Glücklicherweise sieht der Wachtmeister in der nur sehr spärlich erhellten Bahn nichts. Pferde und Menschen sind große Gegenstände, um die zu erkennen, braucht man nicht das Licht eines Scheiterhaufens: so hat die hochwohllöbliche Militär-Intendantur gedacht und mit dem teuren Gas gespart. Das Reiten beginnt. Nach einer halben Stunde wird die Abteilung mit dem üblichen Segensfluche entlassen, und eine neue beginnt, das Exercitium. Otto hätte nun nichts mehr zu thun gehabt bis achte, aber ehe er nicht vernommen und sich Sicherheit verschafft, daß Brech ihn nicht gemeldet, mag er nicht gehn. Er treibt sich daher im Stalle umher, bis zum Rapport gerufen wird, und als Klaspe, der Sergeant, vom Rapport zurückkehrt, fragt er in unverkennbarer Erregung, ob das Gewitter vorübergezogen sei oder eingeschlagen habe.

„Er hat Sie gemeldet," sagt Sergeant Klaspe sehr ernst. Otto will es nicht glauben, da geht der Wachtmeister vorüber und redet den Einjährigen, der sich stramm und steif nach Vorschrift hinstellt, an: „Was haben Sie denn für dummes Zeug gemacht! Na, können sich gratulieren."

„Sehen Sie," bemerkt Klaspe zu Otto, der geradezu wie angedonnert sich nicht regt noch rührt und dem als

einzige Hoffnung leuchtet, Egelmann werde aus Dankbarkeit für den ihm geleisteten Dienst, Gnade für Recht walten lassen.

Die gemeinen Ulanen stecken die Köpfe zusammen (natürlich immer nur so lange bis ein Unteroffizier sie wieder auseinandertreibt) und munkeln von bewaffnetem Widerstande, den der Einjährige, Gefreite Steinfeldt, sich gegen den Regimentskommandeur erlaubt habe, wofür er nun unfehlbar erschossen würde; die einjährigfreiwilligen Ulanen kommen einzeln an ihren unglücklichen Kameraden hinan und sprechen ihm ihr Beileid aus; sämtliche Unteroffiziere halten sich für berechtigt, Otto ganz genau über den Fall auszufragen und ihm eine Masse Präcedenzfälle, sowie schreckliche Geschichten von dem Leben als Festungssträfling zu erzählen. Auch Brech zeigt sich in dem Stalle, wo Otto sein Pferd hat, und grinst das unglückliche Opfer seines Hasses höhnisch an. Der arme Delinquent ist ganz zerknirscht. Alle Sünden, die er während seines zwanzigjährigen Daseins auf dieser Erde begangen, fangen an, ihn zu quälen und zu peinigen. Er denkt mit Trauer und Bekümmernis an seine Eltern und seine Geschwister; er denkt an die Schande, die er sein langes, ferneres Leben mit sich herumtragen muß. In seiner Betrübnis weiß er nichts besseres zu thun, als sich ein Kommißbrot zu kaufen und es seinem Gaul zu geben, den er wahrscheinlich heute zum letztenmale geritten; er klopft dem Tiere den Hals und streichelt es — das Tier schaut sich nach ihm um, aber nur, um nach ihm zu beißen, weil es durch sein Klopfen und Streicheln im Fressen gestört wird.

Nun aber, lieber Leser, wende dich mit mir etwas zurück in der Weltgeschichte — nicht weit, das verlange ich nicht von dir, nur bis zum verflossenen Abend, wo Rittmeister Egelmann so schmählich in den Rinnstein purzelte.

Es ist weniger amüsant — für die eigene Person — als komisch — für einen Unparteiischen — selber naß bis auf die Haut und vor Frost mit den Zähnen klappernd, in einem so ungemütlichen Kasten zu sitzen, wie eine Droschke bislang noch ist — nicht nur im Preußischen, sondern auch im übrigen lieben deutschen Reiche — und dabei sich auszumalen, wie in jedem Hause, an welchem man fein langsam vorüber passiert, jeder Mann und jede Ehegattin mit der Schlafmütze über den Ohren im Bette liegt und sanft von der Erfüllung der respektiven Herzensneigungen träumt. Es schien dem Rittmeister, als zöge ein höhnischer Asmodi ihm die Frontmauern der Häuser vor Augen fort, wie er einst in Spanien einem galanten Studenten die Dächer weggezogen, gleich als ob sie einfache Vorhänge gewesen. In jeder Etage, in jeder Stube, vom Keller bis unter das Dach, sieht Egelmann schlafende Menschen beiderlei Geschlechtes; sieht er nur Schlafstuben, mit allem nötigen zu einer Schlafstube gehörigen Apparate, als da sind zum Beispiel: was wir nicht nennen wollen; aus jeder Schlafstube jeder Etage vermeint er einen warmen, animalischen Hauch zu spüren, der ihm eine Sekunde lang pro Minute seinen Frost vergessen läßt und ihn auf neunundfünfzig Sekunden pro Minute in um so größere Pein zurückstößt.

Auf dem glatten, fast gänzlich überschwemmten Pflaster, auf dem schon bei normalem Zustande desselben, Geschwindfahren für Droschke und Droschkengaul mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft ist, konnte das Zugvieh vorn an der Deichsel bei diesem Hundewetter nicht einmal im Hundetrabe, sondern nur im Schritt sich fortbewegen. Alle Unebenheiten des sogenannten Pflasters hatten deshalb prächtigste Gelegenheit, sich fühlbar zu machen. Jetzt hob sich das linke Vorderrad, zwei Momente darauf hob sich das rechte Hinterrad; ein kleines — aber auch nur ein ganz kleines — Stückchen weiter hob sich das linke

Hinterrad und dann hob sich das rechte Vorderrad. In diesem Tempo ging es mit bald regelmäßiger, bald unregelmäßiger Abwechselung, unter sägemühlartigem Geräusch aus dem innersten Brustkasten der diensthabenden Stute immerhin vorwärts, bis die Kutsche endlich vor dem Hause Nr. 12 der Xstraße einen Hopsa aufführte, ein Stückchen nach vorn rutschte, ein Stückchen nach hinten, wieder ein Stückchen nach vorn, etwas wackelte und darauf unbeweglich stehen blieb, als habe sie überhaupt niemals die Fähigkeiten besessen, sich von einem Fleck auf den andern schleppen zu lassen.

Die dumme Stute schnob aus beiden Nüstern, wahrscheinlich, um sich zu überzeugen, daß sie noch nicht vor dem Stalle angelangt sei und schickte sich an, die langen oder kurzen Ruhemomente, die ihr vergönnt seien, durch ein Schläfchen auszunutzen; der nicht viel klügere Kutscher auf dem Bocke erwartete von seinem Passagier, daß er sich allein aus dem Gefährt hinausbegäbe — ihm zuzumuten, daß er sich aus seinem Mantel, der ein würdiges Seitenstück zu dem bekannten Märchenmantel Allerleirauh war (wie denn überhaupt sämtliche existierende Droschkenkutschermäntel solche Seitenstücke sind) herauswickele, wäre etwas viel verlangt gewesen; nach seiner Ansicht nämlich, keineswegs nach der Ansicht des Rittmeisters, den sein stiefelloses rechtes Bein wohl hauptsächlich hierzu verleitete.

Des letzteren Auffassung der Sachlage verblieb der Sieg. Der Kutscher kletterte auf sein allmählich sehr energisch gewordenes Begehren vom Bocke herunter und riß den Wagenschlag auf. Wir sagen: er riß ihn auf; auf sanftere Weise ließ sich der Wagenschlag überhaupt nicht öffnen — er war es so gewöhnt von Jugend auf, und das war mindestens zwanzig, dreißig Jahre her.

Egelmann trug den Kutscher auf, zu klingeln. Nach fünf Minuten Klingelns' erwachte des Rittmeisters Bursche,

der eine herrschaftliche Livree trug und als Diener paradierte; er hieß Böhler. Zwischen Erwachen und Heraustreten vor die Thür lag auch noch ein bedeutender Teil der Ewigkeit.

„Böhler!" rief Egelmann. „Komm' 'mal her — trag' mich 'rein."

Böhler fragte, ob er einen Regenschirm holen sollte.

„Esel — komm' her! 'reintragen sollst du mich!"

Böhler sah ein, daß kein Vorschützen seiner ihm angeborenen Borniertheit hier helfe, und er hüpfte an den Wagen, sein edles Haupt in diesen hineinsteckend, weniger, um besser zu hören, was sein Herr und Vorgesetzter ihm befehle, als seinen Schädel vor einer allzugründlichen Taufe zu bewahren.

„Was befehl— —"

„Trag' mich ins Haus," sagte Egelmann, der gebückt im Wagen stand.

Der Bursche wußte ganz genau, wie Kindfrauen den Arm zu halten pflegen, wenn sie die ihrer Obhut anvertrauten lieben kleinen Erdenbürger auf den Arm nehmen wollen oder sollen. Gerade in selber Manier hielt er seinem Rittmeister den Arm hin; er hatte es oft genug gesehen. Seine Allerliebste nämlich war eine Kindfrau, die er zu heiraten vorläufig noch die feste Absicht hegte, wenn er seine vier Jahre abgedient — er wollte sich dann als Schnapswirt etablieren und seine Zukünftige als Hebamme.

Egelmann setzte sich auf seines Burschen Arm, und der Bursche trug ihn ins Haus. Im Vorflur setzte Böhler ihn nieder und schickte sich dann an, das Haus wieder zu verschließen. Gerade als er den Schlüssel abgezogen, klingelte es draußen.

„Mach' auf," sagte der Rittmeister. Böhler machte auf und der Kutscher präsentierte sich.

„Was will Er noch!" schrie der Rittmeister.

Der Kutscher bat um den Fuhrlohn.

„Er unverschämter Kerl!“ schrie Egelmann noch lauter. „Was hat Er für eine Nummer?“

„Nr. 44 hab' ich, und mein Geld will ich auch haben. Ob Sie nu Lieutenant sind oder nich — 's mich janz egal, bezahlen müssen Sie. Is mir nich jenug, daß Sie mir unverschämter Kerl schimpfen.“

Jetzt ward Egelmann fast sprachlos.

„Was will er?“ wandte er sich an seinen Burschen, den Böhler. Sein Bursche, der Böhler, hielt es für seine Pflicht, das ebenfalls nicht zu wissen, was sein Herr nicht wußte.

Egelmann stellte sich vor den Kutscher hin, und dieser bemerkte jetzt, daß sein Fahrgast am linken Bein einen Stiefel habe, aber keinen am andern. Er verzog sein Gesicht zu einem so breiten Lächeln', wie ein Kutscher nur lächeln kann und sagte etwas gutmütiger — denn Leute mit nur einem Stiefel muß man, namentlich, wenn sie in diesem Zustande mutmaßlicherweise sehr lange auf der Straße umherhinkten, mit Nachsicht behandeln: „Der Herr Lieutenant haben mir noch nischt jejeben; der Herr Lieutenant meinen wahrscheinlichst — —“

„Rittmeister!“ donnerte Böhler dazwischen und blitzte einen so vernichtenden Blick auf den Kutscher, als ob es kein ärgeres Verbrechen gäbe, als einen Rittmeister zum Lieutenant zu degradieren, wenn des Militärmantels wegen die Charge nicht zu erkennen ist.

„Ich hätte dir kein Geld bezahlt, keine zehn Groschen?“ fragt Egelmann, doch in einem Tone, der mehr eine Drohung für den Kutscher enthält, nicht „nein“ zu sagen, als in einem, der das Faktum in Zweifel stellt und Aufklärung verlangt.

„Nee!“

Jetzt war's dem Rittmeister zu arg. Eine solche Betrügerei hatte er noch nicht erlebt. Die Droschkenkutscher

P.'s schienen sich nur noch durch die ihnen polizeilich vorgeschriebene Uniformierung von italienischen Briganten zu unterscheiden. Er streckte die Hand aus, um den Gauner am Kragen zu packen, zog sie aber wieder zurück.

„Böhler! Schmeiß den Kerl hinaus!"

„Wat, ick soll keen Jeld nich kriegen — det is mich noch wat Schöners. Ick werde Ihnen verklagen. Bleiben Sie mich man von'n Leibe; ick jehe schonst allein, hö!" sagte der Kutscher, ingrimmig; denn er war im Recht, er hatte keinen Pfennig für die Tour nach der Xstraße Nr. 12 erhalten.

Der Rittmeister wies stumm nach der Thür und drohte zugleich mit dem Finger. Bursche Böhler faßte die Thür und manövrierte so geschickt mit ihr, daß der freche Kerl von Kutscher schneller auf die Straße gelangte, als er wünschte und um ein Haar die Haustreppe hinuntergestolpert wäre. Da stand nun der arme Wicht und hatte wieder einmal die Erfahrung gemacht, was es heißt, mit großen Herren Kirschen essen. Wütend fluchte er, wütend kletterte er auf seinen Bock, wütend schlug er auf seinen Gaul und jagte beinahe im Trab nach Hause, wo er auch noch seine Frau zu schlagen beabsichtigte — aber er besann sich und that es nicht; denn seine Frau hatte eine unangenehme Manier, ihm die Haare zu raufen, wenn er sich mit ihr prügelte.

„Böhler, hast du schon je solche Frechheit erlebt?" sagte Egelmann. Böhler schüttelte den Kopf, zum Zeichen, daß es bis jetzt nicht der Fall gewesen.

„Zehn Groschen habe ich dem Gesellen geben lassen — und nun verlangt er noch mehr!" Böhler schüttelte wieder den Kopf. Er schüttelte ihn überhaupt noch einige Dutzend Male, während er seinem Herrn beim Auskleiden half, ihm dann den Tisch vor das Bett rückte und ihm die Spirituslampe unter dem Theekessel anzündete; denn sein Herr hatte die Absicht, im Bette Thee zu trinken, um den

Folgen seines kalten Bades im Rinnstein vorzubeugen, trank aber statt des Thee's Grog, weil Thee nicht nahrhaft genug sei. Böhler stimmte ihm hierin vollkommen bei und bekam auch ein Glas voll; denn er mußte im Zimmer bleiben, damit er zur Hand sei, wenn dem Ritmeister etwas zustieße. Er, nämlich Böhler, wagte es auch, eine leise Anspielung aus seinem Munde fließen zu lassen, darauf, daß des Herrn Rittmeisters Kleider so klitschpatschnaß seien, wie Regenwasser niemals naß mache und wie das wohl gekommen sein möge.

„Halt's Maul,“ schnauzte der Rittmeister. „Die Kleider sind ganz trocken — sie sind ja förmlich staubig! — Was geht's dich denn überhaupt an?“

Böhler schwieg.

Grog trinken ist eine sehr angenehme Beschäftigung, aber, wenn man nur Grog trinkt, wird einem die Zeit leicht lang dabei; um solchem Übelstande vorzubeugen, las Baron Egelmann. Er liebte spaßige Geschichten, so zum Beispiel die von dem verdammten Engländer mit dem verrückten Namen — — Boz, wenn wir nicht irren. Wollte er einschlafen, so las er deutsche Humoresken, die gemeiniglich bereits nach drei Seiten als Opium wirken. Egelmann hielt sich, um immer etwas zum Lesen zu haben, eine schöne Bibliothek. Diese Bibliothek befand sich aber nicht in seinem Hause, sondern einige Straßen weiter, und das Halten der Bibliothek kostet ihm zwanzig Groschen pro Quartal; denn es war eine Leihbibliothek. Geheimrats Lina war ebendaselbst abonniert; was bei einem Dienstmädchen doch immerhin ein Zeichen von Bildung ist. Böhler las auf Konto seines Herrn. Und in Hinweis auf Letzteren erlauben wir uns eine spöttische Anfrage an jene Herren Demokraten und Fortschrittler, ob sie noch immer mit gutem Gewissen behaupten können, daß der deutsche Adel keinen Sinn für die vaterländische Litteratur besitze?

Egelmann hat eben das sechste Glas Grog getrunken.

„Du," sagte er zu seinem treuen Diener. „Ich bin warm geworden. Du kannst zu Bette gehn; es wird mir hoffentlich nichts passieren."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Nee — zu Befehl geht man nicht zu Bett — — zu Befehl thut man nur Dienstliches. He, halt — — wie hieß der Kerl?"

Böhler grinste. Woher sollte er wissen, wie der Kerl hieß, wenn der Rittmeister ihm den Namen nicht sagte. Aus diesem Grinsen ersah Egelmann, daß er sich deutlicher ausdrücken müsse. Indem er mit dem nackten Fuß eine Fliege zu zerquetschen suchte, die sich auf die Bettlehne gesetzt hatte und sich gewundert, woher zum Teufel, in dieser Jahreszeit, Fliegen kämen, explizierte er sich dahin, daß er den Kutscher meine. Böhler antwortete — er sah dabei nach der Fliege, die sich mit höhnischem Gesumme erhob und einen allen Gesetzen der Schwere widersprechenden Spaziergang an der Zimmerdecke unternahm — der Kutscher hieße Nr. 44 oder Nr. 77; schwören könne er aber nicht darauf.

„Bezahlt sein wollte der Kerl?"

„Nein, Herr Rittmeister."

„So — natürlich wollte er das. Du hast ein sehr schlechtes Gedächtnis, Böhler."

„Ich meinte, er wollte doppelt bezahlt sein."

„Doppelt bezahlt — das meinte ich auch, natürlich, Böhler!!"

„Herr Rittmeister!!"

„Hältst du es für möglich, daß ein Einjähriger zehn Groschen unterschlägt?"

Böhler erwiderte, bei der Sorte sei alles möglich; er erinnerte sich, daß ein Einjähriger ihm einst eine für letzteren gethane Stallwache nicht bezahlt hatte.

„Ja, ja — die Einjährigen. — Böhler!!!"

„Herr Rittmeister!!!“

Egelmann brüllte als kommandiere er ein ganzes Regiment, und weil Egelmann brüllte, meinte Böhler natürlich, er müsse auch brüllen.

„Es kommt mir vor, als ob ich dem Kutscher Unrecht gethan hätte.“

„Dem Kutscher — — er war doch so grob,“ wagte Böhler bescheiden eine eigene Meinung zum Vorteil seines Herrn und Rittmeisters.“

„Grob war er — — — hahaha, Böhler! was würdest du sagen, wenn man dir erzählte: ein Einjähriger hat ein Trinkgeld angenommen?“ Böhler sagte, er würde sagen, daß er es schon glaube, weil eben bei der Sorte alles möglich sei.

„So — hm.“

Egelmann, liebte wie schon bemerkt, das Spaßige und Komische. Es stieg eine Ahnung in ihm auf, als habe der Einjährigfreiwillige, Gefreite Otto Steinfeldt, das ihm für den Kutscher gegebene Geld in die eigene Tasche gesteckt, vermeinend, es sei der Lohn für seine Mühewaltung zu Gunsten des Herrn Rittmeisters, Baron Egelmann. Herr Rittmeister, Baron von Egelmann, hielt die Ahnung fest und machte sich das Mißverständnis deutlicher. Er fing an zu schmunzeln und zu lachen. Bei diesem Lachen geschah es, daß Böhler die Beine des Herrn Rittmeisters bis über die Knie hinaufsah, weil es eine ganz natürliche Reflexbewegung während des Zustandes der Heiterkeit ist, die Beine hoch zu ziehen. Man beobachte es nur an sich selber. Böhler kannte diese Beine bereits zu genau, als daß deren Anblick ihn auch nur im geringsten erregt hätte.

Böhler, morgen früh gehst du auf die Polizei und fragst nach dem Namen und der Wohnung von Nr. 44; dann gehst du zu Nr. 44 und bestellst ihn hierher — kapiert?“

Was kapiert bedeute, wußte Böhler nun zwar nicht; aber er sprach doch: „Zu Befehl," weil es auf dieses letzte Wort schwerlich ankam.

„Morgen um fünf Uhr weckst du mich."

„Es ist kein Schwadronsexerzieren, Herr Rittmeister, erst übermorgen."

„Du sollst mich wecken — kapiert!"

„Zu Befehl."

„Verschlafe die Zeit nicht."

Böhler machte ein Gesicht, als ob er die Zeit noch nie verschlafen habe; das war aber Heuchelei; er hatte sie schon oft verschlafen.

„Böhler — ist nicht noch eine Flasche Cognac da?"

„Glaube."

„Bringe sie her — korke sie auf — so — nun zünde die Spirituslampe noch einmal an — — jetzt schere dich zum Teufel."

Böhler ging hinaus und zu Bette; denn jedenfalls wäre der Rittmeister am nächsten Morgen sehr erstaunt gewesen, wenn Böhler wirklich zum Teufel gegangen. Dadurch hätte er sich obendrein der Desertion schuldig gemacht und seine Majestät um die Dienstzeit betrogen.

Egelmann trank noch ein Glas Punsch, dem er ein zweites folgen ließ. Er fühlte sich sehr angenehm angeregt. Er lachte viel. Er wälzte sich mit innigem Behagen auf seinem Lager umher, streckte die Beine aus dem Bette hervor, versuchte, indem er mit den Beinen an der Wand hinaufkletterte, sich auf den Kopf zu stellen — was ihm aber nicht gelang —, gebar allerlei grandiose Ideen in Bezug auf Militärreform: er wollte die ganze Armee beritten machen und jeden einzelnen Mann mit Panzerhemden versehen, die alle Sonnabende unter Aufsicht zu reinigen seien —, krümmte sich endlich in Form eines N zusammen, lachte noch einigemale, vergaß die Spiritusflamme auszulöschen und seine Petroleumlampe auszu-

blasen und schlief ungefähr um dieselbe Zeit ein, da die Punschgesellschaft in der Traube sich trennte.

Es ist möglich, daß Rittmeister Egelmann die beste Kur gebrauchte, welche sich gebrauchen ließ, um den Folgen eines unfreiwilligen Regen- und Rinnsteinbades vorzubeugen. Nicht jedem möchte ich aber diese Kur anraten.

Im April geht die Sonne später auf, als um fünf Uhr. In Folge dessen fand Böhler am nächsten Morgen nicht geradezu unnatürlich, daß die Lampe in des Rittmeisters Stube schon brannte, als er kam, um diesen zu wecken; er fand es erst unnatürlich, als er wahrnahm, sein Herr liege noch im tiefsten Schlummer. Von selbst können Petroleumlampen sich nicht entzünden, also hatte das Exemplar vor Egelmanns Bette die ganze Nacht gebrannt — was für Unglück hätte da entstehen können! Dem guten Böhler schauderte und nachdem es ihn geschaudert, machte er sich mit einem Seufzer an die schwere Arbeit, seinen Herrn den sanft umschlingenden Armen Morpheus zu entreißen; d. h. in dieser Form dachte Böhler den Gedanken nicht, — denn von Morpheus hatte die ehrliche Haut weder als Soldat noch als Civilist etwas gehört.

Es war gegen 5½ Uhr, als Böhler von Schweiß triefte und Egelmann sich besann, warum er schon so frühe sein Lager verlassen wolle. Nach einer alten Regel hat man eine Stunde nötig, um ein Glas Grog von menschlichen Mischungsverhältnissen zu verschlafen. Egelmann hatte acht Glas Grog zu sich genommen, aber nur fünf Stunden geschlummert: folglich war er noch in dem Stadium, in welchen man sich befindet, wenn drei genossene Gläser Grog ihre Wirkung ausüben.

Er zog sich an, äußerte Neigung nach einem Glase Selterswasser, das nicht zu haben war, und nahm darum mit einem Glase gewöhnlichen Wassers vorlieb. Um sechs

Uhr stand er auf der Straße. Es regnete nicht mehr; aber die Rinnsteine strömten noch wie angeschwollene Giesbäche. Für den Monat April herrschte ungemein kalte Temperatur. Egelmann hüllte sich fester in seinen Mantel und eilte den Ställen seiner Schwadron zu im höchsten Grade gespannt auf das Amusement, welches ihm eine kleine Unterredung mit dem Einjährigfreiwilligen, Gefreiten Otto Steinfeldt, gewähren werde. —

Wir verließen Otto bei der wehmütigen Beschäftigung, wie er sein Pferd fütterte und erzählten nebenbei, daß das Pferd nach ihm biß. Plötzlich entstand eine Bewegung im Stalle, er achtete nicht eher auf dieselbe, als bis Sergeant Klaspe ihm zurief: „Steinfeldt — — der Rittmeister!"

Dieser Zuruf traf Otto gleich einer Bombe. So viel er sich erinnern konnte, hatte der Rittmeister niemals am frühen Morgen die Ställe revidiert. Jedenfalls war bereits Meldung an ihn ergangen, und er kam, um den Delinquenten zu verhören, Species facti aufzunehmen und die Arretierung des Gefreiten Steinfeldt zu veranlassen.

„Morgen, Schwadron," sagte Egelmann, als er in den Stall kam. Eigentlich bietet man der Schwadron den guten Morgen, wenn sie zu Fuß oder zu Pferd aufmarschiert ist; aber momentan kümmerte sich Egelmann nicht um solche Finessen. Er nickte nach rechts und links, entweder Pferdeschweifen zu, die absolut nicht fähig sind, ein Zunicken zu erkennen, oder Pferdeköpfen, denen solcher Gruß total gleichgültig ist. Die neben den Sattelpfosten stehenden Ulanen konnten meinen, das Nicken gelte ihnen.

„Wo ist der Einjährige Steinfeldt?" fragte der Rittmeister, als Sergeant Klaspe seinen Beritt meldete.

„Einjähriger Steinfeldt!" rief Sergeant Klaspe, und Otto kam hervor.

„Nun, gute Götter! verlaßt mich nicht," betete der Unglückliche.

Egelmann schien in seinem Leben noch keinen Einjährigfreiwilligen gesehen zu haben — was in Anbetracht seiner Stellung als Rittmeister doppelt merkwürdig ist — wenigstens drückten seine Mienen höchstes Erstaunen aus, als er Otto musterte. In seinem Blicke lag gerade nichts besonders Böses.

„Um so schlimmer," dachte Otto. „Mein Vergehen ist so groß, daß ich gar nicht mehr verdiene gescholten zu werden. Man verhört mich kalt und trocken; dann heißt's: ab mit ihm nach Spandau oder Magdeburg."

„Kommen Sie 'mal mit," sagt Egelmann und winkt Otto, ihm vor den Stall zu folgen. Draußen, wo eine im Verhältnis zum warmen Stall eisige Atmosphäre herrscht, stellt Egelmann sich in eine geschützte Ecke, und Otto stellt sich natürlich vor ihn hin; aber die schützende Ecke hat nicht Platz genug für zwei — vom Dache träuft ein Tröpflein nach dem andern gerade auf Ottos Mütze, was derselben zwar nicht direkt schadet, aber auch weit entfernt ist, ihr zu nützen. Egelmann freut sich, wie schön die Tropfen zerspringen, lehnt sich, ohne Rücksicht darauf, daß die Stallwand abfärbt und er schon oft darüber geschimpft hat, an dieselbe an, damit er's gemütlicher habe und sagt: „Sie zittern, Einjähriger."

Otto meinte: er hätte wohl Grund dazu; das heißt, er sagte es natürlich nicht.

„Was soll ich nun mit Ihnen anfangen. Haben Sie sich überlegt, was Sie da für Geschichten gemacht haben?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister." Ein wahrer Segen, daß es beim Militär fest vorgeschriebene Antworten giebt.

„Ich habe Ihretwegen schon Heidenskandal gehabt."

Otto wundert sich innerlich, wie das möglich sei, verharrt aber übrigens in Stillschweigen.

„Ja," bekräftigt Egelmann. „Heidenskandal! Wie kann man aber auch so dumm sein? Dabei tragen Sie die Schnüre auf dem Rock. Wenn einem gewöhnlichen Sol-

daten das passierte — — nee, das Beispiel paßt hier nicht. Rücken Sie sich 'mal die Mütze gerade, die Kokarde sitzt Ihnen ja überm linken Ohr, wo sie nicht sitzen soll." Otto schiebt die Mütze nach rechts, bis er meint, die Kokarde würde nun auf der vorschriftsmäßigen Stelle angelangt sein, da der Herr Rittmeister aber ein klein, ganz klein wenig links „über dem linken Ohr" zu nennen beliebte: so ergab sich als natürliche Folge des Rückens, daß der Rittmeister jetzt erst recht Grund zu einem Tadel über den Sitz der Kokarde erhielten. Egelmann nimmt seine beiden behandschuhten Hände und weist der Kokarde den ihr gebührenden Platz, gerade über der Nase, an; darauf betrachtet er einige Sekunden lang sein Werk, auf das eben wieder ein Wassertropfen niederfällt. „So — ja — na — — vor allen Dingen geben Sie mir 'mal meine zehn Groschen wieder."

Otto starrt den Rittmeister an.

„Meine zehn Groschen soll'n Sie mir wiedergeben. Herrejeses — — weiß der Mensch noch nicht einmal, um was es sich handelt! Sie, Einjähriger."

„Herr Rittmeister!"

„Sie haben wohl gestern Punsch getrunken?"

„Zu Befehl," sagt Otto zu Egelmann und: „O weh, jetzt kommt's" zu sich selber.

„Na — das merkt man Ihnen an! Wissen Sie noch, daß ich Ihnen gestern zehn Groschen gab?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Haben Sie die zehn Groschen dem Kutscher gegeben? — Nee, das haben Sie nicht gethan; Sie haben die zehn Groschen als Trinkgeld in die Tasche gesteckt — wie der Nachtwächter — hat auch zehn Groschen gekriegt. Na —"

„Zu Befehl."

„Geben Sie mir meine zehn Groschen wieder; hab's schon 'mal gesagt. Denke gar nicht daran, Ihnen was zu schenken, einem Einjährigfreiwilligen, der reicher ist, als

wir selber. Das Geld war für den Kutscher — na, ein Mißverständnis — — aber so geben Sie mir doch in des Dreiteufels Namen meine zehn Groschen!"

Otto weiß nicht, ob er aufatmen darf bei dieser neuen Wendung der Dinge. Er langt in die Tasche, zieht seine Geldbörse, in der sich nur ein Papierthaler befindet, den er herausnimmt und verlegen in der Hand behält. Der Rittmeister riß ihm den Schein förmlich aus den Fingern, zog sein eigenes Portemonnaie, stopfte den Thaler hinein und zählte Otto zwanzig einzelne Groschen in die flache Hand.

„So, stecken Sie ein — wo ist denn mein Stück geblieben — — ausgegeben?"

„Zu Befehl."

„So — na, ich an Ihrer Stelle hätt's weggeworfen. Hat Sie wohl gefuchst die Geschichte?"

„Ja, Herr Rittmeister."

„Glaub's. Na — und jetzt haben wir wohl Katzenjammer — he?"

Otto lächelte.

„Können Sie die Stelle wiederfinden, wo das Malheur passiert ist?"

„O ja."

„Na, dann schnallen Sie Ihren Säbel um und begleiten Sie mich; müssen doch den verdammten Stiebel wieder haben."

Ach, wie wäre es Otto leicht gewesen ums Herz ohne die verwünschte Meldung des verwünschten Brech. Dergleichen kleine Affairen, wie sie sich mit ihm zugetragen, pflegen in Gunst zu bringen, und in Gunst zu sein, ist allezeit gut.

Der Einjährige machte Kehrt und ging nach dem Stall, um seinen Säbel zu holen. In der Stallthüre drängte sich alles Kopf an Kopf; denn wenn der Rittmeister am frühen Morgen in den Stall kommt, einen so arg Gra=

vierten, wie den Einjährigen Gefreiten Steinfeldt, privatim verhört, dann ist etwas los, wie man sich auszudrücken pflegt. Als Otto in den Stall trat, umdrängten ihn die Soldaten und wollten Bericht über seine Unterredung. Otto aber schüttelte den Kopf, umgürtete seine Hüften mit der Schärfe des Schwertes und ging wieder hinaus.

Eben kam der Wachtmeister aus der Bahn, sah Otto und rief ihn an, wohin er wolle, er möge sich gefälligst in den Stall scheren, er habe wohl vergessen, was er sich eingebrockt. Als der Wachtmeister hörte, der Schwadronschef sei da, präsentierte er sich dem letzteren.

„Morgen, Wachtmeister — was zu rapportieren?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Was denn — rühren Sie sich doch."

„Schlimmes — — der Einjährige Gefreite Steinfeldt ist mir gemeldet worden, hat im öffentlichen Lokale auf den Herrn Rittmeister geschimpft."

Otto steht ganz in der Nähe und hört den Rapport.

Egelmann tritt aus seiner Ecke heraus, legt die Hand an den Degengriff, schleudert einen wütenden Drohblick auf den Angeklagten und sagt mit unheilschwangerer Stimme: „Weiter."

„Weiteres weiß ich nicht viel. Der Unteroffizier Brech hat die Meldung gemacht."

„Rufen Sie ihn."

„Unteroffizier Brech!" donnert der Wachtmeister in den Stall hinein.

„Jetzt platzt die Bombe," denken die Unbeteiligten.

Mit schwerem Schritt kommt Unteroffizier Brech heran.

„Warum sind Sie nicht im Helm, wo ist Ihr Bandelier?" ist das erste, was Egelmann ihn fragt.

„Ich habe nicht du jour, Herr Rittmeister."

„So — wenn Sie nicht du jour haben, wie kommen Sie dann in die Weinwirtschaften, zum Beispiel in die Traube."

Brech weiß ganz genau, wie strenge es verboten ist, mit Freiwilligen Kneipen zu besuchen und sich von ihnen traktieren zu lassen, jetzt muß er es aber schon zugestehen.

„So — mit einem Einjährigen sind Sie dagewesen. Schön, wie heißt dieser Einjährige?“

„Walter.“

„Wachtmeister!“

„Herr Rittmeister!“

„Der Einjährige Walter hat drei Strafstallwachen.“

Der Wachtmeister holt sein dickes, ganz unmenschlich dickes Notizbuch aus dem Busen, schlägt es auf, schreibt mit vorher betupftem Bleistift die Strafe nieder und steckt das Buch wieder in seinen Busen.

„Der Gefreite Steinfeldt hat auf mich geschimpft?“ beginnt Egelmann wieder.

„Zu Befehl.“

„Was hat er denn gesagt?“

„Der Teufel soll den Herrn Rittmeister holen.“

„So — nun, das hätte ich auch gesagt, wenn ich der Einjährige Steinfeldt gewesen wäre,“ bemerkt Egelmann trocken. Otto hört alles, und in seinem Herzen beginnt es zu frohlocken und zu jubeln, als wäre sein Herz der liebe blaue Himmel und alle Lerchen von ganz Deutschland zwitscherten und jubilierten an diesem Himmel.

„Was hat der Einjährige weiter gescholten?“

„Weiter nichts, Herr —“

„So — — wann ist es gewesen?“

„Gestern Abend.“

„Das weiß ich, um welche Zeit?“

„Um halb zehn.“

„Gleich nachdem er gekommen?“

„Zu Befehl.“

„Haben Civilisten es gehört, daß der Einjährige Steinfeldt mich zum Teufel wünschte?“

„Zu Befehl — er schrie es durchs ganze Lokal.“

„Schön — und was thaten Sie?"

„Ich erhob mich sofort und kündigte ihm an, daß ich ihn melden würde."

„Ist geschehn. Dann sind Sie nach Hause gegangen?"

„Nicht gleich."

„Nicht gleich, ei! Wann?"

„Mit den übrigen."

„Wann?"

„Um elf," log Brech.

„Das glaube ich nicht. He, Steinfeldt!"

„Steinfeld springt herzu.

„Wie lange sind Sie gestern in der Traube geblieben?"

„Bis nach Mitternacht."

„Gut. — Wachtmeister!"

„Herr Rittmeister!"

„Der Unteroffizier Brech hat drei Strafwachen, weil er gegen Verbot mit einem Einjährigen ins Wirtshaus gegangen ist."

„Der Sergeant Klaspe war auch da," sprudelt es aus Brechs giftiger Seele.

„Halten Sie den Mund, bis Sie gefragt werden. Wachtmeister, haben Sie geschrieben?"

„Gleich — — jetzt."

„Unteroffizier Brech hat noch drei Strafwachen für den Sergeanten Klaspe. Haben Sie geschrieben?"

„Ja wohl."

„Gut — der Unteroffizier Brech hat außerdem noch drei Straf-Dujouren! Unteroffizier Brech — Eskadron kehrt — abtreten! Wachtmeister, geben Sie mir mal zwei Leute mit — — haben wir lange Stangen?"

„Glaube, will 'mal nachsehen, Herr Rittmeister."

Er geht auch ab, höchlichst verwundert, gönnt aber im übrigen dem Unteroffizier Brech seine drei Mal drei Wachen und dem Einjährigen seine Straflosigkeit. Die Gesellschaft

an den Stallthüren stäubt wie Spreu auseinander bei seinem Nahen.

„Fix und Knoll, ihr beiden faulen Schlingel! Nehmt euch jeder eine lange Stange — woher, ist mir gleichgültig — und geht mit dem Herrn Rittmeister. Er wird euch schon zeigen, was ihr sollt.“

Fix und Knoll marschieren ab, um Stangen zu holen, nachdem sie sich ihre Röcke angezogen haben. Bis sie sich melden, wartet der Rittmeister draußen mit Otto. Egelmann zündet sich eine Cigarre an. „Rauchen Sie, Einjähriger?“

„O ja.“

Egelmann verehrt Otto eine Havanneserin, durch welches Geschenk sich letzterer nicht im geringsten beleidigt fühlt.

„Fix und Knoll erscheinen. Egelmann setzt sich in Bewegung; neben ihm, an seiner linken Seite — wie es sich geziemt — geht Otto.

„Sie haben mich gestern Abend halb getragen — können jetzt auch am hellen Tag mein Begleiter sein,“ sagt der dankbare Rittmeister. Otto weiß die Ehre wohl zu schätzen.

Auf dem Wege nach der Unglücksstätte erzählt Egelmann dem Freiwilligen, wie es ihm mit dem Kutscher gegangen und auf welche Weise es ihm gelungen, bösen Folgen des Bades im Rinnstein vorzubeugen.

„Sie glauben gar nicht, was acht Glas Grog wohl thun,“ sagt er.

Otto versicherte, daß er es glaube.

Sie erreichen den Rinnsteinübergang, unter welchem die Flut etwas weniger hoch, dafür aber etwas schmutziger braust, als am vorigen Abend. Egelmann beguckt sich den Platz, wo er gelegen, mit vielem Interesse; dann läßt er von den Soldaten die Bretter aufheben und nach dem Stiefel suchen.

Ein Schutzmann, den der Zufall vorüberführt, tritt herzu und meint, eigentlich müsse man erst beim Magistrat oder bei der Polizei um Erlaubnis einkommen, ob man im Rinnstein nach verloren gegangenen Stiefeln suchen dürfe; aber er wolle es nicht so genau nehmen für dieses Mal. Dann stellt er sich hin und guckt zu.

„Der Stiebel wird in einem schönen Zustande ans Tageslicht kommen," jammerte Egelmann.

Da is er schonst," sagte Fix und hebt ihn mit seiner Stange an dem Schaft in die Höhe.

„Na, es geht noch," meint der Rittmeister. „Lassen Sie mal das Wasser auslaufen."

Fix kehrt den Stiefel um, das Wasser läuft aus, aber eine große Ratte auch.

„Pfui Deubel," ruft Egelmann. „Schlagen Sie das Biest doch tot!"

Fix schlägt zu; die Ratte trifft er aber nicht, sondern nur das Wasser, und die ganze Gesellschaft wird naß gespritzt.

Egelmann erteilt wegen des verloren gegangenen und wiedergefundenen Stiefels die nötigen Ordres und begiebt sich nach seiner Wohnung. Otto hat so ziemlich einen Weg mit ihm, und der Rittmeister läßt sich von ihm begleiten. Vor seiner Hausthür hält letzterer dem Einjährigen eine kleine Ermahnungsrede, sich mit seinen Äußerungen in acht zu nehmen, im übrigen aber über alles zu schweigen, sonst würden sie beide ausgelacht. Zum Abschied reicht er Otto die Hand und steigt dann in seine Wohnung hinauf, wo er noch drei Stunden schläft, bis Böhler ihn weckt, mit der Meldung, Nr. 44 sei da. Böhler meint nämlich den Droschkenkutscher Nr. 44.

Egelmann bedeutete dem Kutscher, es läge ein Mißverständnis vor, ohne sich näher über das Mißverständnis auszulassen, schenkte ihm den von Otto eingewechselten Thaler und winkte ihm dann gnädig ab.

Wir wollen gestehen, daß Egelmann die nächsten Tage etwas übelgelaunt war und über Rheumatismus klagte.

Otto legte sich auch wieder ins Bett und schlummerte sehr sanft bis gegen Mittag, von keinem bösen Traume geängstigt, sondern von sehr lieblichen umgaukelt. Die kleine Affaire hat ihm, ausgenommen einige Stunden Angst, nichts geschadet — im Gegenteil.

Damit unsere lieben Leser sehen, daß wir gewissenhaft sind, so wollen wir auch noch berichten, daß die Ulanen Fix und Knoll unter Aufsicht des Schutzmannes — wobei dieser sehr viel zu kommandieren hatte — den Rinnsteinübergang wieder zudeckten, daß letzterer aber genau in derselben Verfassung blieb wie er gewesen und die sämtlichen Rinnsteinübergänge in P. heute noch sind; — ferner, daß der Unteroffizier Brech außer dem Schaden auch noch den Spott hatte; — endlich: daß, wenn Böhler, des Rittmeisters Bursche, nicht geplaudert, wir uns nie in der Lage gesehen hätten, diese hübsche, ebenso lehrreiche wie anmutige Geschichte vom Trinkgeld zu erzählen.

Die langen und die kurzen Hosen.

Der längste Kerl in der Schwadron war ohne Frage der Dragoner Biegelbein und der kürzeste Mann ebenso unzweifelhaft der Unteroffizier Fritz Gans. Von letzterem behauptete man, er besitze eine ziemlich gut angemessene Dosis Mutterwitz, während man ersteren — ich nenne ihn: „den Dragoner Biegelbein“, damit keine Mißverständnisse entstehen — nicht nur lang schalt, sondern auch bodenlos dumm. Weil uns seine Dummheit aber weniger angeht als seine Länge, so sei als Beweis für die Ungewöhnlichkeit seiner Geistesgaben nur erzählt: daß Biegelbein, als ihn der Wachtmeister per Du anredete, diesen gleichfalls mit dem brüderlichen Du begrüßte: der Wachtmeister hatte es aber gar nicht brüderlich gemeint.

Der Mond, welcher bekanntlich in alles hineinschaut, um das er sich zu kümmern und nicht zu kümmern hat, scheint in eine Kasernenstube. Wenn der Mond Geruchssinn hätte, so würde er nicht in die Kasernenstube scheinen. Sie enthält einundzwanzig Betten, von denen zehn erste Etage bilden, das heißt, sie befinden sich über den andern, etwa in der Art wie Schiffsbetten. In jedem der zwanzig Betten liegt ein Dragoner auf dem Strohsack unter zwei wollenen Decken, die in einem blau und weiß gewürfelten Überzuge stecken; im einundzwanzigsten schläft der Unteroffizier Fritz Gans aus Kartoffeldorf. Ach, betrachtet ihn, ohne ihn zu wecken! Sehet, er lächelt, und über seine Nase spaziert gerade eine Fliege — — ob er süß träumt oder ob die sechs Fliegenbeine ihn kitzeln? Wer wagt es zu entscheiden! Sein rechter Arm hängt zum Bette hinaus;

die Zehe seines linken Fußes lugt neugierig über die Decke hervor! — die Decke ist ihm nämlich im Verlaufe der Nacht herabgerutscht, und er hat sie nicht der Länge, sondern der Breite nach wieder über sich gefaltet — sonst würden seine Zehen auch gar nicht imstande sein, über sie hinwegzugucken. Der Mond verleiht seinem Antlitz etwas Ätherisches, etwas Jünglingshaftes, ja, wenn der Vergleich bei einem königlich preußischen Dragonerunteroffiziere nicht gar zu übel angebracht wäre, fügte ich hinzu: etwas Mädchenhaftes.

Aber neben ihm auf dem Lager der unteren Bettreihe, was wälzt sich da? Wir befinden uns in der Lage, dem Leser nicht vorenthalten zu brauchen, was sich da wälzt: es ist Biegelbein, das Ungetüm.

Biegelbeins Nase ist geradezu ein Chimborasso, sein Mund geradezu ein Höllenkrater, seine Beine sind geradezu unbehauene, schiefe Baumstämme. Zusammengekrümmt liegt der Goliath da; er muß es wohl, wenn er im Bette Platz haben will. Bis jetzt läßt der Staat noch nicht für jeden einzelnen Mann zu einem Bette Maß nehmen. Ja, die Rücksichtslosigkeit gegen das Wohlbefinden der Leute geht weit! Die Decke hat Biegelbein abgestrampelt. Er schnarcht lauter als die übrigen neunzehn Mann zusammen und mit drei multipliziert. Zu seinem Gesäge verhält sich der Hauch, welcher aus dem Munde unseres Friedrich Gans, des Unteroffiziers, aufsteigt, wie der liebliche Gesang einer Mücke zu dem Gebrumme einer verstimmten Baßgeige, in deren Innerm ein eingesperrter Maikäfer rumort und auf deren Saiten ein ungezogener Junge sich für ein Konzert in chinesischem Geschmack einübt.

An der Wand entlang sind in schnurgerade ausgerichteten Linien, etwa drittehalb Fuß über der Erde, die Schränkchen angebracht, in denen die Dragoner ihr persönliches und das ihnen anvertraute Staatseigentum verwahren. Oben auf diesen Spinden stehen die Helme in

langen, spitzen Papierdüten; unter diesen Spinden hängen an hierzu bestimmten Haken und Holzpflöcken die Säbel und die Kleidungsstücke der Dragoner: Waffenröcke, Lederhosen, Drillichzeug, Tuchhosen.

Links von der Thür das Schränkchen gehört dem Unteroffizier, wie der weiße Zettel besagt; das Schränkchen daneben enthält das Eigentum des Dragoners Biegelbein, wie, um Verwechselungen vorzubeugen, ebenfalls auf einem weißen, an der Spindethür angeklebten Zettel steht. Diese weißen Zettel zieren die ganze Stube. Du siehst sie an den Betten, an den Helmdüten, und du siehst sie auch an den Innenseiten der Hosen und Waffenröcke — wo sie zu angenähten Leinwandstreifen geworden sind — da den Röcken und Hosen sämtlich das Futter nach außen gekehrt ist.

Hart an der Grenze zwischen seinem und Biegelbeins Schrank hängt die Reithose des Unteroffizier Gans und neben derselben diejenige Biegelbeins, welche so lang ist, daß wenigstens anderthalb Fuß von ihr auf dem Boden liegen und einen Knix machen. Diese Hose wurde nach Maß für Biegelbein gefertigt, nachdem seine Beine absolut nicht zu bewegen gewesen, sich den vorhandenen Reithosen anzupassen, selbst nicht auf sehr energische Reklamation des Wachtmeisters, welche Reklamation übrigens, nebenbei bemerkt — denn es liegt ja gar nichts Charakteristisches darin — den Ohren des Rekruten fühlbarer wurde, als dessen Extremitäten.

Lassen wir die beiden Reithosen in Frieden und Eintracht eine Zeit lang nebeneinander hängen, seien wir sogar spöttisch genug, um anzunehmen, sie unterhielten sich von dem, was sie gewesen, ehe sie Hosen wurden. Möglicherweise stammten sie von demselben Stücke Tuch und freuten sich, daß sie, trotz der bissigen Schere trennendem Schnitt, nun dennoch dicht nebeneinander weilen durften.

Die Fliege — der Leser hat sie hoffentlich noch nicht

vergessen, das arme Tier — hat sich von der Nase unseres Fritz hinwegbegeben und auf den Rand des Wasserkruges gesetzt, in den sie nächstens hineinfallen wird, wenn sie sich noch länger so unvorsichtig vorüberbeugt.

Fritz lächelt süßer, als er während des Verlaufes der ganzen Nacht gelächelt; er kraut sich im Schlafe das blonde Haar, er schmatzt mit den Lippen, als küsse er, und streckt die Arme aus, als wolle er jemand umarmen. Beim Armausstrecken trifft er Biegelbein auf den Bauch. Der lange Kerl besitzt im Bauche das stärkste Gefühl, und er fährt auf aus seinem Schlummer.

„Daß dich der Teufel — ich sage dich bloß!“ flucht er ingrimmig und sinnt auf Rache gegen den Ruhestörer. Da er wahrnimmt, der Ruhestörer sei sein eigener Berittsunteroffizier, so läßt er seine Rache, statt gegen den Nachbar rechts, gegen den Nachbar links aus, indem er diesen irgendwohin kneift — wohin sagen wir nicht, — daß der Mann laut kreischt. Biegelbein ist schlau genug, sich nach dieser That schlafend zu stellen.

„Wer spricht da im Glied!“ murmelte Fritz Gans, indem er sich reckt. Niemand antwortet. Nach einer halben Minute herrscht wieder tiefe Stille in der Kasernenstube.

Ach, wie ist es bei Nacht so schön in der Kaserne für den Soldaten! Niemand schilt ihn, niemand quält ihn, nirgends ertönt der rasselnde Tritt eines zu fürchtenden Vorgesetzten; er hat nicht einmal nötig zu putzen bei Nacht. Von neun Uhr abends im Winter und von zehn Uhr abends im Sommer bis morgens gegen halb fünf ist der Soldat Mensch, nur Mensch. Er kann denken, was ihm beliebt, er kann thun, was ihm beliebt: er kann den Unteroffizier, den Wachtmeister, den Lieutenant, den Schwadronschef, sogar den Obersten anfluchen und durchprügeln, — — natürlich nur im Traume. Thäte er es wachend, würde er im besten Falle totgeschossen.

Der Volksaberglaube und einige Philosophen sagen, Träume bedeuteten etwas, und zwar für die Zukunft. Daß sie etwas bedeuten, ist nun ganz unleugbar, insofern nämlich, als sie mit den Vorkommnissen des Lebens in Zusammenhang stehen, die schon geschehen sind. Wer zum Beispiel am Tage auf dem Wasser fährt, träumt in der Nacht, daß er ersaufe (auf Seereisen sehr beliebter Traum); wer sich am Tage ein schönes Pferd gewünscht, träumt in der Nacht, er habe es, werde von ihm abgeworfen und bräche ein Bein; wer am Tage mit einer schönen Jungfrau vermählt sein möchte, träumt in der Nacht, er sei bereits seit zehn Jahren Ehemann und bekäme von seiner Frau Prügel.

Friedrich Gans hatte am Tage von seinem Hannchen einen Brief erhalten — von seinem Hannchen träumte er jetzt. Es war ein richtiger Mädchenbrief, bestand aus einem Bogen Konzeptpapier und war quadratförmig gefaltet. Die Adresse: „An dem königlichen Unteroffizier ꝛc. ꝛc.“ begann ein kleines Stückchen unter der oberen linken Ecke und endete etwas oberhalb der rechten unteren Ecke. Damit ist aber nicht behauptet, daß sie in schräger, diagonaler Richtung lief, bewahre, sie beschrieb eine so schöne Kurve, wie es nie gelingt, wenn man beabsichtigt, eine herzustellen. Der Bestimmungsort stand genau im Mittelpunkt des Quadrats und war rot unterstrichen; das hatte der Postsekretär gethan. Das Porto war nicht durch eine Freimarke ausgeglichen, sondern bar erlegt worden, was Herr Stephan damals noch nicht verboten hatte, und wie der rote Strich besagt, den der Schalterbeamte rücksichtslos quer über den Brief gezogen. Drei Siegel, alle mit Hannchens Wappen, dem Fingerhutabdruck, geziert, schlossen das Schreiben derartig, daß beim Aufbrechen kleine Stückchen Papier am Lack hängen blieben und gerade solche, auf denen ein wichtiges Wort stand. Fritz mußte ordentlich seinen Verstand zusammennehmen, um den Sinn

der betreffenden Sätze zu erraten. Ja, man sah es dem Briefe an, welche Sorge er der Absenderin bereitet, und wenn er erzählen könnte, würde er sicher erzählt haben: wie Hannchen den Postsekretär dreimal gefragt, ob auch alles in Ordnung sei; ob er — der Brief, nicht der Postsekretär — auch richtig ankommen würde; wann er wohl in der Garnisonsstadt einträfe und dem Unteroffizier zu Händen gelange; ob es nicht zuweilen geschähe, daß Briefe verloren gingen und ob sie daher lieber nicht noch ein Siegel anbringen solle oder eine Oblate, denn Lack habe sie nicht bei sich —; wie dann der Postsekretär, nachdem er gegen das hübsche Mädchen lange freundlich gewesen, endlich zur Grobheit seine Zuflucht genommen und nicht mehr geantwortet habe.

Der Brief, den Fritz Gans mit Inbrunst gelesen, stak in der rechten Tasche der Lederhose, etwas zerknittert; denn die Tasche hatte sich nach hinten hin geschoben und Fritz auf ihr gesessen, als er im Wirtshause zur Feier des Tages ein Glas Bier trank.

Die Sache zwischen Fritz und Hannchen verhielt sich so. Fritz war armer Leute Kind, die aber ein paar Groschen daran gewendet, damit ihr Junge mehr lerne als sie und sich nicht dereinst im Leben mit harter Arbeit zu placken brauche. Sie schickten ihn in eine gute Schule, wo er außer Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen auch noch Mitteilungen über die geographischen und politischen Verhältnisse, namentlich jenes Teiles unserer Erde, wo China und Hinterindien liegen, erhielt; wo man ihm die glorreiche Geschichte des Staates, dem anzugehören er die Ehre hatte, eintrichterte und in der obersten Klasse sogar bis zur Konjugation des unregelmäßigen Verbums s'en aller brachte. Nach der Konfirmation kam Fritz als Schreiber zu einem vielbeschäftigten Advokaten, und als er das militärpflichtige Alter erreicht hatte, nahm ihn der König für sein Dragonerregiment. Weil er zu den Leuten

von Bildung gehörte und sich brav führte, wurde Fritz nach achtzehn Monaten Unteroffizier, so daß er es wohl aushalten konnte während der schweren Dienstzeit. Der Advokat schickte alle Monate eine kleine Unterstützung; Fritz aber schickte diese Unterstützung an seine Eltern in Kartoffeldorf, wo sie sich von den Ersparnissen ihres guten Sohnes einen kleinen Kramladen anlegten und nun wenigstens nicht mehr schwer mit der Hand für des Leibes Notdurft zu arbeiten gezwungen waren.

Ein Jahr lang noch hatte Fritz des Königs Rock zu tragen; dann wurde er frei — das heißt zur Reserve gestellt, mit der Verpflichtung, auf den ersten Ruf des Kriegsherrn mit Begeisterung wieder zur Fahne zu eilen und sich an seinem jeweiligen Wohnorte bei dem Bezirksfeldwebel anzumelden.

Hannchen war ebenfalls arm, aber nicht so arm wie Fritz. Sie führte bei dem unverheirateten, sehr wohlhabenden Pächter von Kartoffeldorf die Wirtschaft, und schon oft hatte der freundliche Herr ihr eine hübsche Aussteuer versprochen, wenn der Fritz wirklich erschien, um sie heimzuführen; denn daß er diese Absicht hegte, wußten alle, die ihn und Hannchen kannten und billigten sie.

Hannchen feierte am nächsten Sonntage ihren Geburtstag. Sie wünschte sehnlichst, Fritz möchte das Fest mit ihr gemeinsam verleben und nach Kartoffeldorf kommen, wohin man auf der Eisenbahn nur zwei Stunden fuhr, d. h. bis zur nächsten Station. Von da ab waren es aber noch sechs Stunden zu Fuß. Wenn Hannchen es nicht gerade an dem betreffenden Tage, da Fritz reiste, einzurichten wußte, daß ein Wagen nach der Station geschickt wurde, um Sachen abzuholen, mußte Fritz die drei Meilen marschieren; eine höchst fatale, sogar beinahe degradierende Sache für einen Kavalleristen. Fritz durfte aber wie aufs heilige Evangelium, so sicher, darauf schwören daß er auf der Station einen Wagen aus Kartoffeldorf

finden würde. Diesen hätte er dann natürlich benutzt und mit dem Kutscher manches vernünftige Wort über die Sonderbarkeiten des Zufalls auf dieser Erde ausgetauscht. In Beziehung auf die Reise selber lag die Zukunft dem kleinen Unteroffizier so glatt vor wie ein polierter Tisch; nirgends gab's eine hemmende Schwierigkeit und außer den allgemeinen Gefahren, zum Beispiel des Entgleisens — eine Eisenbahnkrankheit, die, man streitet sich noch darüber, von den Engländern oder den Franzosen nach Deutschland eingeschmuggelt ist — keine besondere. Das widrige Gestirn schien auf einer anderen Seite seines Lebenshimmels, und zwar war es ein unerbittlich hartes, überaus feindliches, fast mitleidloses.

Urlaub zum nächsten Sonntag und die Ansichten des Herrn Rittmeisters in Bezug auf den Urlaub seiner Mannschaften, namentlich, wenn ein Regimentsexerzieren bevorstand, waren zwei Dinge, die sich nur schlecht miteinander vertrugen. Wollte Fritz den Sonntag so recht in Behaglichkeit genießen, mußte er wenigstens drei Tage Freiheit vom Dienste erringen: von Freitag Abend bis Dienstag früh zum Stalldienst. Heute war es Mittwoch in Deutschland. Die Zeit drängte daher; denn beim Militär geht alles fein bedacht und durchläuft manche Instanz vor- und rückwärts, ehe die Entscheidung dem, der sie erwartet, zu Ohren, mündlich, oder schriftlich, zu Gesichte kommt. Fritz hatte sich vorgenommen, beim Rapport anzufragen. Er machte sich nicht viele Hoffnungen auf Gewährung — im wachen Zustande; augenblicklich aber träumte er, träumte er von einer Umarmung Hannchens und von einem Kuß und noch einem Kuß auf ihren roten Mund. — —

Die Luft in der Kasernenstube wird dumpfiger und dumpfiger. Die Kerls räkeln sich auf ihren Strohsäcken, kratzen sich, schlagen auch wohl minutenlang die Augen auf und starren in die Dunkelheit. Der Mond ist längst untergegangen. Wer aufwacht, den fröstelt.

Eine Etage höher, in der Trompeterstube, regt sich's, Der Trompeter du jour krabbelt aus seinem Bett, nimmt die Trompete von der Wand und tritt im bloßen Hemde auf den zugigen Flur hinaus. Er soll eigentlich in voller Uniform blasen — aber, wer revidiert morgens um halb fünf bei völliger Dunkelheit dergleichen Dinge? Erst gähnt der Trompeter; dann setzt er das Instrument an den Mund — und so lustig erschallt die Reveille, als riefe sie zu Spiel und Tanz, nicht aber aus dem Bette zum Pferdeputzen; als bliese ein begeisterter Jünger der Musikkunst, nicht aber ein vom vorigen Abend noch halb besoffener Trompeter.

Die Stille in der Kaserne ist vorüber für einen Tag von vierzehn Stunden Länge. Die Schläfer fahren jach in die Höhe; die Unteroffiziere beten ihr Morgengebet — ich meine damit, sie fluchen die Mannschaften aus den Betten heraus. Die Herren selber bleiben noch ein wenig liegen und strecken sich noch einigemale; dafür sind sie Unteroffiziere.

Auch Friedrich Gans macht es so. Der Unterschied zwischen einem Besuch bei Hannchen und dem in nächster Nähe winkenden Stalldienst ist doch etwas zu groß, als daß man sich so ohne weiteres aus dem einen in das andere hineindenken könnte. Von seinem Beritt aber verlangt er ähnliches und treibt die Leute sich zu beeilen.

In der Thranlampe ist das Öl ausgebrannt. Da heißt's also, sich im Dunkeln ankleiden; es geht auch. Jeder weiß, wo er seine Sachen zu suchen hat. Daß dem so sei, dafür sorgt die Kasernenordnung, und in Unteroffizier Gans Beritt der Unteroffizier Gans noch mit besonderer Energie. Er hält die Kasernenordnung für so ziemlich das beste am ganzen Militärwesen.

Die gemeinen Dragoner sind fort, jetzt ist's auch für ihn Zeit. Er wirft die Decke ab, steht auf und langt nach seiner Hose — die ist nicht mehr da. Er meint, er

habe sie aus Versehen an einen andern Platz gehängt, als an den gewöhnlichen und durchsucht, nachdem er ein Zündhölzchen angerieben, seine gesamte Garderobe. Dadurch ergiebt sich kein anderes Resultat. Die Hose bleibt fort.

„Daß dich der Kuckuck!“ flucht er und will gerade seine Tuchhose anziehen, als ihm einfällt, daß er gleich nach dem Stalldienst zu reiten hat! er muß also in Lederhosen hinunter.

Indem er hundert Streichhölzchen anzündet und den Boden, zur Freude der Stuben du jour, mit den verbrannten besät, durchstöbert er das ganze Zimmer nach seinem Eigentum, findet es aber nicht. Hat es ein Kobold entführt? Unmöglich! Kobolde werden von der Kasernenwache gar nicht eingelassen. Selber entlaufen konnte sie doch nicht. Die Weltgeschichte berichtet nichts dergleichen, und heutzutage nehmen sich die Heiligen mit Wundern besonders in acht.

Da Fritz die entflohene Reithose, die ihm gehört, nicht anziehen kann, so muß er eines anderen Reithose anlegen, und von neuem macht er die Runde im ganzen Zimmer — keine Reithose da. Der Schweiß tritt ihm auf die Stirn. Wenn er zu spät kommt, und der Wachtmeister merkt es, so ist das beste, er bittet gar nicht erst um Urlaub; denn der Wachtmeister würde ihn nur einfach fragen, ob er verrückt geworden sei. Endlich, dicht vor seinem eigenen Schränkchen, fühlt er Leder und nimmt die Hose vom Haken. Aber Himmeldonnerwetter — — das ist ja Biegelbeins Hose. Jetzt geht Fritz ein Licht auf.

„Dieser Kerl!“ ruft er voll Ingrimm und stampft auf den Boden. Weshalb? Wenn Biegelbeins Hose sich noch in der Kaserne aufhält, während Biegelbein selber bereits im Stalle Streu aufschüttet, so bleibt nur die Möglichkeit übrig, daß der pp. Biegelbein eine falsche angezogen habe, und diese falsche ist im vorliegenden Falle keine andere als diejenige Fritzens, kann gar keine andere sein.

Fritz berührt das höchst unangenehm — der Biegelbein ist so ein schmutziges Individuum — — pfui!

„Na, warte — dich werde ich!“ denkt er und will sich einstweilen die Blöße seiner Beine mit einer Tuchhose bedecken, um sie im Stalle gegen seine lederne umzutauschen, als ihm in den Sinn kommt, daß möglicher-, ja jedenfalls malitiöserweise keine Gelegenheit dazu sein würde. Es ist immerhin sicherer, sich fürs erste Biegelbeins Unaussprechlicher zu bedienen; wenn man eine andere Hose unterzieht, braucht man sich nicht zu ekeln. Wir wissen schon, Biegelbein giebt nicht viel auf Reinlichkeit. Wie gedacht, so gethan.

Aber es ist kein leichtes Stück für den kleinen Unteroffizier, sich in den Hosen des langen Dragoners nicht zu verirren. Oben gehn sie ihm bis an die Brust, unten bedecken sie ihm vollständig den Fuß und schlappern um seine unteren Extremitäten herum wie Säcke um Bohnenstangen schlappern würden, wenn man sie ihnen anzöge. Fritz ist, trotz aufrichtiger Bemühung, nicht im stande, sich klar zu machen, wie Biegelbein in seine, des Fritzen, Beinkleider hineinkommt und wie der Kerl nicht gemerkt, daß und was für eine Verwechselung er herbeigeführt. Biegelbein war allerdings fast unmenschlich dumm; aber so etwas blieb selbst bei dem Einfältigsten unverzeihlich.

Fritz besah sich, und es schauderte ihm vor sich selber. Er stülpte seine Mütze auf den Kopf und lief nach dem Stalle. Dem geneigten Leser fällt es vielleicht auf, daß Fritz sich nicht vorher gewaschen hat. Ebensowenig wurde von den gemeinen Dragonern eine Handlung verrichtet, welche das erste Tagewerk eines jeglichen Menschen sein soll. Auf die Gefahr hin, daß man mir den Glauben verweigert, erkläre ich einfach: man wäscht sich nicht in den Kasernen, ehe man zum Morgenstalldienst geht.

Fritz langte noch eben vor dem Wachtmeister auf seinem Posten an und begann schon in der Thür dermaßen zu schreien und zu kommandieren, als ob er bereits seit vier Uhr auf seine Mannschaft gewartet hätte.

Im Stalle brennen nun zwar Laternen; aber es sind eben Stalllaternen; und damit ist alles gesagt. Ihr Schein leuchtet unter gewöhnlichen Verhältnissen stark genug, um zu verhindern, daß man sich gegenseitig anrennt und Mensch mit Pferd verwechselt. Der Wachtmeister passiert Fritzens Beritt, ohne etwas von den zu langen Hosen wahrzunehmen. Schade, sehr schade — denn über dergleichen Vorkommnisse versteht der Wachtmeister vortrefflich zu sprechen, und jeder, der ihm als Unbeteiligter zuhören kann, hat einen Genuß davon, wie von einer Theaterposse oder einer malitiösen Lindau'schen Kritik.

Sobald die Mutter der Schwadron — aber eine Mutter von jener Sorte, welche für die dumme Welt das Sprichwort: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es," erfunden hat — vorüber ist, tritt Fritz zu Biegelbein in den Stand. Biegelbein muß endlich gefühlt haben, daß er sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht und wirft einen scheuen Blick auf seinen Unteroffizier. Der reckt sich so hoch wie möglich aus, faßt Biegelbein beim Ohr und zieht ihn auf den Stallgang unter eine Laterne.

Biegelbein sieht aus zum Erbarmen. Beschreiben kann ich es eigentlich gar nicht, wie er aussieht; man müßte ihn malen. Seinen Oberkörper bedeckt nur eine Stalljacke, die aber viel zu kurz ist; dann kommen drei Hände breit Hemd; dann kommt eine lederne Reithose, deren oberste Knöpfe sich nicht in der vorschriftsmäßigen Vereinigung mit den Knopflöchern befinden — was diesesmal nicht die Folge einer Nachlässigkeit ist, sondern die Folge der Unmöglichkeit, diese Knöpfe und diese Knopflöcher ohne gegenseitigen Schaden und ohne Schaden für Biegelbeins

Bauch zu vereinigen. Sechs Zoll oberhalb der Knöchel nehmen die Hosen wieder ein Ende; es hängen nur noch die Strippen von ihnen herunter, und zwar in genügender Länge, daß es gar keiner besonderen Übungen für Biegelbein bedarf, um auf die Strippen zu treten und hinzufallen. Auf den Beinen selbst saßen die Hosen enger als ein Trikot und nur ein klein wenig weiter als Biegelbeins natürliche Haut. Wir dürfen mit gutem Gewissen sagen: die Haut empörte sich dagegen, in ihren Bewegungen so behindert zu werden, wie durch Unteroffizier Fritz' Unaussprechliche geschah, und sie hatte sich mit den Muskeln verbündet, um die Nähte zu sprengen. Es gelang nicht; denn der Regimentsschneider arbeitete verteufelt dauerhaft oder ließ vielmehr verteufelt dauerhaft arbeiten.

Unteroffizier Friedrich Gans stellte sich neben den Dragoner, um letzterem den Gegensatz zwischen ihren beiden Figuren recht deutlich zu machen und ihm auf die geeignetste Weise zu Gemüte zu führen, was für eine ungemeine Tölpelei er angerichtet habe.

Der Unteroffizier Schneider, der seinen Beritt gegenüber hatte, der Unteroffizier Weicht, dessen Pferde das dritte Viertel des Stalles einnahmen, der Unteroffizier Hülse, welcher der vierte im Bunde war, verschiedene Gefreite, deren Charge nicht hoch genug ist, als daß wir uns die Mühe geben sollten, ihre obskuren Namen hier anzuführen, — fast die gesamte Mannschaft kam zusammen und lachte so laut, daß die königlichen Dienstpferde in Unruhe gerieten.

Das Signal: „Der Wachtmeister!" scheuchte die Leute an ihre Arbeit, das Pferdeputzen, zurück. Fritz suchte die dunkelste Ecke seines Reviers auf, um sich vor den Augen des Gestrengen zu verbergen, welcher gerade heute eine ganz besondere Vorliebe für den Stall gefaßt zu haben schien, wo Fritz Gans seinen Beritt hatte. Der Wachtmeister lehnte sich an die Futterkiste und beobachtete arg-

wöhnisch die putzenden Dragoner, ob sie auch nicht, nach beliebter Manier, den König um einen tüchtigen Teil der von ihnen zu fordernden Leistungen betrögen. Dabei drehte er seinen Schnurrbart und rief alle Augenblicke dem Unteroffizier Schneider zu: an irgend einem der seiner Obhut anvertrauten Sattelzeuge hingen gewisse Riemen nicht vorschriftsmäßig, was eine verdammte Lodderei sei, die er nicht dulde — und der täusche sich gewaltig, welcher vielleicht meine, er würde sie dulden.

Die Kerle putzten ihre Pferde so verzweifelt, daß die armen Pferde ebenfalls in Verzweiflung gerieten. Nach einer halben Stunde drehte der Wachtmeister sich um und schallt den Unteroffizier Hülse — der am andern Ende des Stalles Beritt führte — wegen der Streu aus, die er nicht zu behandeln verstände. Der Unteroffizier Hülse antwortet jedesmal mit donnernder Simme: „Zu Befehlen!"

Fritz faßte einen verzweifelten Entschluß. Er trat zu Biegelbein in den Stand und raunte ihm zu: „Du dummes Kameel! Augenblicklich ziehst du meine Hose aus — — hier im Stand, hinter deinem Gaul. Na, wird's bald! Ich befehle es dir, du langes Laster!" Der kleine Unteroffizier konnte recht giftig werden und litt keinen Mangel an Kraftausdrücken, wenn er das Bedürfnis in sich spürte, sich ihrer zu bedienen. Der unmenschlich lange Biegelbein zitterte und bebte förmlich vor seinem kleinen Vorgesetzten. Er begriff durchaus nicht, was dieser von ihm erheischte. Biegelbein war bisher nur gewohnt gewesen, daß man im Stalle von ihm verlangte, er solle sein Pferd gut putzen, Mist mit den Händen hinaustragen auf den Düngerhaufen — neben welchem Düngerhaufen sich der Wachtmeister immer mit dem Düngerpächter stritt — satteln, zäumen, schwitzende Gäule mit Stroh abreiben, Lieutenants und Fähndrichen den Bügel halten, auf Wache für einen durstigen Gefreiten auf Kosten eines reichen Einjährigen Bier holen 2c. 2c.; — daß man ihm befahl, die Hose

auszuziehen, war er eben nicht gewohnt und, trotz aller sumpfmäßigen Ruhe in seinem Gehirne, kombinierte er doch, daß es einen Heidenskandal abgeben möchte, wenn ihn zum Exempel der Wachtmeister mit nackten Beinen abfaßte. Aber was will ein armer Soldat gegen die Brutalität eines Vorgesetzten (um im sozialdemokratischen Stile zu reden) machen? Gar nichts, einfach, weil er nichts machen darf. „Ja, Herr Unteroffizier," stammelte Biegelbein und legte sein Putzzeug in die Krippe, wo es der Gaul beschnupperte und anzufressen versuchte; denn ungeachtet des edlen Charakters, der dem Pferde zu eigen sein soll, hält es dasselbe für keineswegs unter seiner Würde, selbst ihm gänzlich unbekannte Gegenstände wenigstens zu benagen und sogar das zu fressen, was der schmierigste Geselle schon im Munde gehabt — vorausgesetzt, daß es nach seinen Pferdebegriffen überhaupt genießbar sei.

Mit Zittern und Zagen vor den möglicherweise sehr bösen Folgen, wenn man ihn ohne bedeckende Hülle an seinen Beinen im Stalle erwische, streifte Biegelbein, nicht ohne Mühe, des Unteroffiziers Hose von seinem Leibe und war gerade damit fertig geworden, als der Wachtmeister laut rief: „Rapport!"

Fritz hatte es für klug gehalten, sich der an seinen Beinen befindlichen Hosen nicht eher zu entledigen, als bis er die eignen in der Hand fühlte. Er dankte Gott für diese Vorsicht; denn der Wachtmeister liebte es, auf den letzten Hauch aus seinem Munde das Befohlene bereits ausgeführt zu sehen und konnte sich nie ärgerlicher gebärden, als wenn einer seiner Korporale langsam, wie die vornehmen Herren, heranstolzierte, um zu rapportieren und Befehle zu vernehmen. Fritz hatte heute weniger als je Lust, es mit dem Wachtmeister zu verderben. Er warf Biegelbein nur noch einen entsetzlichen Blick zu und schleppte sich dann vorwärts zum Rapportplatz.

Auf letzterem brannte nicht einmal eine Stalllaterne. So viel Böses und Schlimmes nun auch der Wachtmeister allezeit argwöhnt — daß seine Unteroffiziere ihnen nicht gehörige Hosen trügen, argwöhnte er nicht; folglich trieb ihn kein inneres Gefühl dazu, die Beine der Berittsführer besonders zu mustern; von ungefähr aber fiel ihm nichts auf, weil es dazu noch zu dunkel war. Unteroffizier Schneider machte sich während des Rapportes das Privatvergnügen, seinen Kameraden Gans zu zupfen und zu zerren, um dessen Verlegenheit zu erhöhen. Zum Glück ging es dem Wachtmeister beim Reden wie es dem Auerhahn beim Balzen geht — wenn er sprach, sah und hörte er nichts. Nachdem er eine lange Rede gehalten, daß die Unteroffiziere den Mannschaften stets nur mit schlechtem Beispiele vorangingen, es ihnen z. E. gänzlich gleichgültig geworden zu sein schiene, ob das Sattelzeug richtig geknotet und aufgehängt werde oder nicht (wovon er heute Morgen sich selber zu überzeugen abermals Gelegenheit gehabt); daß er stark hoffe, die Pferde in gewissen Beritts würden binnen vierundzwanzig Stunden bessere Streu erhalten, ansonst er gewisse Unteroffiziere selber als Streu zu benutzen die Absicht hege, da sie zu anderem nichts mehr taugten — ausgenommen, um sich in der verdammten Bude, der Eckwirtschaft, zu betrinken: fragte er auch noch, der Form wegen, wer vielleicht eine wichtige Mitteilung auf dem Herzen trage.

„Bitte um drei Tage Urlaub, von Freitag Abend bis Dienstag früh," sagte Fritz Gans.

Der Wachtmeister zog das bereits wieder in den Busen gesteckte Notizbuch hervor, schrieb das Urlaubsgesuch auf und that Fritz Gans den Bescheid: „Vortragen will ich's dem Herrn Rittmeister, glaube aber nicht, daß er's bewilligt in so schwerer Zeit, wo das Regimentsexerzieren jeden Tag befohlen werden kann. Stillgestanden! Kehrt — abtreten!"

Die Unteroffiziere standen still, machten Kehrt, traten ab. Fritz eilte in den Stall, um zu sehen, was aus Biegelbein geworden.

Wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse auf dem Tisch, lautet ein schönes altes Sprichwort. Kaum waren die Dragoner auf einige Minuten sich selber überlassen, als sie sich so faul wie möglich gegen ihre Pferde oder gegen ihre Krippen lehnten, um miteinander über ihnen naheliegende Gegenstände zu träumen — ein Wort aus Soldatenmunde über sein Leben als Mensch ist immer ein Traum.

Biegelbeins Nachbar hieß Schneemann und stand in dem Rufe, der unverschämteste und schadenfroheste Geselle zu sein, der von Kommißbrot und Erbsensuppe lebte. Sobald er gesehen, daß Biegelbein sich auf Befehl der Beinkleider entledigen mußte, ahnte ihm, daß hier die prächtigste Gelegenheit zu einem dummen Streiche erblühe; sobald den Unteroffizier Fritz der Ruf: „Zum Rapport" aus dem Stalle schaffte, bog er sich über den Flankierbaum, riß Biegelbein hinterrücks die Hose aus der Hand, schleuderte sie in einen gegenüberliegenden Stand und pfiff dann Biegelbein mit der gleichmütigsten Miene und dem unschuldigsten Gesichte von der Welt ins Gesicht.

„Schneemann! Gieb mich meine Hose!" zischte Biegelbein in ungeheurer Angst und großer Wut.

„Was willst du — ich habe deine Hose nicht. Was geht mir das an, wenn du sie dich wegreißen läßt."

„Schneemann! Ich sage dir bloß — — gieb mich meine Hose!"

„Küsse mich doch," entgegnete ihm Schneemann. „Ich hab' sie nicht — und nun geniere mir nicht weiter, oder ich werf' dir's Putzzeug ins Gesichte — — — da unten, guck hin, da fliegt sie."

In Wahrheit, unten im Stalle flog die Hose als Spielball aus einem Ständer in den andern, immer über

den Stallgang weg, bald nach rechts, bald nach links, abwechselnd seine nackten Beine vergessend, stürzte Biegelbein dahin, wo er des Unteroffiziers Hosen die Luft durchsegeln sah.

„Werner! Burkhard, Schnabel, Klappermann, Steinbock, Bollstädt, Schnaps!“ keuchte der unglückliche lange Dragoner. „Gebt die Hose her, die Hose her! oder es geschieht ein Unglück. Ich schlage euch, Gott verdamme mich, die Knochen zu Apfelmus!“

Aber diese Drohungen nutzten gar nichts. Die Kerle respektierten keine Charge an der Hose und kümmerten sich auch nicht darum, wie sie in ihre Hände gefallen. Es vergnügte sie, sich das Kleidungsstück an die Köpfe zu werfen und darum thaten sie es.

In seiner Rage ergriff der Geneckte das ungeeignetste Mittel, wieder in Besitz des Schmerzenskindes zu gelangen. Er fiel nämlich über einen unschuldigen kleinen Rekruten her, der dem Spaße nur mit schüchternem Lächeln zugeschaut, und fing an, ihn durchzuprügeln. Bis ein paar andere das arme Opferlamm aus den Klauen des Erbosten befreit hatten, verrannen einige Minuten, und während derselben flog die Hose vor die Stallthür auf den Mist. Da lag sie nun; Biegelbein aber suchte jammernd und fluchend nach ihr, auf sein Bitten mit höhnischen oder groben Bemerkungen abgespeist oder mit dem falschen Schwur, man habe überhaupt nichts von einer durch die Luft geworfenen Hose gesehen, es beständе sein Glaube hieran wohl nur in einer Einbildung.

Die Unteroffiziere kehrten vom Rapport in den Stall zurück; Biegelbein flüchtete in den Stand zu seinem Pferd. In höchster Erregung stürzte Fritz auf ihn zu. „Her mit ihr — wo ist sie? Ich muß gleich reiten!“ rief er und begann schon sich der beiden um seine Beine schlotternden Säcke zu entledigen. Biegelbein stammelte einige unartikulierte Laute.

„Himmelkreuzdonnerwetter Kerl!“ schrie Fritz. „Wo ist sie!“

„Sie haben sie mir weggerissen — — ich weiß nicht — —“

„Was!“

„Sie haben sie mir weggerissen — — ich — —“

„O du Ungeschlacht!“ brüllte Fritz ihn an und zauste ihm die Ohren. „Sofort schaffst du sie, auf der Stelle. Wer hat — —“

„Schneemann hat sie mir weggenommen; ich kann nichts dafür.“

„Ist nicht wahr, Herr Unteroffizier,“ sagte Schneemann ruhig. „Er lügt.“

Biegelbein ward sprachlos über solche Frechheit und Schlechtigkeit. Fritz packte Schneemann aber, ohne dessen Rede zu beachten, am Kragen und fragte drohend: „Hast du sie?“

„Wahrhaftig nein — da hinten, in Unteroffizier Hülses Beritt habe ich sie fliegen sehen.“

„Erste Abteilung Remonte — ’rausführen!“ tönte das Kommando.

„Gans, schnell!“ trieb Unteroffizier Schneider. „Der Rittmeister ist schon da. Kommt ja gar nicht auf die Hosen an; die sieht kein Mensch.“ Schneider, der schlechte Kerl, hoffte auf vielen Spaß während des Remontereitens.

Draußen hörte man den Rittmeister schreien.

Was sollte Fritz thun? Er hielt die Hosen mit den Händen stramm und trabte in den Remontestall. Weil es draußen schmutzig war, sollte die Abteilung im Stalle aufsitzen. Fritz segnete diese Ordre. Als er im Sattel saß und seine Beine musterte, fand er, daß die untere Hälfte seiner lieben Figur nicht allzu auffällig in die Augen stach. Er hoffte die nächste halbe Stunde zu überstehen, hoffte es auch im aufrichtigen Interesse Biegelbeins.

Der Rittmeister war — wie alle Rittmeister sind — bald freundlich, bald böse, bald milde, bald strenge. Heute huldigte er der Abwechselung wegen wieder einmal der Stimmung, wo er glaubte, die Kerle litten alle am bösen Willen und einzig durch unnachsichtiges Strafen sei die Disciplin aufrecht zu erhalten. Der Rittmeister hieß Prächtig.

Da es mittlerer Weile ziemlich hell geworden, so brannte kein Licht mehr in der Bahn; dafür herrschte eine dem Auge wohlthuende Dämmerung, die, eine noch nützlichere Eigenschaft, allerhand kleine Fehler und Vergehen in Bezug auf das Satteln verdeckte.

Der Rittmeister stand schon in der Bahn, als die erste Abteilung Remonte, deren linken Flügelmann unser Fritz bildete, einrückte. Der Rittmeister ließ seine Remonte stets selber reiten, wie sich das auch gehört. Nachdem er der Abteilung erklärt hatte, sie wäre auch nicht einmal von einer blassen Ahnung angeweht, wie man zu satteln habe; und nachdem er bei dem einen bemerkt, daß sein Pferd ein ganzes Bündel Stroh im Schweife habe (nämlich ein Stückchen Halm vom Umfange eines Häckerlingatoms), bei dem andern, seine Kanthare habe einen Rostfleck wie das ehemalige Herzogtum Nassau auf den Landkarten (nämlich ein Rostfleck höchstens so groß wie Lichtenstein auf einer Karte von Europa); nachdem er ferner nicht bemerkt, was einer seiner Musterunteroffiziere für Hosen an den Beinen habe: ließ er traben, daß es eine Freude abgab für Mensch und Vieh.

„Gut," lobte er, „sehr gut — — aber Sie, Unteroffizier Gans, müssen mir die Schenkel strammer halten und die Waden fester anlegen. Sie schwabbeln mir zu viel mit den Beinen."

Dem Fritz war nämlich beim Traben die verwünschte Hose gerutscht, daß er in ihr wieder wie in Säcken stak,

und da half kein verstohlenes Ziehen und Zerren, sie wieder in die Höhe zu bringen.

Der Unteroffizier Schneider dachte, daß der Spaß jetzt seinen Anfang nähme.

„— — kadron! Scharitt — — rührt euch!“ kommandierte Prächtig. „Unteroffizier Gans, auch beim Rühren darf man sich nicht im Sattel räkeln wie in einem Großvaterstuhl.“ Er verbreitete sich dann noch in einer Darlegung der Unterschiede zwischen beiden, worauf er zu dem Resultat kam, man dürfe sie nie verwechseln, namentlich nicht im Dienste, weil er solche Verwechslung mit Arrest zu bestrafen pflege.

„— kadron! Stillgesessen — — kadron! — Pferde vorbereiten, Leute — Teeeeraaab!“

Teeeeraaab — das soll bedeuten: Trab!

Während des Schrittreitens hat Fritz die infame Lederhose wieder etwas reguliert.

„So — etwas besser schon, der Unteroffizier Gans, etwas besser — aber noch nicht viel, muß noch viel, viel besser werden — viel besser! 'ran die Schenkel, angelegt die Waden, nicht schlappern! — Der Gefreite Bierinsky, Kerl — soll ich dir ein Gaslicht in der Nase anzünden, damit du siehst, wie viele Distance du zu halten hast! Willst du zurückbleiben! Nun ja — ich habe es immer gesagt, Sie können absolut nicht reiten! Geht Ihnen die alte Kracke, mit der ich nächstens Rekruten ausbilden lassen werde, durch wie einem Schlächtergesellen.“

Unter „alter Kracke“ verstand Prächtig ein vierjähriges Tier, unter „nächstens“ fünf Jahre, unter „durchgehen“ einige Sprünge des jugendlichen Remontewallachs „August“, den der Gefreite Bierinsky ritt.

„Tanzen,“ so fuhr der Rittmeister fort, „können Sie auf dem Tanzboden, Sie, wo Ihnen die Frauenzimmer immer die Sonntagsuniform verderben durch ihre fettige Frisur, die sie Ihnen an die Brust legen — hier wird

nicht getanzt, hier wird geritten! die Beine stramm angelegt, Kopf in die Höhe, die Hände ruhig. Und wenn Er das nicht thut, so soll Ihm — — haben Sie mich verstanden, Bierinsky!“ Ich hätte den Bierinsky nicht raten mögen, zu sagen, daß er verstanden habe.

„Hören Sie,“ — der Rittmeister redet immer noch, — „geben Sie sich Mühe, dafür bekommen Sie Löhnung und Menage. Der Teufel soll Sie holen, wenn Sie sich keine Mühe geben, und ich werfe Ihnen eine Schiebkarre voll Sand ins Gesicht. Sie sollen zu den Rekruten, verlassen Sie sich drauf, und dann kriegen Sie den achtzehnjährigen Comptoirbock, die Elinore, die mit jedem durchgeht.“

Das hatte seine Richtigkeit. Die Elinore war auch schon mit dem Wachtmeister durchgegangen, weshalb sie demnächst ausrangiert werden sollte.

„Bierinsky,“ so fuhr der Rittmeister fort. „Sie gehören zu den Eselsfüllen, noch nicht einmal zu den alten Eseln, Sie — — aber nee, Unteroffizier Schneider, Sie reiten ja wie ein Jokey im Jokeyklub. Lieber Herr! Erinnern Sie sich, wenn Sie so gut sein wollen, daß Sie kein Steeplechase mitmachen oder ein Jagdrennen hinter einem geräucherten Hering, den der Krämercommis seiner lahmen Stute an den Schweif gebunden hat — — — Himmeldonnerwetter! Ihr sollt mir alle zu den Rekruten, und ich selber werde euch zwiebeln. Abends um 9 Uhr lasse ich zum Morgenstalldienst blasen, um Mitternacht zum Fußexerzieren, ihr — — Bahn-du jour, Baaahnduuujooouur!“

Bahn-du jour ist ein Mann, der, während in der Bahn geritten wird, so zu sagen, Hausknecht in ihr zu spielen hat und außerdem gerne dazu benutzt wird, Pferde, die scheu geworden sind, durch Armaufheben und Brüllen zur Vernunft zu bewegen; das heißt, wohlgemerkt, es nützt

das nie etwas, im Gegenteil, sonderbarerweise, wird der betreffende Gaul immer nur noch scheuer.

„Bahn-du jour,“ so fuhr der Rittmeister fort, „stellen Sie sich in die rechte Ecke unten neben der Thür — die gesamte nichtsnutzige Abteilung reitet mir die Ecken nicht aus! Kommt Ihnen einer zu nahe auf den Leib, Bahn-du jour, so schlagen Sie seinen Gaul vor den Bauch, daß der Kerl in die Ecke fliegt wie ein Klumpen Lehm! — Immer ruhig, Leute, immer die Pferde mit Sanftmut regieren, mit Milde, — nicht schlagen, nicht spornieren, nicht schelten, — Zügel anziehn, Zügel nachlassen — — ja nicht mit den spitzen Eisen, daß ihr an den Hacken habt, den scheuen Tierchen ans Fell kommen. — Krummacher!! Ihre Stute scheint Leibweh zu haben!! Kitzeln Sie die Kanaille 'mal mit den Sporen, aber so, daß das Blut herausläuft: Mit einem Gaul kann man nicht sprechen wie zu einer jungen Dame mit elf Unterröcken und einem Sonnenschirm! —kadron! Im abgekürzten Tempo: Teeraab! —kadron! Galopp — marsch! Heidi! Heidi! Heidi!“

Man meint vielleicht, diese Rede sei sehr lang und enthielte Widersprüche? Gott bewahre — die Rede ist sehr kurz für die Redeverhältnisse des Rittmeisters Prächtig, und beim Einreiten von Pferden gilt die Jesuitenmoral. Da schwört man erst, es müsse so gemacht werden, und bei Arreststrafe nicht anders; drei Minuten später lacht man die Leute aus, daß sie so dumm waren und es glaubten, und flucht und schwört geradezu scheußlich auf das direkte Gegenteil.

Prächtig beschäftigte sich noch eine Weile mit verschiedenen Dragonern, sagte ihnen Angenehmes und Unangenehmes und wandte sich dann endlich wieder zu Unteroffizier Gans.

Er äußerte, Unteroffizier Gans schiene seine Beine zu verlieren, drückte auch sein Erstaunen darüber aus, wie

Unteroffizier Gans ohne dieselben zurecht käme, da sie doch beim Sitzen, namentlich beim Sitzen auf dem Sattel unentbehrlich seien. Da nun Fritz mit dem besten Willen seines Rittmeisters Mahnungen, behufs Zurückschraubung in Rede stehender Körperteile, nicht Folge leisten konnte, so kommandierte Prächtig: „—kadron, haaalt! — So, Unteroffizier Gans, reiten Sie 'mal in die Bahn."

Fritz mühte sich verzweifelt ab, sein vierjähriges Remontetier, welches jedenfalls eine Degradation darin erblickte, daß es aus Reihe und Glied heraus sollte, in die Bahn zu lenken. Die Bahn-du jour mußte es am Zügel greifen und vor den Rittmeister führen, der mit seiner Peitsche genau auf dem Flecke stand, wo sich die Diagonalen, die man aus zwei Ecken der Bahn nach den quer gegenüber liegenden gezogen, gekreuzt hätten.

Prächtig lächelte Fritz an, ging um ihn herum, wobei er ihm allerlei Interessantes in Bezug auf seine Hosen erzählte. Fritz schwieg und dachte an sein armes Hannchen, das nun wohl ohne Gnade und Erbarmen seinen Geburtstag allein feiern mußte; denn nachdem er Gegenstand so besonderer Aufmerksamkeit seines Rittmeisters geworden, wäre es Wahnsinn gewesen, an Bewilligung seines Urlaubs zu denken, auf denselben noch zu hoffen.

Prächtig hatte einen scharfen Blick; er that sich auch ungemein viel auf denselben zu Gute. „Sie haben nicht Ihre eigenen Hosen an," sagte er.

Fritz schwieg.

„Nicht wahr, Ihre eigenen Hosen sind es nicht?"

„Nein, Herr Rittmeister."

Fritz war sehr wehmütig ums Herz, dem Unteroffizier Schneider aber gar nicht, ebensowenig den übrigen Unteroffizieren und Gefreiten der ersten Remonte-Abteilung — sie amusierten sich königlich.

Prächtig sann auf eine ganz exemplarische Strafe.

In einer Schwadron, wo alles so geht, wie es gehen soll, hat jeder Mann seine ihm zugewiesenen Sachen: sein Pferd, sein Bett, seinen Rock, seine Hosen, seinen Helm, seinen Säbel. Was sollte wohl daraus entstehen, wenn der Soldat anfangen wollte, die königlichen Dienstutensilien nach Belieben zu benutzen, wie es ihm gefiele und wie sie ihm unter die Hände gerieten? Unter den Soldaten ist Neigung hierzu vorhanden; sie muß ausgerottet, unterdrückt werden — dagegen könnte höchstens ein Kommunist Einwendungen erheben. Rittmeister Prächtig hielt es für einen Teil seiner Aufgabe als Offizier, darauf zu achten, daß Unordnungen der hier in Rede stehenden Art nie sich breit machten und, wenn es doch geschah, den Missethäter auf das schwerste büßen zu lassen. Er hatte es einmal erlebt, daß ein Dragoner den Säbel seines krank im Lazarett liegenden Kameraden umgeschnallt und sich so zum Dienste eingefunden hatte. Diesen Sünder verdonnerte er zu strengem Arrest, und der Schwadron hielt er eine Rede, deren Hauptinhalt in den Worten gipfelte, sie sei zu einer Bürger- und Schützengarde herabgesunken: in denen Schuster und Schneider Soldaten spielten, ihren Obern nicht gehorchten, aus dem Glied liefen, um bei den Marketendern Schnaps und Würstchen zu verzehren; denen die Uniform um den Bauch hinge, wie einer mageren Kuh das Fell um die Knochen, und die Säbelgurtschnalle vorn überm zweiten Knopf unter der Halsbinde und hinten an den Kniekehlen säße. Beehrte er jemand mit den Titel: „Bürgergardist“, so war das so gut, wie wenn dieser Jemand bereits drei Tage im Kasten gebrummt hätte.

Alles das fiel dem unglücklichen Fritz Gans ein, der so gerne sein Hannchen zu ihrem Geburtstage besuchen wollte und dem, wenn er nicht fort durfte aus der Stadt, eine der wenigen Lebensfreuden, die so arme Menschen wie er, haben, geraubt worden wäre. Er malte sich schon das

Schlimmste aus: wie er im Loche auf der harten Pritsche liege, Thränen im Auge, indessen Hannchen vergeblich nach ihm ausluge und dito vergebens eine halbe Meile weit auf der Landstraße entgegenlaufe.

„Steigen Sie 'mal ab, Herr Sonntagsreiter," sagte Prächtig.

Fritz kletterte förmlich aus dem Sattel; denn die viel zu langen und viel zu weiten Hosen behinderten ihn, und er wäre beinahe mit ihnen hinten am Sattelbügel festgehakt. Da stand er nun, ein Jammerbild. Des Rittmeisters Gesicht rötete sich. Die Bahn-du jour hätte gerne laut aufgelacht. Die anderen auf den Pferden kicherten leise.

„Bürgergardist," sagte Prächtig. „Kehrt!"

Fritz mußte sich umdrehen. Prächtig untersuchte, um wie viel ihm die Hosen zu weit waren, indem er das Überschüssige mit der Hand zusammenfaltete. Fritz schämte sich entsetzlich.

„Bürgergardist!" sagte Prächtig noch einmal. „Front! — Also Ihnen gehört das Beinkleid nicht? Nun, es klingt wahrscheinlich. Wem gehört es denn?"

„Dem Dragoner Biegelbein."

„So, dem Dragoner Biegelbein — hm. Und wo ist Ihres?"

„Herr Rittmeister —!"

Schön — weiß alles. Habe ja famose Unteroffiziere, die ihre Sachen verschleudern, verlieren — vielleicht gar verkaufen — und nun mit denen andrer Leute zum Dienst kommen, ihren Vorgesetzten betrügen wollen, ihm verheimlichen, daß etwas fehlt. Natürlich, in den beiden Säcken da können Sie nicht reiten. Aber warten Sie, Sie Bürgergardiste — fassen Sie Ihr Pferd am Zügel und treten Sie in die Abteilung zurück. Sie werden Ihr Pferd führen, Marsch!"

Was blieb dem gedemütigten Fritz übrig als zu ge-

horchen. „O Biegelbein!“ dachte er nur. Er trat in die Abteilung zurück.

„—kadron, Marsch,“ kommandierte Prächtig. Er hatte nun nicht gerade die Absicht, den Unteroffizier Gans zu hetzen wie ein Pferd, aber er wollte es ihm doch recht kräftig zur Erkenntnis bringen, wie verworfen er sei, wenn er eine ihm nicht gehörige Montur anlege und in so skandalösem Aufzuge in die Bahn komme. Ja, es juckte ihn sogar, den Missethäter ein wenig traben zu sehn; aber er that es lieber nicht. Es wäre doch zu schimpflich gewesen für einen Unteroffizier und ging dem Manne zu sehr an seine Ehre. Fritz ärgerte sich schon genug, man merkte es ihm deutlich an, und wenn Rittmeister gedachte Flüche wirklich hören könnten — sie behaupten es nämlich zuweilen, um die Mannschaften einzuschüchtern — würde Rittmeister Prächtig Verwünschungen vernommen haben, die ihm wenig angenehm gewesen.

Das Tier, welches Fritz in der ersten Remonte-Abteilung zugeteilt war, schien der Ansicht zu sein, sein Reiter gehöre auf seinen Rücken, nicht zu Fuß neben ihm und fing an, energisch seine Unzufriedenheit hierüber kund zu geben, damit es zu seinem Rechte komme. Der Gaul machte nicht einen ruhigen Schritt, sondern sprang, bäumte sich und schlug hinten aus, daß Fritz kaum im stande war, es zu halten und Gefahr lief, von dem dummen Pferde gebissen, gestoßen, geschlagen oder getreten zu werden. Der Rittmeister schrie; Fritz perlten die dicken Schweißtropfen von der Stirn; die wild gewordene Kreatur setzte sich bei einem besonders lauten Worte vor Schrecken mit den Vorderbeinen so hoch in die Luft, daß Fritz mit in die Höhe gezogen ward. Da, kracks, rissen zwei Knöpfe seines Hosenträgers und Biegelbeins Unaussprechlichen sanken ihm an den Beinen hinunter, so, daß es aussah als stecke er in zwei zusammengedrückten Cylinderhüten. — Prächtig ließ halten und trat auf den Unteroffizier zu.

„Was zum Teufel!" rief er. „Sie haben ja gar zwei Hosen an — die Geschichte wird immer besser. Nanu ziehn Sie das Monstrum nur ab."

Fritz leistete dem Befehle möglichst schnell Folge. Prächtig hob das Monstrum auf, beschaute es auswendig und inwendig und sagte: „Dem Biegelbein gehört das Ding — — der Biegelbein ist ein höchst unsauberer Kerl. Bahn-du jour, holen Sie 'mal den Biegelbein; wollen der Sache jetzt auf den Grund kommen."

„Nun sei du bei mir, Gott," betete Fritz. Er erinnerte sich, in welchem Zustande er den langen Dragoner verlassen.

Die Bahn-du jour galoppierte ab — natürlich galoppierte sie nur mit ihren eigenen zwei Beinen —, raste in den Stall Nr. 3 hinein und schrie: „Biegelbein, ist Biegelbein da — soll augenblicklich zum Herrn Rittmeister kommen!"

„Wer brüllt denn so unanständig, selbst wenn der Herr Rittmeister ihm etwas aufträgt?" erkundigte sich eine barsche Stimme, die dem Wachtmeister gehörte. — Die Bahn-du jour stellte sich vorschriftsmäßig vor den wichtigen Mann hin und wiederholte das Verlangen Prächtigs nach dem Dragoner Biegelbein.

„Biegelbein!" brüllte der Wachtmeister.

„Hier!" antwortete ein kläglicher Ton.

„Hier — was heißt hier? Komme vor!"

Wer aber nicht vorkam, das war der Gerufene.

„Zum Teufel! Ich will dir Beine machen!" schwur der Wachtmeister und schritt schnell nach Biegelbeins Stand hin, wo der Unglückselige, halb hinter seinem Pferd versteckt, mit einer Miene zum Erbarmen, über den Rücken seines Gaules hervorlugte.

„Na, was stehst du noch? Hast du nicht gehört?"

„Zu Befehl."

„Also — — Herre Jesus! Der Mensch hat keine

Hosen an? Hast du wirklich keine Hosen an?!" Es waltete keine Möglichkeit eines Irrtums ob. — „Weißt du nicht, daß ihr euch nicht umziehn sollt im Stalle?" Na, schnell an mit — — was?"

„Herr Wachtmeister, sie ist weg!" platzte es aus Biegelbeins geängstigter Seele hervor.

Der Wachtmeister holte den Dragoner gewaltsam aus dem Stand heraus und fragte ernst, wie er dazu käme, sich halbnackt im Stalle herumzutreiben. Biegelbein wollte zu erzählen oder richtiger hervorzustottern beginnen, als die Bahn=du jour sich erlaubte, zu bemerken: „Herr Wachtmeister, es ist wegen die Hose, Unteroffizier Gans hat sie an."

„Na, denn hin zum Herrn Rittmeister, wie du da bist, ganz egal!" Und er faßte Biegelbein beim Kragen, wobei er allerdings ziemlich hoch hinauffassen mußte, und brachte den vor Frost mit den Zähnen Klappernden schiebend und stoßend vor Prächtig.

„Ist das Seine Hose!" schnaubte der Rittmeister ihn an, mit dem Zeigefinger auf das Monstrum deutend, das auf der Erde lag.

„Zu Befehl!"

Der Rittmeister hatte bereits von Fritz gehört, was für eine Verwechslung vorgefallen sei; er begriff und glaubte aber keine Verwechslung.

„Ziehe sie an — — Biegelbein heißt du?"

„Zu Befehl!"

„Wachtmeister!"

„Herr Rittmeister!"

„Biegelbein ist ein dreckiger Kerl!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!"

„Soll seine Sachen sauberer halten."

„Zu Befehl!"

„Wer hat ihn im Beritt?"

„Unteroffizier Gans."

„Unteroffizier Gans hat alle schmutzigen Leute im Beritt! Biegelbein — wo sind des Unteroffiziers Hosen?

„Ich weiß nicht, Herr Rittmeister.“

„So, Er weiß nicht? Ich meine, Er hätte sie angehabt!“

„Ja — aber beim Ausziehen sind sie mir fortgenommen worden.“

„Von wem?“

„Ich weiß nicht, Herr Rittmeister!“

„Wie kann man das nicht wissen?“

„Es war im Stall.“

„Im Stall — — wie können im Stall Hosen fortkommen?“

„Die Unteroffiziere waren beim Rapport. Ich sollte Unteroffizier Gans seine Hose wieder ausziehen, da riß sie mir jemand aus der Hand — und ich konnte sie doch mit meinen nackten Beinen nicht suchen.“ Biegelbein wunderte sich selber über eine so fließende Rede aus seinem eigenen Munde.

„So — nicht suchen mit den nackten Beinchen? Verheimlichen wolltest du die Geschichte; deshalb hast du nicht gesucht! Ich kenne euch, ihr — —! Jetzt machen Sie mir begreiflich, wie Sie mit Ihren langen Beinen in die Hosen von dem Unteroffizier da hineinklettern konnten?“

„Ich meinte, es wären meine Tuchhosen.“

„Sind die so eng?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Hat der Biegelbein so enge Tuchhosen?“ wandte Prächtig sich an den Wachtmeister.

„Gehörten vermutlich einem Einjährigen, Herr Rittmeister.“

Prächtig sagt, die Freiwilligen steckten hinter jeder Geschichte; der Teufel solle sie holen.

„Hattest du sie von einem Einjährigen?“

„Zu Be — —.“

„Wie heißt er?“

„Conrad, Herr —.“

„Conrad — richtig, das ist der mit dem vielen Urlaub. Möchte ihn auch sehn, du könntest gelogen haben. Nun, Wachtmeister!“

„Herr Rittmeister, es —.“

„Nee, bitte — keine Rederei, wenn ich etwas wünsche. Holen Sie den Einjährigen Conrad.“

„Herr Ritt —!“

„Wachtmeister, hähä — ich will nicht hoffen, daß Sie ihm auf eigene Faust Urlaub gegeben haben! Der Einjährige Conrad —“

„Ist längst entlassen.“

„Hätten Sie auch gleich sagen können,“ meint Prächtig.

Während diese Worte getauscht werden, vergehen die Unbeteiligten beinahe vor Vergnügen. Die halbe Schwadron drängt sich an der Bahnthür zusammen, um doch auch etwas von der pikanten Scene aufzuschnappen.

Biegelbein hat seine Hosen noch immer nicht angezogen; er hält sie unter dem Arm. Das Verhör wendet sich wieder auf die verschwundene Unteroffiziershose. Schneemann wird citiert (er muß erst aus der Kaserne geholt werden), beteuert aber seine Unschuld; hingegen klagt er Unteroffizier Hülses Beritt an. Die Sache entwickelt sich zu immer gewaltigeren Dimensionen. Unteroffizier Hülse tritt für seine Leute ein: wären alle schon langgediente, vernünftige Männer; er, für sein Teil, hätte sich übrigens beim Rapport befunden, als der Fall sich ereignet haben sollte. Im Herzen verspricht er Schneemann eine gehörige Portion Keile für die Verleumdung seines Beritts. Die einzelnen Individuen aus letzterem müssen vor: sie lehnen sämtlich irgendwelche Verantwortlichkeit ab und versichern, der Dragoner Schneemann habe sich getäuscht, sie hätten nirgends eine Hose fliegen sehn, wüßten auch nicht, wie

das möglich sei. Prächtig wird ärgerlich; er läßt den ganzen Stall antreten — der ganze Stall schwört, daß er weder etwas gesehn, noch gehört, noch gerochen habe. Prächtig erklärt im Kommandotone: Wer da behaupte, Kavalleriehosen könnten verschwinden, käme ins Loch; es verschwände gar nichts von dieser Welt.

Der Fall erregt ihn, und er wird zornig. Er will Licht in die Sache bringen, und sie wird, je mehr er sich bemüht, sie aufzuklären, desto geheimnisvoller. Kein Rittmeister würde sich das gefallen lassen. Er nimmt seine Zuflucht zum Anschreien; er schreit Fritz an, der trotzig schweigt; er schreit Biegelbein an, der vor Furcht, auf der Stelle in Arrest zu kommen, ebenfalls schweigt; er schreit die Remonte-Abteilung an und jagt sie aus der Bahn.

Der Wachtmeister schlägt vor, jemand in den Stall zu schicken und dort nach dem corpus delicti suchen zu lassen, natürlich unter Aufsicht. Prächtig sagt dem Wachtmeister, er solle selber gehn. Der Wachtmeister geht, und der Rittmeister beginnt wieder den Unteroffizier Fritz und den Dragoner Biegelbein zu pressen und zu drücken und zu quetschen — (was natürlich nur bildlich zu nehmen ist, nicht wörtlich; — denn den humanen Bestimmungen der Neuzeit zufolge darf auch beim Militär die Folter nicht mehr in Anwendung gebracht werden) — aber ohne daß das Preß-, Druck- und Quetschresultat in Anderem als dem bereits Herausgepreßten, -gedrückten und -gequetschten besteht.

Lieutenant Elmsheim hat die dritte Abteilung reiten zu lassen. Lieutenant Elmsheim ist ein gutmütiges, harmloses, junges Blut von keinen zwanzig Jahren. Er fürchtet sich zu verspäten und schlägt darum einen Richtweg ein, der über verschiedene Misthaufen von hinten in die Ställe führt. An den Misthaufen, über die er hinweg zu steigen sucht, ohne seine blankgeputzten Stiefel schmutzig

zu machen, hält ein Mistwagen, und zwei Knechte sind damit beschäftigt, den Dung aufzuladen — oder vielmehr, sie sollten damit beschäftigt sein, denn sie halten statt ihren großen Gabeln eine Hose in der Hand, die sie von allen Seiten besehen und über deren Niederlassung auf dem Misthaufen sie sich höchlichst verwundern. Das Beinkleid ist noch fast neu. Ob man Ansteckung davon fürchtete und es deshalb weg warf? Die beiden Knechte scheinen sich dem Urteil zuzuneigen, daß es auf alle Fälle praktisch sei, durch Gebrauch zu erproben, was es für eine besondere, eventuelle Bewandtnis mit dem äußerst tauglichen Beinkleid habe. Lieutenant Elmsheim weiß keinen Grund, weshalb er sich einmischen solle. Ein Lieutenant ist nicht auf der Welt, um überall, wo etwas lebendes oder totes Militärisches ihm aufstößt, Verdacht zu schöpfen und Dienstwidriges zu wittern. Dafür existiert das Institut der Wachtmeister. Er passiert die Knechte und lenkt seine Schritte der Reitbahn zu, wo angekommen, er sich beim Schwadronschef meldet und wo er sich dann bei jemand erkundigt, warum der lange Biegelbein mit nackten Beinen dastehe und seine Hose unter den Armen halte.

Prächtig vernimmt es, wie er das fragt und erzählt ihm die Geschichte, wobei er voraussetzt, daß Elmsheim gleich ihm ungemeine Entrüstung an den Tag legen werde. Elmsheim schüttelt aber den Kopf und lächelt.

„Erlauben Herr Rittmeister mir, mich auf einige Augenblicke zu entfernen?“

„Nun, gehört mir der auch noch zum Komplott!“ ruft Prächtig scherzend. „Bitte, Herr Lieutenant gehen Sie nur.“

Elmsheim lenkt seine Schritte eilig nach dem Misthaufen zurück, und findet die beiden Knechte jetzt in Streit darüber, wem das in vollster Bedeutung des Worts aufgegabelte Objekt als Eigentum zufallen solle.

„He — ihr! Hängt mir die Hose da 'mal auf die Spitze meiner Säbelscheide!“ befiehlt er.

Die Knechte starren ihn an. Es dauert einige Zeit, ehe sie sich klar gemacht, was der Offizier will und thun auf seine erneute Forderung zwar wie er geheißen, doch ohne den Zweck und den Sinn hiervon verstanden zu haben; dafür sind sie eben Mistknechte. Nachdem der junge Lieutenant aus ihrem Gesichtskreise verschwunden, beginnt ihnen die Ahnung aufzudämmern, daß sie nun nicht mehr nötig haben, sich um die Hose zu zanken; — zur Gewißheit wird es ihnen aber erst ein gut Teil später.

Der Wachtmeister hat dem Rittmeister soeben gemeldet, die Angaben sowohl des Unteroffiziers Gans wie diejenigen des Dragoners Biegelbein beruhten wahrscheinlich auf Lügen, weil von der Reithose auch nicht die Spur zu erblicken gewesen (— wir sind nicht imstande, dem Leser etwaige Zweifel darüber, was der Wachtmeister sich unter der Spur einer Hose dachte, durch eine sichere Angabe zu zerstreuen — — — vermutlich bewegte er sich in dem Irrtume, daß Kavalleriereithosen abfärben —): als von der andern Seite Lieutenant Elmsheim anzog und triumphierend den verschwundenen Schatz präsentierte, indem er ihn auf seiner Degenscheide hin- und herwehen ließ. Allgemeine Überraschung und Spannung.

„Ist sie das?“ fragte Elmsheim.

„Ja, das ist sie!“ rief Fritz und streckte die Hand nach ihr aus.

„Nicht so eilig — sie hat auf dem Miste gelegen.“

„Auf dem Mist?“ wiederholte Prächtig.

Der Lieutenant bestätigte die Thatsache noch einmal und fügte hinzu: „Hinter dem Stalle Nr. 3.“

Prächtig setzte sein Haupt heftig in die Bewegung, welche Staunen andeuten soll. Dann brauste er gegen

Biegelbein los: augenblicklich zu gestehen, wie eines — seines — Unteroffiziers Hose auf den Mist käme.

„Hinter dem Stall Nr. 3," ergänzte der Lieutenant, der dies wahrscheinlich für nötig hielt.

„Hinter dem Stall Nr. 3," wiederholte der Rittmeister, als ob dadurch das Respektsverbrechen noch größer würde.

„Schneemann hat's gethan," behauptete Biegelbein abermals.

Der Wachtmeister mischte sich ein und bat um die Erlaubnis, den Schneemann einmal nach seiner Manier fragen zu dürfen.

„Meinetwegen."

Der Wachtmeister nahm Schneemann in eine unbelauschte Ecke und befragte ihn ohne Zeugen nach seiner Manier. Dieses Verhör dauerte nicht lange; Schneemann ging mit sehr roten Backen zu den Kameraden zurück, wurde grob, als sich einige teilnahmsvoll darnach erkundigten, was er im Gesicht habe, und schickte Verschiedene aus Unteroffizier Hülses Beritt in dieselbe unbelauschte Ecke, aus der sie mit genau so roten Backen wie er wieder zurückkehrten. Die unabkömmliche Beschäftigung des Wachtmeisters benutzte Hülse wiederum, um Schneemann zu einem Zwiegespräch einzuladen; es wurde hinter der Stallthür geführt und zwar laut genug, daß einige klatschende Töne bis an die Ohren der vor der Bahn sich aufhaltenden Dragoner drangen. Wir können außerdem noch verraten, daß Hülse der alleinig Sprechende, Schneemann aber der alleinig Gesprochene war.

Es hat seine Richtigkeit, Herr Rittmeister. Die Leute im Stalle Nr. 3, der Schneemann an der Spitze, haben dem Biegelbein die Hose weggenommen, Fangeball mit ihr gespielt und sie zuletzt auf den Mist geschmissen," so meldete der Wachtmeister das Ergebnis seines Privatverhörs.

„So — wer sind die Kerle?"

Der Wachtmeister nannte sie.

„Gut. Der Schneemann hat achtundvierzig Stunden Mittelarrest, weil er die Geschichte angestiftet und Rädelsführer gewesen; die übrigen erhalten jeder drei Strafwachen und bekommen an drei Sonntagen hintereinander keinen Urlaub."

„Zu Befehl."

„Ja — und was soll ich nun mit euch machen, namentlich mit Ihnen, Unteroffizier Gans? Statt sich zu melden und anzugeben, was Ihnen passiert ist, kommen Sie in unordentlichstem Zustande zum Dienste. Werde mir's überlegen. Treten Sie ab, beide, Sie und der Biegelbein, der schmierige Mensch."

Fritz nahm von der Säbelscheide des Lieutenants seine Hose herunter, die Elmsheim zu eigener Belustigung unermüdlich hatte hin und her tanzen lassen, schritt Biegelbein nach, aus der Bahn hinaus und schlug ihm draußen die ledernen Unaussprechlichen dreimal mit gewaltigem Schwunge um die Ohren. Biegelbein fühlte, was er verdient und schwieg.

Der Wachtmeister jagte die Bahn-du jour, für welches Institut wir bereits weiter oben eine Erklärung gaben, aus der Bahn hinaus, und die beiden Offiziere befanden sich mit ihm allein im Reitschuppen.

Prächtig fing an zu grinsen, der Wachtmeister grinste ebenfalls — — Elmsheim hatte schon längst gelacht. Nachdem sie sich ausgegrinst, sagte Prächtig: „Ja — ohne Strafe können wir sie doch nicht lassen, das ginge wohl nicht."

Der Wachtmeister fühlte ein menschliches Rühren, meinte, im Grunde sei der Unteroffizier fast unschuldig an der ganzen Affaire und ihm sowohl wie Biegelbein könne man die erduldete Angst als Strafe anrechnen.

„Kinder — wir sind Soldaten, und bei Soldaten ist

alle Gutmütigkeit vom Übel. In solchem Zustande zum Dienst zu erscheinen! Nein — Wachtmeister, schreiben —"

„He — wollen Sie wohl da weg!" rief draußen an der Bahnthür jemand.

„Nee, ich muß zu dem Lieutenant da," antwortete eine grobe Stimme.

Der Rittmeister und der Lieutenant sahen sich nach dem Bahneingange um. Ersterer ward in seiner Rede unterbrochen, letzterer schritt nach dem Bahneingange hin; denn er hatte einen der beiden mistfahrenden Knechte erkannt, der ein Papier in der Hand hielt und ihm zuwinkte.

„Was wünschen Sie?

„Hier diesen Brief habe ich gefunden; er ist wohl aus der Hose gefallen, die Sie geholt haben."

„Geben Sie den Brief an — nein, halt, geben Sie mir den Brief. — Nun was wollen Sie noch?"

Der Knecht deutete einige Gründe an, die ihn zum Empfange eines Trinkgeldes berechtigten. Elmsheim gab ihm eine Kleinigkeit zum Teilen mit seinem Kameraden und kommandierte dann: „Kehrt — marsch!"

Prächtig war neugierig. „Was haben Sie da, Lieutenant von Elmsheim?"

„Einen Brief, der dem Unteroffizier Gans gehört und aus der Unglückshose herausgefallen ist."

„Geben Sie das Skriptum dem Wachtmeister, der mag es ausliefern."

Elmsheim hatte es nicht für verboten gehalten, einige Blick in das offene Schreiben zu thun.

„Ach," rief er, „der arme Kerl."

„Was, der arme Kerl?"

„Er ist seit zwei Jahren nicht daheim gewesen — seit zwei Jahren! und nun bittet ihn seine Braut, Urlaub zu nehmen, um ihren Geburtstag mit ihm zusammen zu feiern. Da passierte ihm nun diese dumme Geschichte."

„Hat beim Rapport heute um Urlaub gebeten — drei

Tage, von Freitag Abend bis Dienstag früh," teilt der Wachtmeister mit.

„Herr Rittmeister!" sagt der junge Lieutenant. Ich bitte um drei Tage Urlaub für den Unteroffizier Friedrich Gans." Dabei hat er sich stramm militärisch hingestellt, die rechte Hand an der Mütze und sein frisches Auge lacht so freundlich.

Prächtig weiß vor Erstaunen nicht, was er sagen soll. Endlich sagt er: „Aber Herr Lieutenant von Elmsheim — äää — — wie darf ich — —." Er entfernt des Offiziers Hand sanft von dessen Mütze und brummt dabei einige Laute, deren Sinn bedeutet: „Das ist ja gar nicht nötig — nämlich, daß Sie so dienstlich dastehn."

„Ich bitte," sagt Elmsheim noch einmal. „Mir zu Gefallen."

„Sie sind ein sonderbarer Lieutenant," meint Prächtig, und er hat auch ganz recht. Alle Lieutenants sind nicht wie unser Elmsheim, im Gegenteil, sogar die wenigsten; aber es giebt doch noch solche, gottlob. Der Rittmeister befindet sich in Verlegenheit. „Aber um des Himmels willen; auch noch Urlaub soll ich ihm geben dafür, daß er mit Hosen zum Reiten kommt, die ihm nicht gehören!"

„Er hat's ja nicht böse gemeint."

„Böse gemeint oder nicht — wäre auch noch besser, wenn er direkt arge Absichten gehabt, die ich unnachsichtlich mit Arrest zu bestrafen pflege. Ach — — was denken Sie denn, Wachtmeister?"

„Hat seit zwei Jahren keinen Urlaub gehabt und sich ordentlich geführt. Wir könnten ihn wohl entbehren auf —"

„Ja, ihr steckt alle unter einer Decke und ihr könnt wohl so sagen. Ich jedoch muß an viele Dinge denken. Wenn nun zum Beispiel für Sonnabend Regimentsexerzieren angesetzt wird?"

„Sind Unteroffiziere genug da."

„Darf nicht, Kinder, darf nicht — er muß seine Strafe haben so gut wie jeder andere sie bekommen hätte.“ — —

„Zweite Abteilung Remonte — 'reinführen!“ ruft der Wachtmeister bärbeißig, indem er die Bahn verläßt. „Unteroffizier Gans!“

„Hier!“ — Gans, der jetzt seine Reithosen angezogen hat, stellt sich stramm vor seinen Vorgesetzten hin.

„Sie haben die drei Tage,“ sagt der Wachtmeister finster; denn das ist so eine Art. „Kehrt!“

„O, du armer Fritz! Das Herz hat dir brechen wollen in jenem Augenblick; du hast es später oft genug selber gesagt. Drei Tage Arrest! Anderes können die drei Tage nicht bedeuten. Das Wort Arrest pflegt der Wachtmeister sich überhaupt immer zu sparen. Mit Thränen in den Augen, schwer seufzend, wendet er sich nach dem Stalle Nr. 3, wo sich hoffentlich etwas bietet, an dem er seinen gerechten Unmut auslassen kann. An ihm vorüber aber rasselt Lieutenant von Elmsheim in eleganter Uniform; er ruft einen Kameraden an — denn, in Folge der Hosenepisode, hat er noch eine halbe Stunde Zeit, bis sein Dienst ruft, und will in der nahe gelegenen Konditorei eine Tasse Chokolade trinken. Sein Blick streift Fritz; er lächelt ihm zu.

Ja, er ist ein Herr geworden in dieser Welt; er kommandiert, und viel, viel Ältere als er, gehorchen ihm; aber er ist auch reicher Leute Sohn und Fritz nur armer Eltern Kind, die eigentlich gar keine Kinder zu haben brauchten. Ja — wenn dem Lieutenant die Verwechslung passiert, dann hätten Sie alle gelacht, die Herren Offiziere und viel Sekt getrunken auf den Spaß; den armen Unteroffizier aber schicken sie in Arrest.

So, und wohl nicht viel anders, mag unser Fritz gedacht haben.

„Na, tröste dich nur. Es sind noch lange nicht alle ins Loch gekommen, die der Alte dazu verdonnert hat.

Bleibt's aber dabei, mußt du doch hinein, dann steckst du dir eine Flasche Schnaps in den Rock — ich zeige dir schon wie man das macht — säufst dich voll und verschläfst einen Tag nach dem andern." Das sprach der Unteroffizier Schneider, der ein sehr gefühlvolles Herz hatte. Sich in Schnaps betrinken, vielleicht gerade, wenn Hannchen ihn erwartet — —!

„Lassen Sie mich in Ruhe und scheren Sie sich zum Teufel," schnaubt Fritz ihn ingrimmig an und wendet sich ab. Er geht zu seinem Pferd.

Wir haben Freitag. Eben ist der Nachmittagsdienst vorüber und die Schwadron entlassen. Die Leute entfernen sich unter lauten Gesprächen. Mitten auf dem Kasernenplatze steht Lieutenant von Elmsheim mit dem Wachtmeister.

„Unteroffizier Gans!" ruft letzterer.

„Herr Wachtmeister!"

„Sie wissen doch, daß Sie drei Tage haben?"

Der arme Fritz weiß es wohl.

„Der Herr Lieutenant hat Ihnen was zu sagen," damit geht der Wachtmeister fort.

Elmsheim fängt an, freundlich mit Fritz zu sprechen. Fritz ist entzückt von dem Lieutenant und versöhnt sich mit allen Lieutenants überhaupt.

Von Kartoffeldorf nach Schnellsen führt ein Landweg. Das Wetter ist schlecht und der Weg feucht. Ein junges Frauenzimmer geht langsam nach Schnellsen zu. Sie hat ein Tuch über den Kopf geschlagen. Gestern schon machte sie denselben Weg.

„Ob er kommt," denkt das Mädchen. „Geschrieben hat er nicht — also. Der Pächter hat mir auch gesagt, daß es bei der Kavallerie so leicht keinen Urlaub gäbe,

namentlich nicht wegen eines Frauenzimmer-Geburtstages. Aber möglich ist es doch." Sie wandert weiter.

„Wenn er heute Morgen um vier auf der Station ankam, so muß er nun hier sein — wenigstens bald — — nein, die Freude! Wenn der Rittmeister gewußt, wie ich mich freuen würde, er hätte ihn gewiß fortgelassen."

Ein Wagen kommt ihr entgegen. Sie kennt den Kutscher.

„Johann! Haben Sie einen Dragonerunteroffizier unterwegs gesehen?"

„Nein, Fräulein."

„Auch auf der Station nicht?"

„Da habe ich nicht darauf geachtet."

„Ich danke Ihnen."

„Adieu Fräulein."

Vor Schnellsen macht der Weg eine Biegung; vor dieser Biegung steht ein dicker Baum. Das Mädchen sieht wieder einen Wagen, aber nur halb; er hält an der Biegung an und rollt dann weiter. Sie fragt auch diesen Kutscher aus. Er will nicht einmal wissen, daß Dragonerunteroffiziere auf der Welt existieren. Sie geht weiter; sie passiert die Biegung, wandert weiter, nach Schnellsen hinein und starrt lange die Chaussee hinunter, die nach der Station führt. Darauf bindet sie sich ihr Tuch fester, da der Wind kälter wird und wendet sich um zum Heimmarsch.

Und auf dem Heimmarsche findet sie an der Biegung, auf einem Steine sitzend, eine Pfeife im Munde, seinen Rücken an den dicken Baum gelehnt einen kleinen Dragonerunteroffizier, der sie freundlich anlacht und harmlos sagt „Guten Tag, Hannchen," gerade als ob er sie nicht eben geneckt und vor ihr versteckt hätte.

„Fritz!"

Arm in Arm gehen Fritz und Hannchen nach Kartoffeldorf zurück. Hannchens Tuch löst sich; sie bindet es nicht

fester, obgleich der Wind immer unangenehmer wird und sogar schon dicke Tropfen zu fallen begannen; — es ist ihr warm.

Als sie zu Hause sind, strömt der Regen nieder; als sie zu Hause sind, findet Hannchen Zeit, Fritz scheltend zu fragen, warum er sie, wenn auch nur fünf Minuten in Bangen gelassen und sich versteckt, wie sie das erste Mal an dem dicken Baume vorüberging; als sie zu Hause sind, deutet Fritz ihr an, er habe etwas zum Geburtstage mitgebracht, das käme von einem Offizier. Er sucht ihr einzureden, alle Welt wisse, daß ihr Geburtstag sei, der Rittmeister habe ihm sogar einen Gruß an sie aufgetragen, ebenso der freigebige Lieutenant, ihr zu Ehren würde auch heute in der Kaserne gescheuert. Aber Hannchen nennt das alles dummes Zeug, und nun erzählt er ihr die wahre Geschichte von den Hosen, allerdings etwas vorsichtig an verfänglichen Stellen — so schildert er ihr zum Beispiel nicht alle Scenen, welche eine Folge der Hosenverwechslung waren, namentlich jene schließt er aus, wie Biegelbein aussah ohne Unaussprechliche. Hannchen hörte ihm mit Vergnügen zu, als sie aber vernahm, der junge Lieutenant habe in ihren Brief geguckt, geriet sie in höchste Entrüstung.

Ende des zweiten Bändchens.

Humoristische Werke

aus Ph. Reclams Universal-Bibliothek.

Adlersfeld-Ballestrem, Euf. v., Die blonde Ida u. and. Humoresken. 20 Pf.
—, Windbeutel und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
—, Tiere und Menschen. Heitere Geschichten. 20 Pf.
—, Y. Z. 100 und andre Humoresken. 20 Pf.
Anstey, F., Der Mann von Blankley und andere Humoresken. 20 Pf
Balázs, Alexander, Heitere Lebensbilder. Humoresken. 20 Pf.
Bandlow, Heinrich, Ernst Spillbom. Eine heitere Geschichte. 20 Pf.
—, Köster Hemp. 20 Pf.
—, Lustig Tügs. Humoresken. 2 Bde. à 20 Pf.
—, Naturdokter Stremel. 20 Pf.
—, Stratenfegels. Humoristische Geschichten. 5 Bde. à 20 Pf.
Baudissin, Eva Gräfin v., Daheim und Draußen. Humoresken. 20 Pf.
—, Von nah und fern. 20 Pf.
Beaulien, Gertraut von, Großstadt-Originale. 20 Pf. [geschichte. 20 Pf.
Beeker, K. van, Großstädtischer Besuch. Eine kleinstädtische Familien-
Beetschen, Alfr., Flegeljahre der Liebe. 20 Pf.
Berczik, Arpád von, Ehestandsgeschichten u. and. Humoresken. 20 Pf.
—, Bunte Geschichten aus Ungarn. 20 Pf.
Berger, E. L. M., Ehe man Ehemann wird u. and. Humoresken. 20 Pf.
Berges, Amerikana. Humoristische Skizzen aus d. amerikanischen Leben. 5 Bände à 20 Pf. Zus. in 1 Band geb. 1 M. 50 Pf.
Bismarcks Humor. 20 Pf.
Bliß, Paul, Sorgenbrecher. Lustige Geschichten. 20 Pf.
Blumauer, Alois, Virgils Aeneis. Travestie. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Blüthgen, Victor, Gedankengänge eines Junggesellen. 20 Pf.
Bögh, Erik, Humoristische Vorlesungen. 2 Bde. à 20 Pf.
—, Der Theaterkobold. Humoreske. 20 Pf.
Borgfeldt, G., Eine Opernpremiere. — Das verkannte Genie. — In ärztlicher Behandlung. Drei Humoresken. 20 Pf.
Bornstein, A., Der Theaterarzt und andere Humoresken. 20 Pf.
Bötticher, Georg, Alfanzereien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Allerlei Schnick-Schnack. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Neue Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Bunte Reihe. Humoresken. 20 Pf.
—, Schnurrige Kerle und andere Humoresken. 20 Pf.
—, Weiteres Heiteres. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Leichte Ware. Neue Schnurren. 20 Pf.
Brentano, Fritz, Heitere Geschichten. 5 Bde. à 20 Pf. — Zus. in einem Band geb. 1 M. 50 Pf.
Brinckman, John, Kasper-Ohm un ick. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Bürger, G. A., Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Crome-Schwiening, C., Allerhand Humoristische Kleinigkeiten. Novelletten und Skizzen. 20 Pf.
Cronheim, R., Fähnrichsgeschichten. Humoresken. 20 Pf. [20 Pf.
Daudet, A., Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin a. Tarascon.
Degen, A. v., In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten. 20 Pf.
—, Aus dem Militärleben. 4 Bde. à 20 Pf.

Denison, M. A., So'n Mann wie mein Mann. Eine Ehestands-Humoreske. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Detmold, Joh. Herm., Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft. Satiren. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Eckstein, E., Humoresken. 2 Bde. à 20 Pf.
—, Besuch im Carcer. Humoreske. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Eysell-Kilburger, Clara, Brillanten u. andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Fischart, Johann, Die Flohhatz. Humoristisches Gedicht. 20 Pf.
—, Das Jesuiterhütlein. Satirisches Gedicht. 20 Pf.
—, Das glückhafte Schiff von Zürich, nebst dem Schmachspruch und Kehrab und einigen verwandten Gedichten. 20 Pf.
Fließ, Erich, Außer Reih und Glied. Humoresken. 20 Pf.
Fritz (Singer), Briefe eines Junggesellen. 20 Pf.
—, Toren und Törinnen. Kleine Geschichten. 20 Pf.
—, Ein Jahr. Duette aus dem Eheleben. 20 Pf.
Gaudy, Franz Frhr., Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Schülerliebe und andere Humoresken. 20 Pf.
Gerstäcker, Friedrich, Das sonderbare Duell und zwei andere humoristische Erzählungen. 20 Pf.
—, Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Erzählung. 20 Pf.
Groller, Balduin, Aus meinem Briefkasten der Redaktion. 20 Pf.
—, Ganz zufällig und andere humoristische Novellen. 20 Pf.
—, Der olle ehrliche Lehmann und andere Geschichten. 20 Pf.
—, Vom kleinen Rudi. Neue durchgesehene Auflage. Mit dem Bildnis des Verfassers und einer biographischen Einleitung von Max Foges. Nr. 5077. Geb. 60 Pf.
Habberton, John, Helenes Kinderchen. Humoreske. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Anderer Leute Kinder oder Bob und Teddi in der Fremde. 60 Pf. Geb. 1 M.
(Beide vorgenannte Werke in 1 eleg. Ganzlband. mit Goldschn. 2 M.)
—, Frau Marburgs Zwillinge oder Mütterchens Leiden und Freuden. Deutsch v. M. Greif. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Jahn, Ernst Reinh., Humoristische Erzählungen. 20 Pf.
—, Die beiden Engländer. Humoreske. 20 Pf.
Jerrold, Douglas, Frau Kaudels Gardinenpredigten. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Ingoldsby, Thomas, Die Ingoldsby Legenden oder Spaß und Spuk. 20 Pf.
Junggesellenbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. 20 Pf. — Geb. 60 Pf. [Roman. 20 Pf.
Knigge, Adolph Freiherr, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer
Kock, Paul de, Der bucklige Taquinet. Komischer Roman. 40 Pf.
—, Herr Krautkopf sucht seine Frau. Roman. 40 Pf.
Köhler, Br., Dies und Das. Humoresken. 20 Pf.
Krackowizer, Dr., Naturgeschichte des österreichischen Studenten. Gymnasial-Humoresken. 20 Pf.
Kraßnigg, Rudolf, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. Skizzen und Bilder. 20 Pf.
—, Tierleben in der Artillerie-Kaserne. 20 Pf.
Kraus, Oskar, *ΜΕΥΡΙΑΣ*. Die Meyeriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben. 20 Pf.

Kunterbunt. Humor. Allotria in Vers und Prosa. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Lennig, Friedrich, Etwas zum Lachen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Lenz, Philipp, Militärische Humoresken. 5 Bde. à 20 Pf. — Zus. in 1 Band geb. 1 M. 20 Pf.
Lichtenberg, Georg Christ., Ausgewählte Schriften. Herausgegeben und mit Anmerkungen von **Eugen Reichel (Eugen Leyden).** 80 Pf. — Geb. 1 M. 20 Pf.
Liebesbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. 20 Pf. — Geb. 60 Pf. [Geb. 1 M.
Ludwig, Otto, Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Erzählungen. 60 Pf. —
Mark Twain, Ausgewählte Skizzen. 6 Bde. à 20 Pf.
Märzroth, Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Geschichten. 4 Bde. à 20 Pf.
Maurik jun., J. van, Ein Journalistenstreich u. and. Humoresken. 20 Pf.
—, Mein Vortragsabend und andere Humoresken. 20. Pf.
Mehring, Sigmar, Ungebundenes in gebundener Form. Launige Vortragslyrik. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Merth, Volksschullehrers Freud und Leid. 20 Pf.
Mikulitsch, W., Mimis Badereise. 20 Pf.
Müller, Joh. Gottw., Siegfried von Lindenberg. 80 Pf.
Nötel, Louis, Vom Theater. 5 Bde. à 20 Pf.
Pauli, K., Theater-Humoresken. Mit 5 Illustrationen. 20 Pf.
—, Dreizehn und eine Geschichte. Humoresken. 20 Pf.
Pohl, Rob., Peppis Soldat u. and. heitere Bilder u. Geschichten. 20 Pf.
Pötzl, Eduard, Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen. 3 Bde. à 20 Pf. — Alle 3 Bde. mit 8 Abbildungen zus. in 1 Bd. gebunden 1 M.
—, Der Herr v. Nigerl u. and. humor. Skizzen. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Rund um den Stephansturm. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Wien. 1. Bd. Skizzen von E. Pötzl. 2. Bd. Alt-Wiener Studien von C. Hoffmann. 3. Bd. Neues humoristisches Skizzenbuch von E. Pötzl. 3 Bände à 20 Pf.
—, Die Leute von Wien. Neue Folge ausgew. Skizzen. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Hoch vom Kahlenberg. Heitere und ernste Skizzen aus dem Wiener Leben. 3 Bde. à 20 Pf. — Zus. in 1 Band geb. 1 M.
Rákosi, V., Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
—, Wie man sich einen Gatten leiht und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Rechert, Emil, Das Leben ohne Schicksal. Humoristische Novelletten. 20 Pf.
Resa, T., Mein erster Freier und andere Humoresken. 20 Pf.
Ricek-Gerolding, L. G., Gelehrter Zecher goldnes Alphabet. Feuchtfröhliche Studien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Roe, Edwin P., Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. 20 Pf.
Roehl, Freilichtbilder. Humoresken. 20 Pf.
Sailer, Ausgewählte Possen in schwäbischer Mundart. 20 Pf.
Saphir, Meine Memoiren und anderes. 20 Pf.
—, Humoristische Vorlesungen. 3 Bde. à 20 Pf.
—, Humorist.-satir. Novelletten und Bluetten. 40 Pf.
Schlicht, Frhr. von, Militaria. Heitere Soldatengeschichten. 20 Pf.

Schnadahüpfl, Tausend. Gesammelt und mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichnisse und acht Singweisen herausgegeben von **Fritz Gundlach.** 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Schöne, Hermann, Aus den Lehr- und Flegeljahren eines alten Schauspielers. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

—, Theaterluft. Humoresken. 20 Pf.

— Welt und Scheinwelt. Humoresken. 20 Pf.

Schönthan, Franz und Paul von, Kleine Humoresken. 4 Bde. à 20 Pf.

—, **Paul von,** Kindermund. Gesammelte Aussprüche und Szenen aus dem Kinderleben. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.

—, Kinder von heute. Humoristisches aus d. modernen Kinderleben. 20 Pf.

—, Der Kuß. Gereimtes und Ungereimtes über den Kuß. 20 Pf. Geb. 60 Pf.

Schröder, Willem, De Plattdüdsche Sprückwörder-Schatz, d. i. Dusend plattdüdsche Sprückwörders van A — Z, Ostfresische, Oldenborgsche, Hannoversche, Holsteensche, Mecklenbörgische u. A. En spaßig un lehrriek Book för lütje un groote Lühde. 20 Pf.

Schwarzkopf, Gustav, Der Magier und andre Satiren u. Skizzen. 20 Pf.

—, Plattdüdsche Leeder und Döntjes. 20 Pf.

—, **W.** und **A.,** Humoresken. 7 Bde. à 20 Pf. [leben. 20 Pf.

Sienkiewicz, H., Die Dritte. Eine heitere Erzählung aus dem Künstler-

Stell, Lustigi Thurgauer G'schichte. 20 Pf.

—, Studentenrache und andere heitere Geschichten. 20 Pf.

Stenglin, Felix von, In heiterer Laune. Humoresken. 20 Pf.

Sterne, Laurence, Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf. [Geb. 1 M. 50 Pf.

—, Leben und Meinungen des Herrn Tristram Shandy. 1 M. —

Tagebuch eines bösen Buben. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Tann-Bergler, Ottokar, Alt-Wiener Ränke und Schwänke. 20 Pf.

Tewfik, Mehemed, Die Schwänke des Naßr-ed-din und Buadem. 20 Pf.

Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Sozial-Roman. 40 Pf.

Torn, Leo von, Offiziersgeschichten. Humoresken. 3 Bde. à 20 Pf.

Vacano, E. M., Humbug. Eine wunderliche Historie. 20 Pf.

—, Komödianten. Erzählung. 20 Pf.

Velde, C. F. van der, Das Liebhaber-Theater. Humoreske aus dem ersten Zehntel des 19. Jahrhunderts. 20 Pf.

Viola, Max, Die Nadel der Kleopatra u. andere Humoresken. 20 Pf.

Volger, Eduard, Allerhand Dummheiten. 20 Pf.

Webers Demokritos. 1. Bd.: Das Lachen. 2. Bd. Was ist lächerlich? 3. Bd.: Das Weib. 4. Bd. Der Humor. 5. Bd. Der Witz. 6. Bd.: Das Temperament. 7. Bd.: Die Steckenreiterei. — Das Naive und anderes. à Bd. 20 Pf.

Weisflog, Das große Los. In etzlichen anmutigen Historien. 20 Pf.

Weiß, Julian, Von der heiteren Seite. Deutsche Humoresken aus Ungarn. 20 Pf.

Wolzogen, Alfred Freiherr von, Zwei Humoresken. (Die Unke. — Lori.) 20 Pf.

...charia, J. F. Wilh., Der Renommist. 20 Pf.

...fer, Rudolf, Jagdgeschichten. 20 Pf.

...tte, Heinrich, Tantchen Rosmarin. — Das blaue Wunder. 20 Pf

Militärische Humoresken

von

Philipp Lenz.

Drittes Bändchen.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Ein Spazierritt.

Der Einjährig-Freiwillige Klemm war ein Mensch, der vor keinem tollen Streich zurückschreckte. Er hatte bereits einen hohen Ruf deswegen erlangt; und niemand würde es ihm verargt haben, wenn er den Entschluß gefaßt, fortan auf seinen Lorbeern auszuruhn. Ja, gewisse Leute rieten ihm sogar ernstlich dazu, zum Beispiel: Wachtmeister Hinsch und Rittmeister von Berkowitz — allein Herr Klemm vermochte es nicht über sich, seinen Durst nach Heldenthaten ungestillt zu lassen. Es kitzelte ihn sogar, stets möglichst bald nach solchen treuherzigen Ermahnungen, dem Kranze seines Ruhms eine neue schöne Blume hinzuzufügen; und aus seinem eigenen Munde wußte man es, daß ihm die besten Gedanken kämen — was er so beste Gedanken nannte — wenn sein guter Rittmeister ihm väterlich mit einigen Donnerwettern sanft ins Gewissen redete.

Die meisten in der Schwadron trugen bereits wenigstens eine liebevolle Erinnerung an ihn im Herzen, so daß ihm geraten schien, die Langmut seiner Kameraden erst nach einer längeren Pause wieder auf die Probe zu stellen, und es war höchste Zeit, daß neues Material für ihn eintraf: nämlich eine Portion Rekruten, unter denen sich auch vier Freiwillige befanden. Diesen jungen Leuten zeigte er sich sehr bald von seiner edelsten Seite.

Sie hatten, wie dies bei einigen Regimentern Sitte ist, eigene Pferde zu ihrer Equipierung einstellen müssen und bedauerten nichts lebhafter, als daß sie ihre schönen Tiere nur im Dienste reiten durften: täglich eine halbe Stunde auf Decke und Trense, unter dem Kommando des einexer-

zierenden Unteroffiziers, welcher von der sonderbaren Ansicht ausging, daß Reiten niemals ein Vergnügen sein dürfte. Den ganzen übrigen Tag standen ihre Gäule bei den königlichen Dienstpferden im Schwadronsstall und wurden ebenso wie diese verpflegt, geputzt, getränkt, gefüttert und überwacht. Die Herren Einjährigen erblickten hierin eine große Ungerechtigkeit und beklagten sich namentlich bitter darüber, daß es ihnen nicht einmal vergönnt sei, sich auf ihren Rossen an Sonntagen öffentlich zu zeigen.

Es war gerade an einem Sonntage, nachmittags gegen zwei Uhr, als Klemm und die vier neu eingetretenen Freiwilligen — sie hießen: Bock, Blechschmidt, Krille und von Meyersleben — (Isaak von Meyersleben; sein Vater hatte sich den Adel durch seine Verdienste erworben) — in feiner Uniform auf dem Reitplatz vor den Ställen zusammenstanden und über die eben erwähnte Ungerechtigkeit derartig räsonnierten, daß sie eigentlich allesamt die Festung verdient hätten — nur Klemm hörte schweigend zu und beteiligte sich nicht an dem militärischen Verbrechen.

„Kinder,“ sagte er endlich, „so schlimm ist die Sache nicht. Es wird manchmal ein Auge zugedrückt bei der Miliz, und bei euch Neueingestellten nimmt man es nun gar nicht so genau. Geht ruhig zum Wachtmeister, oder schickt einen von euch ab, und bittet um Erlaubnis, eure Gäule spazieren reiten zu dürfen.“

„Ist das wahr — geht das?“ fragten die andern sehr erfreut.

„Natürlich, wenn ich es euch sage. Und macht die Sache nur schnell ab; sonst legt Hinsch sich aufs Ohr zum Nachmittagsschläfchen, und dann ist's für heute verpufft.“

Bock, Blechschmidt, Krille und der Adelige bedankten sich viele tausendmal für den guten Rat; und man kam dann überein, Meyersleben solle dem Wachtmeister auf die Bude rücken, weil Meyersleben von ihnen allen zusammen der Unverschämteste sei — durch welche Anerkennung seiner treff-

lichen Eigenschaften der Bankierssohn sich nicht wenig geschmeichelt fühlte. Siegesgewiß zog er ab. Wenn er die heimliche Grimasse bemerkt, die Klemm ihm nachschnitt, würde er wohl etwas weniger sicher aufgetreten sein.

Hinsch wohnte in der Kaserne; Meyersleben kannte die Thür schon. Er wußte auch, daß der Soldat bei seinem Vorgesetzten eintreten soll, ohne anzuklopfen; aber er klopfte doch an — er hielt es für feiner.

„Herein!“ schrie Hinsch, der sich eben zur Einleitung seines Sonntagsnachmittagsschlafes auf das Sofa gelgt hatte, und Meyersleben präsentierte sich, machte eine Verneigung, lächelte freundlich und wollte eben zu sprechen anfangen, als Hinsch ihn anfuhr: „Wissen Sie nicht, wie Sie sich zu benehmen haben, wenn Sie zu einem Vorgesetzten ins Zimmer kommen? Augenblicklich wieder hinaus! Ohne Anklopfen eingetreten! Dann an der Thür stramm stehen geblieben und nicht eher den Mund aufgethan, bis ich Sie dazu auffordere! Kehrt — marsch!“

„O weh, wie geht's doch bei den Soldaten so grob zu,“ dachte Meyersleben, mußte aber einfach gehorchen. Hinsch sah ihn von oben bis unten an, als er wieder in der Stube stand und fragte dann etwas milder: „Nun, was giebt's?“

„Herr Wachtmeister! Ich wollte Sie gerne um Erlaubnis bitten, ob wir, die Einjährigen Bock, Blechschmidt, Krille und ich, heute Nachmittag auf unseren Pferden ein wenig spazieren reiten dürften.“

Hinsch guckte ihn mit dem Ausdruck der höchsten Verwunderung an und ließ sich das Verlangen wiederholen. „Was!“ schrie er dann, „seid ihr verrückt geworden — marsch hinaus!“ Und dann knüllte er — ohne Rücksicht darauf, daß es ein höchst konservatives Blatt war, das ihm der Rittmeister immer am dritten Tage nach dem Erscheinen gratis zustellte — die Zeitung, die vor ihm auf denr Tische lag, zusammen und warf sie nach dem Einjährigen, dessen Kopf er ohne Frage getroffen haben würde, wenn Herr von

Meyersleben nicht eiligst auf den Flur hinaus retiriert wäre — so aber traf der Papierknäuel nur die Thür. Hinsch starrte noch einen Augenblick nach der leeren Stelle, von welcher der Bittsteller so ungemein affenartig schnell verschwunden war, schüttelte den Kopf, brummte: „Nein — diese Einjährigen! Jedes Jahr werden sie dümmer!" und streckte sich dann auf seinem Sofa aus. Gemütserregungen hielten nicht lange bei ihm nach; er schlief bald ein und träumte davon, die Einjährigen des nächsten Einstellungstermins hätten ihren Pferden die Sättel auf die Bäuche geschnallt und so vorgeführt.

Klemm und die zurückgebliebenen Einjährigen unterhielten sich, während ihr Bote seinen fruchtlosen Gang that, angelegentlichst von den Vorteilen, die es doch mit sich bringe, wenn man in die Geheimnisse des Soldatenlebens bereits eingeweiht sei; und Meyerslebens spezielle Kameraden priesen ihren Unterweiser mit großer Erkenntlichkeit für die Güte, ihnen seine Erfahrungen gewidmet zu haben. Bescheiden lehnte Klemm alles Lob ab und versprach, mit Rat und That, wo er nur dienen könne, bei jeder Gelegenheit wieder zu helfen. Als nun aber von Meyersleben zurückkehrte und höchst ärgerlich seinen Mißerfolg verkündete, sank Klemms Kredit tiefer, als heutzutage Schuldscheine des Türkensultans stehen; ja, von Meyersleben hatte sogar große Lust, Klemm die moralische Verantwortung für die Papierkugel, die ihm der Wachtmeister beinahe an den Kopf geworfen, aufzubürden.

Unser Freund verbiß sein inneres Behagen über den gelungenen kleinen Schabernack, heuchelte ungemeines Erstaunen über den Ausgang der diplomatischen Sendung und erkundigte sich genau nach allen Einzelheiten. Endlich meinte er: „Nehmen Sie's nicht übel, lieber von Meyersleben! Wenn Sie's so dumm anfingen, konnte Ihnen auch gar nichts anderes passieren, als daß der Wachtmeister Sie wegjagte; aber — wir haben dadurch noch nichts verloren.

Holt nur ruhig eure Sättel, meine Herren, laßt sie euren Gäulen auflegen und bewegt sie nach Belieben." Bewegen bedeutet in der militärischen Geheimsprache: den Pferden Bewegung machen, indem man sich auf sie setzt und sie dann ihre vier Beine gebrauchen läßt.

Die anderen schraken heftig vor einem so kühnen Beginnen zurück. „Ohne Erlaubnis! Nein, nein — das thue ich nie!" rief Meyersleben.

„Wenn ihr nicht mögt — so laßt es bleiben! Es fällt mir gar nicht ein, euch zu überreden; ich sage euch nur, daß ihr getrost und in aller Sicherheit eure Mähren nehmen könnt. Der Wachtmeister hat's durchaus nicht verboten, nur vielleicht nicht direkt erlauben wollen, wegen der Ungeschicklichkeit unseres guten Herrn von Meyersleben. Es ist immer so gewesen, daß die Freiwilligen in der ersten Zeit ihre Pferde spazieren reiten durften. Und beim Militär muß man frech sein, zulangen, wo's geht und nicht zu viel fragen. Also — ich würde mich in eurer Stelle nicht einen Augenblick besinnen. Macht euch die Stallwache Schwierigkeiten, so behauptet nur, ihr hättet Erlaubnis vom Wachtmeister; — nachgefragt wird nie — und im Notfall läßt sie sich leicht mit ein paar Glas Bier besänftigen."

Zuerst wollten weder Bock noch Blechschmidt, weder Krille noch Meyersleben etwas von solchem Wagnis wissen; erkundigten sich aber doch immer genauer und genauer nach allen Nebenumständen, so daß Klemm wohl merkte, wie sehr sie die Lust nach der verbotenen Frucht kitzelte und seine ganze Überredungsgabe aufbot, um die Unerfahrenen zu verlocken. Er wollte sie begleiten, ihnen unterwegs offenbaren, zu welcher Tollheit er sie verleitet und sich an ihrer Angst weiden — mochten sie ihn nachher verfluchen und verdammen und in alle Tiefen der Hölle hinabwünschen: es galt ihm gleich; er machte sich nicht viel aus Verwünschungen.

Wirklich gelang es ihm, seine jungen Kameraden zu dem

Glauben zu bringen, daß sie höchstens ein Donnerwetter aus des Wachtmeisters Munde riskierten, wenn sie ihrem Gelüste fröhnten. Es giebt ein altes Sprichwort: Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen; — eben, weil die Vier so große Sehnsucht hatten, ihre Rosse im Freien zu tummeln, gaben sie Klemms verführerischen Reden um so leichter Gehör. Und dabei behauptete dieser schlechte Mensch immer noch: es sei ihm nichts ferner, als überreden zu wollen, und er erzähle nur, wie er's machen würde. Nun hegte er allerdings die feste Überzeugung, daß der dumme Streich ziemlich sicher vor Entdeckung begangen werden könnte — zu seiner Ehre bleibe das nicht verschwiegen; Kameraden wissentlich in große Ungelegenheiten zu stürzen, hätte er als eine infame Schlechtigkeit verabscheut; überdies trug er so gut wie die anderen seine Haut zu Markte.

Gehn wir zu der frischen Thatsache über, daß Herr Bock, Herr Blechschmidt, Herr Krille und Herr von Meyersleben sich bei einem Pferdeverleiher Sättel und Zaumzeug holten und Klemm von letzterem einen Schimmel mietete, um seine Freunde begleiten zu können; daß er nicht seinen eigenen Rosinante nahm, begründete er sehr glaublich damit, daß eben nur die neueingetretenen Einjährigen, deren Tiere die Schwadronsexerzitien noch nicht mitzumachen hatten, das in Frage stehende Vorrecht besäßen.

Im Schwadronsstall machten sich die jungen Soldaten unbefangen, unter Klemms Leitung, ans Satteln; es dauerte nicht lange, so kam der Posten von der Stallwache und zeigte sich neugierig in betreff des Vorhabens der Einjährigen. Der Mann diente selber erst ein halbes Jahr und wandte darum nichts weiter ein, als ihm von v. Meyersleben und den übrigen bedeutet ward: sie wollten ausreiten, das sähe er doch. Ob sie das denn dürften? Natürlich, der Wachtmeister habe nichts dagegen. Nun wußte der gute Mensch in der That nicht, warum Einjährige nicht ihre eigenen Pferde, die den ganzen Tag faulenzten, am Sonn-

tagnachmittag für ihr Vergnügen benutzen dürften; und Freiwillige genießen manche Vorrechte; die vorgeschützte Erlaubnis des Wachtmeisters schlug gar alle Zweifel bei ihm nieder. Er leistete sogar hilfreiche Hand beim Satteln, säuberte die Hufe und schmierte das Riemzeug blank; das that er in Hoffnung auf ein Trinkgeld und fand diese Hoffnung nicht getäuscht.

Unteroffizier du jour Hälmchen stand gerade unter der Stallthür, als das fünfblättrige Kleeblatt seine Tour begann. Er langweilte sich — wie nicht nur menschlich, sondern auf Stallwachen sogar natürlich ist — und rief Klemm daher, um ein kleines Gespräch mit ihm zu führen. Die Kommißpolitik verbietet, solchen Wünschen eines Unteroffiziers ein schroffes: Nein! entgegenzusetzen; man muß suchen, sich mit guter Art loszumachen. Klemm hielt daher an. Hälmchen fragte zuerst, von wem die Pferde wären. Den Rekruten deuchte solches Interesse an ihnen verdächtig; sie wurden unruhig und hätten sich bald verraten. Klemm aber ließ seinen Gaul courbettieren und ein paar Sprünge machen und antwortete für die übrigen: „Von Glastopf, Sie wissen, dem ehemaligen Wachtmeister. Halten Sie sich dazu, Hälmchen, dann bringen Sie's auch noch einmal so weit.“ Hälmchen versicherte, man solle nur keine Sorge um ihn hegen, er werde es den Leuten schon zeigen; wenn er sich aber einstmals eine Reitbahn baue, dürfe es nicht so ein erbärmliches Dings werden wie das von Glastopf, nein, ein elegantes Haus, denn es sollten ja keine Menschen, es sollten ja Pferde darin wohnen, — und dann fiel's ihm bei der Gelegenheit noch ein, er sei neulich, um seinen Freund, den Bereiter Stengel zu besuchen, bei Glastopf gewesen und habe sich des Todes über die liederliche Streu gewundert; nein, bei ihm später würde alles militärisch eingerichtet sein. Bedenkt man, daß Hälmchen vor kurzem vom überzähligen Gefreiten, was er sechs Jahre lang gewesen, zum etatsmäßigen Unteroffizier befördert worden, so muß

man allerdings zugeben, daß er alle Aussichten besaß, es bald zum Gipfelpunkt seines Ehrgeizes, zum Wachtmeisterposten und, nachdem er auf diesem genug zusammengescharrt, zum Eigentümer einer Reitbahn zu bringen Nach sachgemäßen Berechnungen von Fachleuten stand es mit dem mutmaßlichen Avancement von Hälmchen so: daß er etwa drei Jahre nach seinem Tode zum Vicewachtmeister aufrücken und beim Beginne der Ewigkeit wirklicher Wachtmeister werden würde — das heißt wohlgemerkt, wenn man dann durchaus Wachtmeister brauche und sonst niemand da sei, der sich um dieses hohe Staatsamt bewürbe. Der Einjährige Klemm erwiderte auf Hälmchens Rede: „Ja, es ist eine saubere Wirtschaft bei Glastopf, und wie er mit seinen Bereitern umgeht, ist eine wahre Schande. Ihr Freund Stengel muß zum Beispiel den gewöhnlichen Stallknecht spielen; ich habe ihn immer nur in Holzpantoffeln und mit blauer Schürze beim Ausmisten getroffen. Sie wissen doch, Hälmchen, es wird immer mit den Händen ausgemistet.“ Hälmchen wußte nicht recht, ob Klemm seinen Spott mit ihm treibe, fing aber deshalb keinen Streit an, sondern ging zu einer neuen Sache über, nämlich zum großen Durste, wenn man so den ganzen Tag in Helm und Bandelier, den schweren Säbel an der Seite, herumlaufen müsse. — Klemm fragte artig, ob er in der Eckkneipe einen Seidel für den Herrn Unteroffizier bestellen dürfe? „O nein, danke, lassen Sie's doch nur sein,“ erwiderte Hälmchen; aber Klemm gab ohne weiteres seinem Pferde die Sporen und jagte quer über den Reitplatz fort.

Oben an der Ecke, wo die Kneipe war, hielt er an, um seine Kameraden zu erwarten, von denen Bock und Blechschmidt in ziemlich guter, Krille in sehr mittelmäßiger Haltung ankamen, von Meyersleben bügellos, die Hände in die Mähne gekrallt. „Sie werden's schon noch lernen, Sie haben alle Anlagen dazu,“ lobte ihn Klemm. „Meinen Sie wirklich?“ brachte der Junker als Antwort hervor, indem

er mit den Füßen die Bügel zu fassen versuchte. „Bei Gott!“ schwur Klemm und ritt dann weiter. Bock erinnerte ihn daran, daß er ja für den Unteroffizier Bier bestellen wollte. Wie wichtig solche Bestellungen sind, lernt man sehr schnell beim Militär. Klemm schnitt eine Grimasse und meinte: „Ich gäb' zwei Groschen darum, wenn ich dabei stehn könnte und mich dran erlaben, wie der alte versoffene Kerl sich die Augen nach dem Kellner ausguckt.“ Und wahrhaftig, Hälmchen weinte beinahe vor Ärger über die so schmählich getäuschte Hoffnung; er hatte sich schon so sehr auf das Bier gefreut. Aber warte, Klemm soll's ihm entgelten! Hätte Klemm die Verhältnisse etwas näher überdacht, er würde sich doch lieber den Spaß nicht gemacht haben, so grausame Tantalusqualen über den Unteroffizier zu verhängen. In Bezug auf Essen und Trinken ist mit keinem Tier zu spaßen und mit dem Menschen am allerwenigsten.

Klemm hatte einen Schimmel — wir wissen es schon; von Meyersleben saß ebenfalls auf einem; Bock thronte auf einem Fuchs, dem nur noch ein Höcker fehlte, um so groß und so häßlich zu sein wie ein Kameel; Blechschmidt nannte einen bräunlichen Wallach sein eigen, welchen er für eine sehr mutige Kreatur hielt, worin er sich jedoch irrte; Krille endlich schwankte auf seinem Rappen wie ein Kahn auf den Wogen des sturmgepeitschten Meeres — er hielt sich für einen guten Reiter, wenigstens war er überzeugt, daß bei ihm die Anlagen zu einem solchen besonders stark ans Licht träten.

„Krille,“ sagte Klemm. „Bitte, halten Sie sich fest, sonst fallen Sie im Schritt, hier mitten in der Stadt, herunter, und die Straßenjungen lachen Sie aus. Wenn Sie durchaus herunterfallen müssen, so warten Sie doch, bis wir draußen vorm Thor sind, da ist es weicher; hier auf dem Pflaster könnten Sie die Nase brechen, und dann macht der Wachtmeister morgen Nachmittag beim Appell einen

Heidenspektakel und will wissen, woher Sie so schimpfiert aussehen; also nehmen Sie sich, bitte, in acht."

„Ha, Sie denken wohl, ich könnte nicht reiten, ich —"

„Ja, passen Sie nur auf," unterbrach ihn Klemm, hieb dem Rappen mit seiner Gerte leicht auf die Hinterschenkel, und Krille mußte in der That verdammt aufpassen, daß die unvernünftige Bestie, deren Herr er zu sein glaubte, nicht ihren Willen durchsetzte, welcher Wille darin bestand, dem unbequemen Gegenstand auf ihrem Rücken zu zeigen, daß sie durchaus nicht gesonnen sei, ihn durch die Welt zu schleppen.

von Meyerslebens Schimmel war etwas dumm; er tappste in den Tag hinein, ließ sich durch nichts anfechten und hatte wahrscheinlich auch noch nie über sein Dasein als Pferd nachgedacht. Herrn von Meyersleben kam das insofern zu gute, als er ruhig und bequem, wie im Lehnstuhl, sich im Sattel wiegen konnte. Stolz sah er sich nach allen Seiten um, und, wenn es nur gegangen wäre, hätte er laut geschrien: „Sehet alle, was ich für ein Reiter bin, wie fest ich sitze, wie sicher. Wahrlich, ihr müßt meine Mannhaftigkeit bewundern und meinen adligen Anstand!" Äußerte er sich nun auch nicht laut in solcher Weise, so dachte er es doch. Wütend drohte er zwei Straßenjungen mit der Reitpeitsche, als einer von diesen Bengeln seinem Kameraden bemerkte: „Guck, Johann, der Einjährige mit der langen Nase sitzt gerade da wie im Großvaterstuhl," und der zweite der Buben unanständig über diesen Witz lachte. „Wartet!" rief von Meyersleben, „ich reite euch über den Haufen!" und machte auch wirklich den Versuch dazu, indem er seinem Gaul an den Zügeln riß; aber sein Gaul dachte nicht so rachsüchtig, drehte nur den Kopf ein wenig nach der Seite und schritt im übrigen ruhig weiter geradeaus, den vier Pferden vor ihm nach; denn der Schimmel war der letzte in dem kleinen Trupp.

„Blechschmidt," sagte Klemm zu dem auf dem Wallach,

„halten Sie die Hacken herunter, sie spornieren ja fortwährend. Bock, reißen Sie nicht so an der Kanthare, sonst überschlägt sich Ihr Fuchs, und Sie brechen das Genick, was, wenn man überhaupt mit dem Leben davonkommt, wenigstens einen tüchtigen Schnupfen kostet; jetzt im Sommer einen Schnupfen zu haben, ist aber eine Blamage. Krille, lassen Sie doch, um Gottes Gnade und Barmherzigkeit, Ihrem armen Vierfüßler Luft. Die Canaille kann ja kaum atmen, so straff halten Sie die Zügel an."

„Der Gaul ist übermütig und muß ordentlich zugeritten werden," erwiderte Krille.

„Nee, nee! Sie sind übermütig und bilden sich ein, Sie könnten stallmeistern. Ich versichere Ihnen, wenn Sie Ihre Kracke nur vier Tage lang zureiten, geht sie keinen vernünftigen Schritt mehr vorwärts, sondern nur noch rückwärts und seitwärts, weil Sie immer nach rechts und links und nach hinten zerren, als müßten Sie einem Heuwagen ausweichen oder sähen plötzlich einen Abgrund vor sich."

Krille sprach die Ansicht aus, sie wären doch jetzt nicht in der Reitstunde — worin ihm Klemm unbestritten Recht gab; ferner meinte er: Klemm brauche ihm keine Lehren zu erteilen; er wüßte selber, wie man mit Pferden umgehn müsse und könne reiten — darin aber widersprach ihm Klemm ganz entschieden.

Wir erwähnten schon: von Meyerslebens Schimmel war etwas dumm. In der Nähe des Thores stand eine Trinkhalle, wo sechs Personen auf einmal kohlensaures Wasser trinken konnten — mehr aber nicht, weil es nur sechs Gläser gab, was auch, so weit meine Erfahrungen in diesem Punkte reichen, sämtliche Besitzer von Trinkhallen für genügend erachten. Ein Dienstmädchen und ein Schutzmann erlabten sich gerade an der erwähnten Bude mit einem kühlen Trunke. Obgleich das nun eine so gewöhnliche und harmlose Scene ist, daß kein vernünftiger Mensch deswegen stehen bleiben würde: dem Gaule des Herrn von Meyers-

leben dünkte sie doch interessant genug, um sich derselben zu nähern und ihr seine Aufmerksamkeit zu schenken. Ob er vielleicht den Schutzmann früher gekannt und ihm Guten Tag sagen wollte oder durstig war und auch zu trinken begehrte: diese Erklärungen müssen gänzlich ausgeschlossen bleiben, weil das Benehmen des Schimmels gegen dieselben spricht. Er schritt nur einfach auf den breiten Promenadenweg hinauf bis dicht vor den kleinen Holztempel, wo das kühle Naß kredenzt wurde, äußerte aber nicht das geringste Erkennungszeichen gegen den Schutzmann, noch deutete er an, daß er zu trinken wünsche — letzteres wäre nun ohnehin nicht gegangen, weil es an einem genügend großen Gefäße gefehlt hätte. Das Dienstmädchen stieß einen leichten Schrei aus; die kohlensaure Jungfrau räumte schnell ihre Gläser von der Schenkbank; der Schutzmann sagte zu Meyersleben: hier wäre kein Reitweg. Meyersleben zog auch verzweifelt an den Zügeln; aber der Gaul schien sich zu amüsieren und blieb ruhig stehn. Verzweiflungsvoll blickte der kühne Reiter nach seinen Kameraden; aber die waren ein Stück voraus und sahen sich nicht um. „So reiten Sie doch in des Dreiteufelsnamen vom Fußweg herunter!“ befahl der Schutzmann. Meyersleben blickte ihn statt aller Antwort nur flehend an, arbeitete stärker am Zaumzeug, sagte auch: „Zurück, zurück!“ zu seinem Schimmel; allein die eigensinnige und selbstsüchtige Kreatur kümmerte sich nicht um ihres Herrn Wünsche, sondern rückte nur noch einen Schritt weiter gegen die Trinkbude vor. Der Schutzmann erbarmte sich endlich und indem er bemerkte: „Wenn Sie nicht reiten können, bleiben Sie zu Hause,“ faßte er den Schimmel am Halfter und führte ihn auf den Fahrdamm zurück. Meyersleben bedankte sich bestens und wollte dann seinen Kameraden nach; doch so leichten Kaufs kam er nicht frei. Der Schutzmann erbat sich fünfzehn Groschen Strafe und erteilte auch gleich die Quittung darüber.

Drei Minuten hatte der Vorgang gedauert. Vor diesen drei Minuten hatte Blechschmidt zu Klemm gesagt: „Klemm, schnell — der Schimmel geht mit Meyersleben durch!" — „So," erwiderte Klemm, „guckt euch nur ja nicht um und verderbt den Spaß nicht. Wenn einer nicht reiten kann, muß er eben Lehrgeld bezahlen." Die anderen, namentlich Krille, waren hiermit sehr einverstanden, und sie lachten weidlich über ihren ungeschickten Kameraden. Als sie sich nun wie zufällig nach letzterem umsahen, hielten sie an und erwarteten ihn. Da er sich ihnen wieder angeschlossen, schalt Klemm ihn: es sei nicht hübsch von ihm, ohne ein Wort aus dem Gliede zu brechen und kohlensaures Wasser zu trinken; er hätte es wohl bemerkt. Meyersleben lächelte: das könne man sich wohl schon erlauben und gab sich der Hoffnung hin, daß den anderen seine Schande verborgen geblieben sei. Die Hoffnung wich aber bald einer traurigen Gewißheit, als Klemm ihn nach einer Weile bat, er möchte doch die Rechnung zeigen, welche er an der Trinkbude erhalten habe, es sei ihm bis jetzt so ein Kuriosum noch nicht begegnet, daß man für ein Glas kohlensaures Wasser eine Quittung bekomme. Krille, Blechschmidt und Bock lachten laut und fingen an zu sticheln. In seinem Ärger wußte Meyersleben nichts besseres zu erwidern, als Krille zu prophezeien, er würde beim ersten Trab vom Gaule fallen.

„Ho, ich möchte doch wetten, wer von uns beiden zuerst auf der Nase liegt!" rief Krille.

„Sie! Und ich nehme die Wette an. Es gilt einen Korb Sekt."

„Ja, einen Korb Sekt, ist angenommen! Wir haben's alle gehört!" bestätigte Klemm, was noch gar nicht ausgemacht war.

„Fällt mir gar nicht ein — um einen Korb Sekt — willst du ruhig sein, Canaille! — Ich bin keine Bankfiliale wie Sie; ich wette höchstens um die Ehre."

Die Herren stimmten überein, das wäre zu wenig, aber

einigten sich schließlich auf sechs Cigarren für den Gewinner und fünf Glas Bier, trinkbar, d. h. zu trinken, in der sogenannten Waldschenke.

„Ich weiß einen famosen Platz, wo ihr traben könnt," sagte Klemm und führte seine Freunde nach einer Wiese, die vielleicht eine Stunde von der Stadt entfernt und weit genug abseits der Chaussee lag, um Sicherheit vor neugierigen Zuschauern zu gewähren. Als sie auf der Wiese waren, wies Klemm nach einem einzeln stehenden Baum und schlug vor, denselben zum Ziele zu nehmen, damit doch wenigstens eine Richtung wäre; er wolle sich daselbst aufstellen, während Blechschmidt und Bock vom Ausgangspunkte her beobachten sollten. Die übrigen waren's zufrieden.

„Erst noch eins," hub Krille an, „reiten wir so lange, bis einer unten liegt?"

„Eigentlich müßte es so sein," entgegnete Klemm mit großem Ernste.

„Nein, nein," protestierte Meyersleben, „dreimal um den Baum herum und wieder zurück, das ist genug." Krille that zwar, als sei es ihm nicht genug, gab aber nach.

„Na, denn zu!" rief Klemm, gab seinem Gaul die Sporen und sauste über das Feld hin. Der Abmachung gemäß sollten nun die anderen zurückbleiben und Krille und Meyersleben erst dann abreiten, wenn Klemm am Baume angelangt war; aber — sowohl der Rappe wie der Schimmel, der Fuchs wie der Wallach carrjerten hinter Klemm her, wahrscheinlich, weil sie nicht einsahen, weshalb sie stehen müßten, wenn ein anderer Gaul rannte. Klemm wollte vor Wollust bersten, wie er an dem Getöse hinter sich merkte, was vorging, jagte aber lustig weiter, trotz des Haltgeschreies der anderen. Endlich parierte er — jetzt jedoch schossen sowohl der Schimmel wie der Fuchs und der Rappe, die nun einmal ins Laufen gekommen waren und Geschmack daran zu finden schienen, an ihm vorbei; nur

Blechschmidt vermochte so viel über seinen Vierfüßler, daß er neben Klemm blieb, wodurch er das Recht erwarb, auch mit zu lachen.

„Wo wollt ihr denn hin!“ brüllte Klemm — eine ganz unnütze Frage an Leute, mit denen ihr Pferd durchgeht. Er glaubte kaum, daß das Halloh noch größer werden könnte — da flog plötzlich Bock in prächtigem Schwunge über den Hals seines Fuchses weg und küßte den Boden. Das kränkte Krille und von Meyersleben an ihrer Ehre, und zuerst sank letzterer, wie von einer Kugel getroffen, auf den Rasen; dann wurde Krille bügellos und Opfer der infamen Sprünge seines maliziösen Rappens. Klemm und Blechschmidt sprengten heran. Bock stand schon wieder auf den Beinen, feuerrot vor Wut und fluchte — jedenfalls ein gutes Zeichen für die Heilheit seiner Glieder. Krille suchte seinen schwarzhaarigen Satan einzufangen, der neckisch um ihn herumtanzte, oft ganz nahe kam, so daß Krille nur die Hand auszustrecken brauchte, um die herabhängenden Zügel zu ergreifen — sowie er aber auch nur Miene dazu machte, sprang die schadenfrohe Kreatur beiseite und wieherte höhnisch, mit den Hinterbeinen hoch ausschlagend. „Guten Morgen, Herr Krille!“ rief Klemm ihm zu und nickte freundlich mit dem Kopf.

Aber wo war Meyersleben? Gleich sechs Fuß tief in die Erde gefallen? Er war zwar ein glänzender Stern unter der Menschheit, aber doch noch nicht Meteor genug, um so tiefe Eindrücke in den Boden zu schlagen. Klemm fürchtete schon, er möchte sich an einem Steine schwer verletzt haben — da ertönten, gleichsam aus den tiefsten Tiefen der Unterwelt folgende Laute: „Es gilt nicht — wir waren noch nicht ordentlich abgeritten. Wir müssen noch einmal reiten.“ — „Er hat sich nichts gethan,“ meinte Blechschmidt zu Klemm, und Klemm meinte dasselbe. Trotzdem indessen Meyersleben ein so beruhigendes Lebenszeichen von sich gegeben, war er noch immer nicht zu erblicken, bis Klemm, schärfer

nach der Richtung lugend, von woher die Stimme erschollen war, den Gesuchten mit lang von sich gestreckten Beinen, vom hohen Grase beinahe ganz verborgen, auf der Erde dasitzen sah. „Sind Sie des Satans, warum stehn Sie nicht auf!“ rief Klemm, sich ihm nähernd. „Jagen Sie uns doch keinen Schreck ein. Fehlt Ihnen was?“ — „Warum soll ich nicht sitzen und ausruhn auf meinen Schreck! Aber es gilt nichts. Es war noch nicht die ordentliche Tour, wir müssen nochmal reiten!“ — „Stehn Sie nur erst auf.“ — „Fällt mir nicht ein. Erst fangen Sie mir meinen Schimmel wieder ein.“ — „Seien Sie doch vernünftig!“ — „Bin vernünftig — erst meinen Schimmel, früher stehe ich nicht auf.“ — „Meyersleben, Sie haben ein großes Loch hinten in der Hose, das ist aber eine schöne Bescherung.“ — „Wo?“ rief Meyersleben, sprang auf und fühlte nach. „Wo, wo denn — ich fühle nichts. Sehn Sie was?“ — „Nein, ich sehe auch nichts.“ — „Na, was sagen Sie's denn!“ — „Nur damit Sie aufstehn sollten.“ Bumbs — setzte Meyersleben sich wieder hin. „Ich glaube, der ist auf den Gehirnkasten gefallen,“ äußerte Blechschmidt sich. „Fangen wir nur erst die Gäule, das wird am besten sein,“ sagte Klemm und begann die Jagd.

Der Schimmel war am dümmsten und ließ sich gleich wieder in die Knechtschaft zurücktreiben; er konnte auch wahrhaftig nichts dafür, daß Meyersleben von seinem Rücken heruntergepurzelt war. Wenn er deutsch verstanden, hätte man ihm wohl nur zuzurufen brauchen: „Komm her, Schimmel; ich will dir was sagen,“ und er wäre ruhig angezottelt gekommen. Da er aber kein Deutsch verstand, mußte er anderswie herbeigelockt werden und zwar that Klemm es, indem er abstieg, sein Roß am Zügel faßte, etwas Gras abrupfte und es dem Schimmel hinhielt. Das dumme Vieh sollte vom letzten Augenblick her doch wohl noch behalten haben, daß man mit der Kanthare im Maule nicht fressen kann; ob es nun glaubte, hingehaltenes Gras wäre doch zu

fressen — genug es kroch auf den Leim. Natürlich packte Klemm es am Zaum, als es nahe genug war und ließ das Gras fallen, so schmählich das Vertrauen der gutmütigen Bestie hintergehend. Er führte sie Meyersleben zu und riet letzterem, nicht eher wieder aufzusitzen, bis auch die andern beiden Pferde nicht mehr wild herumsprängen. Meyersleben befolgte diesen Rat und vertrieb sich die Zeit bis dahin, indem er seinen Schimmel fürchterlich ausschalt, was demselben gänzlich gleichgültig war, und ihn prügelte und mit Füßen stieß, was dem Empfindungsvermögen des Schimmels jedenfalls deutlicher war, wenn er auch nicht verstand und begriff, warum und weshalb es geschähe; ob Meyersleben glaubte, der Schimmel begriffe es?

Es dauerte ziemlich eine Viertelstunde, wobei Klemm in nicht geringen Schweiß geriet, bis der Fuchs und der Rappe wieder gebändigt waren. Krille wollte nichts von einer Wiederholung des Entscheidungsritts wissen, und nun behauptete Meyersleben, Krille sei besiegt und müsse die Wette bezahlen. Krille brummte: es fiele ihm gar nicht ein. Und so ist die Angelegenheit bis auf den heutigen Tag geblieben.

Als er die sämtlichen Häupter wieder versammelt hatte, hielt Klemm ihnen eine furchtbar grobe Predigt, schwur, er würde nie wieder mit ihnen ausreiten und legte ihnen ihre Blamage recht nahe ans Herz. Ausgenommen Blechschmidt, und, versteht sich, Klemm fühlten sich die Herren arg niedergedrückt und ritten stumm im Schritt auf dem Wege nach der vielleicht noch eine Meile entfernten Waldschenke dahin. „Was seid ihr denn so traurig, Rekruten," hub der Kommandeur des kleinen Truppes an. „Wir wollen einen kleinen Trab anschlagen und in der Schenke erzähle ich euch eine hübsche Anekdote." Man konnte ihn nicht fragen, was für eine es sei, und auch nicht in ihn dringen, sie gleich zum besten zu geben; denn er fing an zu traben und folglich mußten die übrigen auch mit traben, sie mochten wollen oder nicht. Ohne weitere Fährlichkeiten wurde das Ziel er-

reicht, und unter dem Schatten einer Buche ließen sie sich schmecken, was zu haben war an Speisen und Getränken.

Meyersleben erinnerte an die versprochene Anekdote. Klemm lächelte verschmitzt und sagte dann ganz trocken: „Wenn es herauskommt, daß wir die Pferde genommen haben, spazieren wir ein jeder auf wenigstens sieben Tage in den Kasten!“ — „Was!“ schrien Bock, Blechschmidt und Krille entsetzt. — „Das, was ich die Ehre habe zu eröffnen: wir können uns ein jeder auf sieben Tage Arrest gefaßt machen, wenn es dem Alten gesteckt wird, daß wir die Pferde genommen haben.“ — „Ach dummes Zeug — ich glaub's nicht. Er will uns nur ängstigen!“ sagte Meyersleben. Es war aber doch so, wie Klemm behauptete und wie jeder sehr leicht erklärlich finden wird. Es gelang Klemm auch, seine Kameraden vollständig davon zu überzeugen, daß er nicht im geringsten scherze, sondern die bittere Wahrheit rede. Nun ging's aber mit wütenden Vorwürfen über ihn her, zu denen er aber nur lachte; ruhig hörte er die gröbsten Beleidigungen an, die ihm Krille entgegendonnerte; zuletzt bedeutete er den Herren: noch sei die Sache nicht entdeckt, ja, sie würde auch schwerlich, Tausend gegen ein Achtel zu wetten, je entdeckt werden, — deshalb aber behielte es seine völlige Richtigkeit, daß ihnen die ärgste Strafe bevorstehe, wenn der Frevel dem Wachtmeister gemeldet würde. Einigermaßen ließen sich die vier, Krille, Blechschmidt, Bock und Meyersleben beruhigen; aber sie wollten augenblicklich wieder nach der Stadt zurück, um so bald wie möglich ihrer entsetzlichen Angst ledig zu werden, und Klemm versprachen sie, sie würden allen Kameraden von seiner Niederträchtigkeit erzählen und dafür sorgen, daß keiner ihn mehr anblicke. „Thut das nur,“ versetzte Klemm gleichmütig. „Sie werden euch schön auslachen.“ Und das würden die Kameraden auch wohl gethan haben. Er beeilte sich auch gar nicht sehr mit dem Aufbruch, wäh-

rend die andern ängstlich trieben; langsam trank er sein Bier und sagte dann erst: nun wollten sie wieder fort.

Während die übrigen nun auf dem Heimweg finster brütend auf ihren Gäulen hockten, schalt und räsonnierte von Meyersleben unaufhörlich auf Klemm wegen seiner Schlechtigkeit. „Meyersleben, Herr von Meyersleben," bedeutete Klemm ihn endlich, „wenn Sie nicht gleich ruhig sind, reite ich im Trab." Das wirkte, und Meyersleben brummte nur noch leise vor sich hin.

Es mochte etwas nach halb fünf sein, als die fünf Ritter wieder an der Ecke des Reitplatzes anlangten. Ehe sie denselben aber kreuzten, ließ Klemm seine Blicke über denselben schweifen, ob sich auch nichts Verdächtiges zeige. „Halt!" schrie er plötzlich. „Zurück!" — „Was ist denn, was ist?" fragten seine Gefährten erschreckt. — „Der Rittmeister ist bei den Ställen; ich sehe auch noch andere Offiziere." — „Um Gottes willen!" rief Krille — und das Weinen war ihm näher als das Lachen — „Da sehen Sie nun, wohin Sie uns gebracht haben!" Auch Klemm war verdutzt und unangenehm überrascht; er wußte im ersten Augenblick nicht, was zu thun sei und ließ ruhig die wieder hervorquellenden vorwurfsvollen Reden der anderen über sich ergehen. Nach nicht zu langem Besinnen aber richtete er sich in den Bügeln auf und sagte: „Kinder, habe ich euch in die Tinte geritten, so ziehe ich euch auch wieder heraus, ohne daß ihr schwarz werdet!" Damit schwang er sich aus dem Sattel und gab Blechschmidt die Zügel seines Pferdes zum Halten. „Wo wollen Sie hin?" fragte Meyersleben argwöhnisch. „Sich davonmachen und uns die Suppe allein ausessen lassen?" — „Herr von Meyersleben! seien Sie ruhig oder ich steige wieder auf und reite Galopp, hier auf dem Straßenpflaster. Sie können Ihre Schindmähre nicht halten, müssen mit, fallen herunter und zerbrechen sich beide Beine." Meyersleben that, als ob er verächtlich die Achseln zuckte, schwieg aber doch. Klemm bat seine Kameraden noch,

sich so weit zurückzuziehn, daß man sie von den Ställen aus nicht bemerken könnte, doch aber aufmerksam um die Ecke zu lugen, ob er ihnen winke oder etwa die Offiziere über den Reitplatz kämen, worauf sie sich dann so weit wie nötig zurückziehn müßten. Er ging quer über den Platz und gerade auf die Ställe zu.

Vor denselben standen der Rittmeister, ein Oberstlieutenant, der Adjutant und noch einige Offiziere von fremden Regimentern. Stramm salutierend schritt er an ihnen vorbei und in den ersten Stall hinein, wo Hälmchen nahe bei der Thür stand, aufmerksam nach den hohen Militärs hinüberschauend. Alle Augenblicke rief er seiner Stallwache zu, etwas zu ordnen oder zurecht zu hängen. Daraus entnahm Klemm, daß eine Besichtigung der Ställe noch nicht stattgefunden hatte. Er wußte nicht, ob das gut oder schlimm für ihn sei.

Als Hälmchen ihn erblickte, schrie dieser ihn an: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Einjährig-Freiwilliger Klemm.“ Klemm kam doch näher. „Sie sollen machen, daß Sie fortkommen, Einjährig-Freiwilliger Klemm, habe ich Sie gesagt, oder, hole mir der Teufel, ich melde Sie wegen Ungehorsams!“ Klemm kam noch näher. „Gott verdamme mich, ich nehme einen Besenstiel und jage Sie damit hinaus, Einjährig-Freiwilliger Klemm.“ Er entriß dem Stallwacheposten neben ihm dessen Besen und hob ihn drohend, so daß Klemm wirklich fürchten mußte, der wütende Unteroffizier würde im nächsten Augenblick auf ihn losfegen. Klemm stand jetzt neben Hälmchen. Zur Entschuldigung der Aufregung, in welcher sich letzterer befand, wollen wir angeben, daß es nie und nirgends von irgend einem Unteroffizier auf Stallwache für ein Glück erachtet wird, wenn höhere Offiziere sein Revier mit einem Besuche beehren; wenn niemand kommt, ist man sicher, daß man nicht anläuft, andernfalls aber liegen die Möglichkeiten hierfür sehr günstig — im besten Falle hat man doch immer eine gute Portion Angst

ausgestanden, — und daß ersteres einem Menschen lieber ist als letzteres, gehört wohl nicht zu den unnatürlichen Ereignissen.

Also: Klemm stand neben Hälmchen. Hälmchen warf den Besen von sich — der Stallwachepoſten beeilte sich, das nützliche Werkzeug wieder aufzuheben — und hob seine Säbelscheide, indem er sagte: „Damit schlage ich Ihnen die Schienbeine krumm, wenn Sie nicht gleich Galopp fortlaufen, Sie einjähriger Gelbschnabel.“

„Ich habe Sie auf etwas sehr Wichtiges aufmerksam zu machen, Hälmchen — —“

„Der Teufel ist Hälmchen. Ich heiße Unteroffizier Hälmchen,“ unterbrach ihn der erboste Mann. „Und Sie heißen Hanswurst Gelbschnabel. Wollen Sie mir vielleicht wieder Bier bestellen?“

„Ist denn der Zapfjunge nicht dagewesen?“ fragte Klemm unschuldig.

„Will Er fort! Oder ich haue, Gott verdamme mich, zu!“

„Hälmchen — Ihnen sind Pferde gestohlen, aus Stall drei.“

Der Unteroffizier ließ seinen Säbel klirrend auf den gepflasterten Stallgang niederfallen. Ihm Pferde gestohlen — jetzt, wo eine Inspektion durch vornehme Offiziere jeden Augenblick beginnen konnte! Aber er gedachte auch, daß Klemm ein Spottvogel war und nichts lieber that, als andere in Schrecken zu jagen. Er glaubte nicht. Mit raschem Griffe packte er Klemm beim Kragen und zischte: „Sie infamigter Kujon — ich arretiere Sie, und wenn der Rittmeister kommt, melde ich Sie gleich. Sie sollen mir ins Loch, Sie verfluchter Hansnarr!“

Klemm vermochte unter der ihm den Hals beinahe zusammenschnürenden Faust des kräftigen Hälmchen kaum zu reden, konnte sich auch trotz seines Drehens und Wendens nicht losmachen und ächzte nur mühsam hervor: „Bei Gott

— ich lüge Ihnen nichts vor. Sehen Sie nur nach — in Stall Nr. 3."

Wenn Hälmchen in seinem Koller ihn wirklich festhielt, bis der Rittmeister kam — und der konnte jede Sekunde mit den übrigen Herren in den Stall treten — dann war alles unrettbar verloren, ja noch schlimmer, als wenn er die Sache ruhig abgewartet und auf sein gutes Glück gebaut hätte. Es ereignet sich ja so viel Unverhofftes, daß auch wohl das Fehlen von vier Pferden in einem Schwadronsstall einmal unbemerkt bleiben konnte.

Klemm stöhnte weiter, als Hälmchen nicht auf ihn hören wollte: „Sehen Sie doch nur nach — sehen Sie doch nur nach! Ich schwöre es Ihnen auf mein Ehrenwort! Es ist ja nur für Sie — Sie —" Es fiel Hälmchen ein, daß Klemm doch vielleicht die Wahrheit spräche, und er gab ihn frei, sagte aber barsch: „Sie sind noch mein Arrestant. Ich will Sie's schon zeigen. Sie kommen jetzt mit." Klemm atmete auf, und, indem er schnell voranschritt, meinte er — denn er hielt für gut, die Sache als Scherz aufzufassen —: „Sie sind aber furchtbar grob, Hälmchen. Das hätte ich nie von Ihnen gedacht. Wie können Sie mich nur so fürchterlich drücken." — „Maul gehalten — vorwärts!" kommandierte der Unteroffizier.

Klemm führte ihn in den Stall Nr. 3 und wies ihm hier die leeren Ständer, in welche Meyerslebens Schimmel „Camelie", Krilles Rappe „Ceres", Blechschmidts Brauner „Capua" und Bocks Fuchs „Caprice" gehörten. „Sehen Sie," sagte Klemm, „die Gäule sind fort."

„Himmel, heiliges Donnerwetter!" schrie Hälmchen und sah sich im Geiste schon auf der Festung, degradiert — — ich weiß nicht, ob es schon je vorgekommen ist, daß aus Garnisonsställen Pferde gestohlen wurden; aber ich glaube, mit viel geringerer Strafe, als Hälmchen sich einbildete, wäre es wohl für den betreffenden Posten und für den Unteroffizier nicht abgegangen.

„Wo sind die Pferde, Klemm — Sie wissen es! Wollen Sie gestehn oder ich schlage Sie in Stücke. Wo sind die Pferde!“ herrschte er auch den Posten, den Rekruten von einem halben Jahre Dienstzeit an. — Der arme Kerl starrte Klemm an; denn er erinnerte sich sehr genau, wie dieser vorhin mit dabei gewesen, als die Tiere geholt wurden. Vor Angst blieb er stumm. Hälmchen riß den Säbel aus der Scheide, fuchtelte greulich damit herum und hieb dem Rekruten wirklich mit der flachen Klinge um die Beine. Bedenkt man, daß der Mensch nur Drillichzeug an sich hatte und wahrscheinlich keine Unterhosen trug, so dürfen wir es ihm wohl nicht übelnehmen, daß er Au! schrie, sich ans Bein faßte und sich gegen einen Stallpfosten lehnte.

„Das haben Sie nun von Ihrer Hitze, Hälmchen,“ sagte Klemm, schnell den sich darbietenden Vorteil ergreifend. Hälmchen erschrak auch wirklich vor seiner Gewaltsamkeit und hatte Angst, dem Mann einen bedeutenden Schaden zugefügt zu haben, ließ sich aber nichts merken, wie er meinte, und polterte gegen den Einjährigen: „Und Ihnen hacke ich gleich das ganze Bein ab — wo sind die Pferde!“

„Hälmchen, die Pferde kommen schon wieder; jetzt —“

„Wo sind sie!“ kreischte der Unteroffizier förmlich.

„Hälmchen, wenn Sie so brüllen, daß man es draußen hört, verraten Sie sich. Ich will Ihnen einen Rat geben, den einzigen, der Sie retten kann: die Herren gehn zuerst in Stall 1, wenn Sie in Stall 2 sind, führen wir aus Stall 1 schnell vier Gäule hierher, damit dieser Stall komplett wird. Das wird nie gemerkt.“

Der Unteroffizier biß sich verzweiflungsvoll auf die Lippen und wollte, Gott weiß was, antworten, jedenfalls nicht auf den kühnen Plan eingehen, als der Gefreite herangelaufen kam und mahnte: „Schnell, Hälmchen! Sie sind schon in Stall 1. Sie fangen von oben an.“

„Gott stehe mir bei,“ betete der Geängstigte und rannte

mit einem Herzen, das ihm in der Brust zerspringen wollte, sich bei den Offizieren zu melden. Half ihm jetzt nicht der Himmel, — dann, lebt wohl, alle Träume von Wachtmeisterwerden zum Emporsteigen auf die majestätische Höhe, welche die Würde eines Reitbahnbesitzers und Pferdevermieters verleiht. In seiner Erregung vergaß Hälmchen, den Säbel wieder einzustecken; mit dem blanken Säbel in der Faust schritt er mit strammen Tritten auf die Offiziere zu, und sein Schlachteneisen zur Erde gesenkt haltend, wie Lieutenants rc. bis herauf zum Feldmarschall salutieren, meldete er: „Etatsmäßiger Unteroffizier Hälmchen von der xten Schwadron xxten....er Regiments Nr. xxx, Unteroffizier du jour. Stall 1 ist belegt mit 67 königlichen Dienstpferden und drei Offizierspferden — — mit drei Herren Offizierspferden."

Der Oberstlieutenant und Regimentskommandeur überlegte jedenfalls, ob Hälmchen toll geworden sei; Rittmeister von Berkowitz durchbohrte seinen unglücklichen Unteroffizier mit den Blitzen seiner Augen und bedeutete ihm dann: „Mann! Sie haben ja einen blanken Säbel in der Hand und halten diesen blanken Säbel wie ein Offizier." Hälmchen zuckte zusammen, sah an sich hinunter und machte dann reglementsmäßig: Faßt das Gewehr an!

„Aber erklären Sie mir um Gottes willen, lieber Freund," wandte sich der Oberstlieutenant an Hälmchen, „warum laufen Sie denn mit gezogener Plempe herum?"

„Ich — ich — ich hatte nur — — ja, ich hatte nur ein Pferd damit geschlagen und —"

„Was? Ich kann Sie unmöglich richtig verstanden haben, lieber Freund! Sie antworten: Sie hätten ein Pferd geschlagen? Wissen Sie denn nicht, was für eine Strafe auf solcher schändlichen, feigen Tierquälerei steht?"

„Drei Tage strengen Arrest hat zuletzt der Schichtel bekommen."

„Lieber Rittmeister von Berkowitz! Ich glaube, Ihr

Unteroffizier du jour ist etwas verwirrt," meinte der Oberstlieutenant zu dem Angeredeten. Der Adjutant und die Offiziere von dem fremden Regiment wollten sich wälzen vor Behagen über Hälmchens komische Figur. „Na, ich mag die Sache nicht weiter untersuchen," fuhr der Oberstlieutenant fort. „Sie wissen nicht, was Sie schwatzen. Stecken Sie die Plempe nur wieder ein." Hälmchen machte nach Vorschrift: Gewehr ein! Es war dem guten Gesellen zu Mute, als stecke er selber in einer Säbelscheide. Der Angstschweiß lief ihm in großen Tropfen vom Gesicht.

Die Herren schlenderten langsam durch den Stall, hinter ihnen her Hälmchen. Sie unterhielten sich natürlich über Pferde, ließen den einen oder den anderen der Gäule auf den Stalldamm herausführen, beguckten, befühlten das Stück Pferdefleisch, lobten es oder tadelten es, rissen ihm das Maul auf — kurz langweilten das Roß auf eine unverantwortliche Weise und hatten zuletzt jeder ein eigenes Urteil, wenn auch dasjenige des Oberstlieutenants das offiziell richtige war, gegen welches äußerlich nicht räsonniert werden durfte. Zu Ende des Stalles standen vier Trompeterschimmel, mit etwas auffällig langen Schweifen und noch auffälligeren schwarzen Flecken auf dem Rücken. Der Oberstlieutenant wunderte sich über diese Gleichheit und vermutete, diese vier Schimmel wären Zwillinge oder wenigstens Brüder. Rittmeister von Berkowitz konnte keine Auskunft geben, ob er es sehr bedauerte, ist noch die Frage.

Stall 2 kam an die Reihe.

Klemm hatte genau aufgepaßt, und so wie die Offiziere aus letzterem verschwunden waren, eilte er nach Stall 1 und bedeutete der Wache dort in hastigem Ton: „Schnell, vier Pferde sollen nach Stall 3 hinüber. Es ist befohlen worden." Zugleich trat er selber in den ihm nächsten Stand und machte den in demselben befindlichen Gaul von der Krippe los. Der Posten zweifelt nicht an der Richtigkeit der Ordre, sprang mit zu und half beim Losschirren. Zwei

Pferde führte er, zwei Pferde führte Klemm hinten über den Mist in den dritten Stall hinüber und dort wurden sie an Stelle der Einjährigen-Pferde an deren Plätze angekettet. Diese vier herübergeholten Pferde waren aber die vier Schimmel mit den auffällig langen Schweifen und den noch auffälligeren schwarzen Flecken auf ihrem Rücken.

Stall 3 kam an die Reihe.

Hinter den Offizieren schritt mechanisch der bedauernswerte Hälmchen. Er wünschte und hoffte, daß Klemm seinen Vorschlag auf eigene Faust ausgeführt. Der Rittmeister war noch nicht lange bei der Schwadron und kannte die Pferde, namentlich die Einjährigen-Pferde noch nicht so genau; der Oberstlieutenant kannte sie natürlich gar nicht. Er strengte seine Augen mächtig an, um so früh wie möglich zu entdecken, ob die fehlenden Mähren durch andere ersetzt worden waren, wenn nicht, dann war es wahrhaftig besser, er gestand vorher freiwillig, welches Unglück ihm widerfahren, als daß er gezwungen gestand. Aber er sah schon von weitem, die Stände waren nicht leer. Wie er jedoch näher herankam, o Schrecken! Da fand er, daß gerade die Trompeterschimmel, über deren Eigentümlichkeiten der Oberstlieutenant sich so eingehend geäußert, die Rolle der entführten Klepper spielen sollten. Er wollte beichten; allein er vermochte keinen Laut über die Lippen zu bringen. Und jetzt war es auch schon zu spät. Die Offiziere machten vor den Schimmeln halt, und mit einer Harmlosigkeit, die Hälmchen im höchsten Grade verdächtig vorkam, meinte der Oberstlieutenant: „Sieh da. Wieder Schimmel. Sie haben viele Schimmel in der Schwadron, Herr Rittmeister.“

„Es sind Pferde von Einjährig-Freiwilligen, Herr Oberstlieutenant,“ antwortete Berkowitz.

„So — aber ich hätte doch nicht so viele Schimmel genommen. Die Tiere haben auch alle viel zu lange Schweife. Hübsche Pferdchen sonst, wirklich hübsch — gerade passend für Freiwillige.“ Bei diesen Worten klopfte er der Caprice,

die eigentlich ein Rappe sein sollte, liebkosend auf das weiche Fell, wiederholte noch einmal, die Schweife müßten beschnitten werden und begab sich dann mit seinem Gefolge ins Freie. Hälmchen war noch zu sehr von seinem Schrecken befangen, um gleich wieder froh zu werden; aber er atmete doch auf. Mit Spannung schaute er den sich langsam Entfernenden nach, von der geheimen Angst geplagt, es könnte ihnen einfallen, noch einmal zurückzukehren; aber sie gingen fort. Nachdem sie um die Ecke herum verschwunden waren, kam Klemm, der sich in der Nähe versteckt gehalten, zum Vorschein und freundlich lächelnd auf den Unteroffizier zu.

„Nun, Hälmchen,“ sagte er triumphierend. „Jetzt bedanken Sie sich einmal, daß ich Sie so schön herausgerissen habe.“

„Sie gottloser Mensch!“ antwortete der Unteroffizier. „Na, die Sache ist noch nicht zu Ende — wo sind die Pferde! Ich melde doch alles!“

„Sie werden sich hüten, Hälmchen. Die Pferde sollen gleich da sein. Lassen Sie die Trompeterklepper nur wieder nach Stall 1 zurückbringen.“ Damit rannte er fort, quer über den Reitplatz. Schon von weitem winkte er seinen Kameraden; schon von weitem rief er ihnen zu: „Alles gut; alles in Ordnung; nichts zu fürchten!“ Blechschmidt, Krille, Meyersleben und Bock führten ihre Pferde herbei, brachten sie in die jetzt wieder leeren Ständer und sattelten sie ab, unter dem furchtbarsten Geschimpfe von seiten Hälmchens, der nun wußte, was mit den verschwundenen Rossen vorgegangen. Die vier Rekruten zeigten sich auf das Furchtbarste niedergeschmettert und fingen an zu flehen und zu bitten, Hälmchen möge sie doch nicht verraten; Klemm aber lachte, hieß sie ihre Sättel wieder zum Verleiher tragen und dann in der Kneipe oben an der Ecke des Reitplatzes auf ihn warten. Hälmchen verlangte, sie sollten wiederkommen, damit er sie verhöre, weil er Meldung erstatten müsse; aber Klemm versprach, er werde die Sache schon in Ordnung bringen, ohne sie.

Als sie fort waren, begann der Unteroffizier von neuem gegen den Rädelsführer und Anstifter des leichtsinnigen Streiches zu toben. Klemm hörte ihn ruhig an und setzte dann auseinander: „Wir werden bestraft, Hälmchen, wenn Sie uns angeben; aber Sie noch viel härter als wir, allein schon, weil Sie eben dem Oberstlieutenant ein X für ein V vorgemacht haben. Sie müssen also wohl schweigen — und das soll Ihr Schade nicht sein."

„Und ich melde doch. Sie haben die Pferdeschimmel ohne meine Erlaubnis aus Stall 1 herübergeführt, und ich hab' auch gar nicht gesehn, daß Sie Ihre Gäule hier heimlich fortgestohlen haben, es gar nicht gut geheißen — verstehn Sie nur, der Einjährige Klemm!"

„Hoho! Sind wir nicht Ihnen an der Nase vorbei geritten?"

„Ich brauch' nicht alle Klepper, die im Stall sind, zu kennen."

„Doch, mein guter Hälmchen. Sie sind dafür da und dafür verantwortlich, daß kein Unfug geschieht."

Hälmchen sah sehr wohl ein, daß er reinen Mund halten müsse; aber das fachte seinen Ingrimm nur um so ärger an. Er fluchte und wetterte und ohrfeigte zuletzt den unschuldigen, dummen Stallwacheposten, weil der ihm nicht gemeldet, daß die Einjährigen ihre Pferde fortgeholt. Klemm hätte er auch gerne geohrfeigt, wagte es aber doch nicht.

Als er eben im besten Zuge war mit Prügeln und mit Schelten, hieß es: der Rittmeister kommt! Und gleich darauf war Berkowitz auch wirklich da.

„Nun, Hälmchen," redete er den Unteroffizier an, „Sie haben sich eben mit Ruhm bedeckt, wahrhaftig! Warum sind Sie toller Mensch mit dem blanken Säbel in der Faust vor den Herrn Oberstlieutenant getreten! Welches Pferd haben Sie sich unterstanden zu schlagen, welches, will ich wissen! Auf drei Tage Arrest machen Sie sich nur gefaßt. Sie roher Tierquäler, Sie Schinder! Sie sollen mir

ausrangiert werden zur Infanterie. Die armen Pferdchen sind froh, daß sie das liebe Leben haben und ihr Folterknechte schlagt! Pfui, schämen Sie sich, Sie feiger Kerl — eine arme Kreatur zu schlagen, die sich nicht wehren kann. Ja, wenn sie sich wehren könnte, da würdet ihr euch schon hüten. Aber, ich werde Sie nichtswürdigen Satan kuranzen, daß Ihnen der Atem ausgeht. Jetzt zeigen Sie mir das arme Pferdchen, an welchem Sie Ihre Schinderkünste geübt haben!" Hälmchen schwieg. „Sie sollen mir das Pferd zeigen; ich will es sehen, das bedauernswerte Geschöpf. Euch sollte man an die Krippe binden und die guten Pferdchen frei herumlaufen lassen, die verdienen die Freiheit eher als solche ehrlose Tierquäler wie Sie! Zum Donnerwetter! wollen Sie gehn!"

„Herr Rittmeister, ich — ich habe gar kein Pferd geschlagen, gewiß nicht."

„Was, auch lügen wollen Sie noch! Herr — — ich lasse Sie sofort in Arrest abführen!"

„Ganz gewiß nicht, Herr Rittmeister — —"

„Haben Sie's nicht selber gesagt!" schrie Berkowitz.

„Ich, ich habe mich versprochen, Herr Rittmeister; ich — — ich hatte gemeint — —"

„Was! Heraus mit der Sprache!"

„Ich habe nur dem Posten da eins übergezogen, dem Posten."

Des Rittmeisters Gesicht klärte sich auf. Er wandte sich zu dem Rekruten und fragte: „Hat der Unteroffizier Sie geschlagen, Mann?"

Der Rekrut fing an zu weinen: „Ja, er hat mich mit dem Säbel ans Bein geschlagen, Herr Rittmeister."

„Und da weint Er gleich! Schämen Sie sich! Sie sind Soldat und schreien, wenn Ihnen was weh thut. Was schadet es denn dem Beinchen, wenn einmal einer drüber gezogen wird. Haben's wohl verdient. Sie, Unteroffizier Hälmchen — Sie sollen die Leute aber nicht prügeln, will

ich nicht haben, ist verboten — — muß Sie sonst wegen Ungehorsams bestrafen. Was hat denn der Mann Ungehöriges gethan?"

Hälmchen wurde schreckensbleich; auch Klemm zog sich das Herz zusammen. Nun krachte es doch! Hälmchen war so ungeschickt im Lügen — wenn er überhaupt zu lügen wagte.

„Na, Unteroffizier, weshalb Sie den Mann geschlagen haben, will ich wissen! Was haben Sie ausgefressen?" Der Posten war mit diesen letzten Worten gemeint.

„Ich haben die, die Pferde haben ich herausgelassen, Herr Rittmeister."

„Die Pferde herausgelassen, was für Pferde?"

Jetzt hielt Klemm es für geraten, sich ins Mittel zu schlagen. „Entschuldigen Sie, Herr Rittmeister," sagte er, vortretend.

„Ei sieh da, mein lieber Klemm. Also Sie stecken auch mit dahinter — natürlich, anders ginge es ja auch nicht. Nun, was haben Sie vorzubringen?"

„Mein Pferd hat gestern gelahmt, nun wollte ich nachsehen, ob's heute besser geworden ist und führte es auf den Hof. Und als ich es gehen ließ, kam der Einjährige von Meyersleben und holte seinen Schimmel auch. Das soll der Posten nicht erlauben; es ist neulich verboten worden."

„So — aber deshalb haut man den Leuten doch nicht gleich mit dem blanken Säbel an die Schienbeine, Unteroffizier du jour; schadet übrigens nichts. Jetzt aber, Mann, Hälmchen — wie kamen die Trompeterschimmel, die wir eben in Stall 1 gesehen hatten, hier in diesen Stall? Zum Glück hat es der Herr Oberstlieutenant nicht bemerkt."

„Die hat der Klemm herführen lassen!" sagte Hälmchen. Mochte Klemm sehn, wie er sich aus der Schlinge zog.

„Was sind das für Geschichten?" fragte Berkowitz drohend.

„Das ging so zu, Herr Rittmeister. Wir konnten unsere Pferde nicht mehr bei dem Herrn Rittmeister und dem Herrn

Oberstlieutenant vorbeibringen, ohne gesehn zu werden; wir wollten warten, bis Sie in einem Stall wären und die Schimmel dann schnell wieder an ihre Plätze führen; bis dahin stellten wir sie in zwei leere Ständer in Stall 1 bei der Mittelthür. Nachher, als der Herr Rittmeister und der Herr Oberstlieutenant in Stall 2 waren, sagte ich zu dem Posten hier: er solle die Schimmel aus Stall 1 herüberholen. Sie ständen an der Thür. Da hat der aus Versehn die Trompeterschimmel hergebracht, weil die auch nahe bei einer Thür stehen."

„So," sagte der Rittmeister. „So geht's immer. Erst wird gesündigt, nachher vertuscht und die Sache erst recht schlimm gemacht. Sie haben drei Strafwachen, Klemm, und wie hieß der andere?" — „von Meyersleben, Herr Rittmeister." — „von Meyersleben erhält eine Strafwache, weil er noch ein Rekrut ist. Notieren Sie's, Unteroffizier, und melden Sie's dem Wachtmeister. Aber da fällt mir ein: ich habe doch vorhin vier Schimmel hier gesehn!"

Hälmchen hatte schon wieder Frechheit genug gesammelt, um zu lügen: es seien nur zwei gewesen. Klemm bestätigte diese Zahl auch noch mit großer Zuversicht.

„Nun, ich kann mich geirrt haben," versetzte Berkowitz und hielt dann eine lange Predigt an Klemm, er solle doch endlich seinen Mutwillen aufgeben; er sähe wieder einmal, was daraus entstünde; heute wäre es gut abgelaufen; aber so räche sich jede Ungehörigkeit: sie sei nie zu verheimlichen und komme auf die eine oder die andre Weise stets ans Licht. Dem Unteroffizier riet er noch, ja niemals Pferde zu schlagen, und dem Rekruten, nicht gleich zu heulen, wenn ihm einmal was Hartes an die Schienbeine stieße, weil das unsoldatisch sei. Darauf ging er.

Klemm war nicht gerade sehr über seine Strafwachen erbaut und hatte obendrein den schadenfrohen Hohn Hälmchens einzustecken. Hälmchen schwatzte auch noch davon, er wolle die Geschichte hinterher doch melden; aber er wider-

sprach sich selber, indem er dem Posten von der Stallwache drohte: wenn er sich auch nur mit einer Silbe über das Geschehene auslasse, schneide er ihm beide Ohren ab.

Aber nun unser guter von Meyersleben — als der von der Strafwache hörte, die ihm Herr Klemm verschafft hatte, wollte er beinahe mit dem Kopfe gegen die nächste Wand anrennen und klagte, seine ganze militärische Carriere sei verpfuscht; er mußte sich aber trösten und hatte an dem zweiten und dritten Sonntag die Genugthuung, Klemm im Stall besuchen und mit ihm über die Langweiligkeit aller Wachen ein Gespräch führen zu können.

Des Lieutenants Hund.

Ad 1) Der Hund im allgemeinen, nämlich jener, den wir mit unserer ebenso tiefsinnigen wie einfachschönen Überschrift meinen.

Ein kluger Hund ist unter die verschiedenen Arten der Himmelssegen zu rechnen. So ein gutgeschultes, vierbeiniges Köterviech belustigt den Herrn, hilft ihm langweilige Stunden vertreiben, apportiert, knurrt die Fremden an und rettet zuweilen das Leben.

Lieutenant Graf Krachwitz ist der glückliche Eigentümer eines solchen Hundes.

Ad 2) Der Hund im speciellen, natürlich der des Lieutenant Grafen Krachwitz.

Er heißt „Lulu“ und gehört dem edlen Doggengeschlechte an. Was seine körperlichen Dimensionen betrifft, so ist er etwas kleiner als ein Kalb und etwas größer als ein ausgewachsener Hammel. Respekt vor irdischen Größen kennt Lulu nicht. Den Rittmeister, den Oberstwachtmeister — Major in der Profansprache — den Regimentskommandeur, den Brigadechef bellte er ohne alle weitere Umstände an, wo er sie nur traf, ein Schicksal, welches sie indes mit allen übrigen Sterblichen zu teilen hatten. Genannte Hundeseele war nämlich fest überzeugt, daß außer seinem Herrn, dessen Burschen, ihm selber und frischen Würsten kein anderes Wesen überhaupt das Recht hätte, auf der Welt zu existieren, nicht einmal aufgeführte hohe Persönlichkeiten. Ob er an die Fleischer dachte, sintemalen deren edle Zunft doch die Würste fabriziert, weiß ich nicht. Jedenfalls wäre es für Denker und Philosophen im höchsten

Grade interessant, diese Frage des breitern zu erörtern und ließen sich Bände über dieselbe schreiben. Blankgeputzte Reitstiefel benutzte Lulu mit Vorliebe zu dem Zwecke, welchem gemeiniglich der Eckstein zu dienen pflegt, wenn er auch sicherlich nicht für denselben aufgestellt ist. Jedoch, man kann nicht wissen; seitdem es Tierquälervereine — man weiß schon, was ich eigentlich sagen will — giebt, ist alles möglich. Von Fell war Lulu gelb; seinen Hals schmückte ein Lederband mit einem Messingschilde, auf welchem jeder, welchem es gelang, die Dogge einzufangen, lesen konnte, wem sie gehöre — falls er nämlich wollte. Doch glauben wir, soweit wir imstande sind, die Verhältnisse zu beurteilen, nicht, daß dieses jemals vorgekommen; denn erstens biß Lulu denjenigen in die Beine, der es wirklich zuwege gebracht hatte, und zweitens ließ er sich überhaupt nicht fangen. Ob er verheiratet war, muß ebenfalls als schwebende Frage betrachtet werden, weil die Küster und Pastoren sich bis jetzt noch geweigert haben, über andre als sogenannte Menschen Kirchenbücher zu führen. Fügen wir zum Schluß noch die Bemerkung hinzu, daß der Begriff eines Maulkorbes für Lulu nicht existierte.

Wenden wir uns jetzt zum Lieutenant Graf Krachwitz.

Ad 1) Lieutenant Graf Krachwitz im allgemeinen.

Ein guter Lieutenant ist unter die verschiedenen Arten der Himmelssegen zu rechnen. Zu ihnen gehörte der Herr, von welchem wir die Ehre haben zu sprechen; und da die Vorstellung von einem guten Lieutenant bereits allgemein verbreitet ist, so wollen wir gleich übergehen:

Ad 2) Lieutenant Graf Krachwitz im speciellen. Er gehörte dem edlen Geschlecht derer von Krachwitz an, wie schon aus seinem Namen hervorgeht. Was seine körperlichen Dimensionen betrifft, so ist er etwas kleiner als fünf aufeinander gestellte Sektflaschen — das ist nämlich ausgemessen worden — und etwas größer als ein Stehpult, mithin genau von seiner eigenen Statur.

Sein Respekt vor irdischen Größen ist ungeheuer. Auf der untersten Stufe seiner Ehrfurchtsskala steht der Brigadekommandeur, auf der höchsten der Herr Rittmeister. Lulus Liebhaberei in Bezug auf blankgewichste Reitstiefel teilte er als sittlich erzogener Mensch nicht, doch hatte er mit ihm gemeinsam, daß er keinen Maulkorb trug. Ganz abgesehen von allen anderen Gründen, die hierfür anzuführen sich jedermann beeilen würde, fällt auch noch der, und sogar zumeist, in das Gewicht, daß gar keine Façon für ihn vorrätig gewesen wäre und jedenfalls erst hätte angefertigt werden müssen, wenn er Neigung zu einer derartigen Modeneuerung verspürt. Den Kirchenbüchern, von deren Listen er als Mensch und Lieutenant nicht ausgeschlossen war, zufolge durfte der heilige Stand der Ehe sich nicht glücklich schätzen, ihn unter seinen Anhängern zu zählen. Jedoch — alles Irdische ist fehlbar, warum nicht auch ein Kirchenbuch, das am Ende doch nur aus dem besteht, woraus alles Papier gemacht wird — — es sollten andere Zeugnisse, man redete nicht gerade von schlagenden, sondern vielmehr von sprechenden, wenngleich ersteres auch wohl an ihnen zu erwähnen gewesen sein mag, existieren, welche mit den Kirchenbüchern in direktem Widerstreit lagen. Fügen wir zum Schluß noch hinzu, daß Lieutenant Graf Krachwitz ein hübsches, zierliches Kerlchen war, schön zum Verlieben, hübsch zum Küssen. Hatte er sein goldenes Pincenez auf die Nase geklemmt, so sah er auf dreißig Schritte ganz genau, was um ihn herum vorging. Lebhaft bedauerte er, daß Pinceoreilles noch nicht erfunden worden, und so mußte er sich damit begnügen, die Exerziersignale richtig zu verstehen, wenn sie zwanzig Schritte von ihm entfernt geblasen wurden, sonst aber auf ein Verständnis gänzlich verzichten.

Der Nachmittagsdienst ist das Todleiden des Kavalleristen bis zum Lieutenant aufwärts; von da ab beginnt wieder der Spaß an derlei Institutionen; gerade wie ein Kalb gegen das Schlachten protestiert, so lange es Kalb ist,

es aber nicht mehr thun würde, wenn es zum Metzger avancierte. Doch ich bitte, in diesen Vergleich keinen boshaften Sinn hineinzulegen. Der Grund dieses Abscheus gegen den Nachmittagsdienst liegt bei den Mannschaften in dem Worte: „Fußexerzieren“, bei den Unter- und Oberoffizieren in dem Worte: „Langeweile“. Natürlich giebt es Ausnahmen, welche ja bekanntlich erst die Regel machen sollen. Zu diesen Ausnahmen ist gemeiniglich der Wachtmeister zu rechnen.

Lieutenant Graf Krachwitz hat den Nachmittagsdienst bei seiner Schwadron regelmäßig zu überwachen: entweder unter dem Vorwande, daß er Offizier du jour sei, oder unter dem Vorwande, der Ordnung nach, er sei es zur Strafe, oder unter dem Vorwande, es sei unerläßlich für seine militärische Ausbildung. Wir bitten, namentlich dieses letztere Argument im Gedächtnis behalten zu wollen. Über das Wort Vorwand sind wir eine Rechenschaft schuldig: der Rittmeister, Herr von Rumpsteak, machte diese Vorwände, und, da er eben Rittmeister war, so erfuhr er das traurige Schicksal, aus seinem Irrtume nicht herauszukommen, sondern in der Düsterkeit desselben umherwandeln zu müssen, obwohl der gutmütige Graf Krachwitz ihm gern das Licht der Wahrheit angezündet hätte.

Aber kein Übel, es habe nicht wenigstens eine freundlichere Seite. So auch hier. Alle Morgen führte Rumpsteak die ihm anvertraute Schwadron auf die sogenannte Haide zum Exerzieren in corpore, oder er ließ abteilungsweise in der Bahn reiten. Weil er nun schon von Natur Wahlverwandtschaft mit dem Charakter eines Vogels besaß, der, so lange er lebt, nichts Rotes sehen kann und wenn er tot ist, gegessen wird (namentlich entwickelt er im Vereine mit Trüffeln und altem, echtem Bordeauxwein — aber keinen nachgemachten aus der Mancha — einen unverkennbaren Wohlgeschmack:) so war es ganz natürlich, daß er sich hierbei höchlichst irritierte und nachmittags melancholisch

wurde. Dann reichte er seiner Frau den Arm und ging mit ihr in dem Kohlfeld spazieren, welches er vor der Stadt besaß. Folge: Lieutenant Graf Krachwitz blieb ungestört in seiner Überwachung des Nachmittagsdienstes.

Aber grau und trocken ist alle Theorie. Vertauschen wir sie mit der lebensfrischen That eines durch diese Blätter verewigten Nachmittags.

Der Wachtmeister hat die Leute in verschiedene Abteilungen auseinander gethan und sie den Unteroffizieren überwiesen. Es wird zu Fuß exerziert in Helm und Säbel.

Eine wahre Pracht, dieses Exerzieren anzusehen. Darum freut sich wohl auch die liebe Sonne am Himmel so sehr und lacht so freundlich auf den irdischen Kasernenhof hinunter, daß das Réaumurthermometer im Schatten auf zwanzig Grad steigen würde; wenn nämlich welcher da wäre; es ist aber keiner da. Die Unteroffiziere lassen fleißig rühren.

Lieutenant Graf Krachwitz sitzt auf dem Balancierbaum und lehnt sich mit dem Rücken an den Stamm der längst abgestorbenen Kastanie, die früher an dieser Stelle einmal geblüht, ehe hier noch Kasernenhof war. Doch ich muß wieder bitten, hieraus keine boshaften Schlüsse zu ziehen. Lieutenant Graf Krachwitz hat die Augen geschlossen und träumt. Zu seinen Füßen liegt die treue Dogge und träumt wahrscheinlich auch. Lieutenant Graf Krachwitz fährt in die Höhe. Diesmal können wir von der Dogge mit Bestimmtheit behaupten, daß sie dasselbe that.

Der Lieutenant nimmt einen Stein auf und schleudert denselben über die Erde hin, ganz unbekümmert, ob in der Richtung, welche er passieren muß, sich die Unterschenkel marschierender Rotten befinden. Lulu kümmert sich ebenso wenig um dieselben. Durch zwei Abteilungen hindurch stürmt das Kötertier und bringt die Leute aus dem Schritt. Aber das ficht sie weiter nicht an; sie sind es gewohnt. Lulu packt den Stein mit den Zähnen und trägt denselben

zu seinem Herrn. Die Beine braucht er zum Laufen, sonst würde er sich jedenfalls zu diesem Zwecke nicht des Maules, sondern der unzweifelhaft appetitlicheren Pfötchen bedienen. Der Lieutenant faßt den begeiferten Stein sans gêne an — er trägt ja Handschuhe — und das alte Spiel beginnt von neuem.

Einer von den Leuten lacht. Damit hat er nun aber des sonst so guten Lieutenants schwache Seite getroffen. Lachen von seiten der Mannschaften während des königlichen Dienstes, das kann er nicht vertragen, namentlich, wenn er selber nur noch eben davonkommt, nicht vor Langeweile zu sterben. Wollen die Leute lachen, so steht es ihnen frei, wenn der Dienst vorüber ist, obwohl er eigentlich nicht einsieht, woher die Berechtigung stamme, daß gemeine Kavalleristen überhaupt lachen dürfen. Er springt auf. „Unteroffizier! Was lacht der Kerl! Will Er ernst bleiben! Warte Er nur, ich werde es Ihn schon beibringen! Was geht Ihn mein Hund an! Unteroffizier!" — „Herr Lieutenant." — „Lassen Sie den Mann in langsamem Schritte auf- und abexerzieren — hier vor mir." — „Zu Befehl, Herr Lieutenant."

Der Unglückliche muß sich in Positur stellen. „Eins!" kommandiert der Korporal. Das linke Bein fährt in die Luft und bleibt wagerecht in derselben schweben. Wir meinen natürlich das linke Bein des Soldaten.

Lulu blickt bald seinen Herrn an, bald das wagerecht ausgestreckte Bein — ein Satz und er springt über dasselbe fort. Man sollte nun denken, Lieutenant Graf Krachwitz wollte vor Lachen platzen. Gott bewahre. Lulu ist bereits über mehr als ein ausgestrecktes Bein weggesprungen. Aber er, der Kerl, er lacht, daß ihm die Thränen von den Backen rinnen und von oben, wie aus den Wolken, lachen noch mehr Leute. Es ist aber nur Schein, daß dieses Lachen aus den Wolken kommt, denn erstens sind gar keine am Himmel und zweitens erschallt es von einem der Ka-

sernensenster her, wo die Kameraden des Lieutenants in der Brüstung liegen, ihre Cigarre rauchen und Mokka trinken. Dieselben Kameraden, welche ihm bei Tische immer so viel Wein einschenken, daß er den ganzen Nachmittag über schläfrig ist.

Die übrigen Abteilungen, welche gerade „Rührt euch“ haben, lachen auch; aber nur leise, und an ihren Gesichtern kann Krachwitz es nicht bemerken; dazu sind sie zu weit von ihm entfernt. Der Unteroffizier, welcher den abgefaßten Sünder exerzieren lassen muß, preßt krampfhaft die Zähne zusammen. Im Innern bedauert er den armen Soldaten, sein Mund aber spricht: „Na, warte nur, du alte Krähe.“ Das ist Kommißpolitik.

Krachwitz hat das letzte Wort gehört. „So ist's recht!“ schreit er. „Dem Kerl nur gleich den richtigen Namen gegeben. Sagen Sie's ihm nochmal, daß er eine alte Krähe ist.“

„Na warte nur, du alte Krähe,“ sagt der Unteroffizier und bekommt dann plötzlich einen fürchterlichen Husten.

„Jetzt soll er traben, zur Strafe. Dauerlauf — potz Donnerwetter! Die ganze Bande lacht ja — auch traben — alle traben! Wettrennen sollen sie, immer von einer Mauer zur andern — allons, marsch! Wollt ihr laufen, Kerls!“

Und die ganze ihm zunächst stehende Abteilung muß laufen. Kaum aber hat sie einige Schritte gemacht, als Lulu ihr auch schon wie ein Pfeil nachfliegt, den Vordersten überholt und sich an der Wand den Kopf stößt. Doch das stört ihn nicht, obgleich es laut gebummst hat. Der Unteroffizier hustet stärker und wird feuerrot; von fern her kichert es, oben am Fenster wiehern die Offiziere.

Lulu wendet sich um, die Soldaten erreichen die Wand. „Kehrt!“ schreit der Lieutenant. „Wieder zurück bis zur andern Wand!“ Und die Leute machen Kehrt. Das Hundetier läßt sie ein Stückchen vorauf, dann schießt es ihnen

abermals nach und stößt sich diesmal an der gegenüberliegenden Wand den Schädel. Es kracht förmlich. Lulu scheint auch etwas zu spüren. Krachwitz wird lebhaft. Stolz regt sich in ihm, seinem Gemüt schmeichelt es, daß sein Köter die Soldaten im Laufen besiegt. Und: „Kehrt!" schallt sein Kommando. Mit einigen Schwierigkeiten zwar erfaßt Lulu die Situation, aber er erfaßt sie. Geschwinder wirft er die Beine, zum dritten wird er Sieger, zum dritten aber auch küssen sich sein Schädel und die Wand. Ob ihm die Ursache davon klar ist? Wer kann die Tiefen eines Hundegemütes ermessen?

Krachwitz lacht jetzt, daß ihm die Thränen über die Backen laufen. Aber er bleibt sich konsequent. Die „Kerls" dürfen nicht lachen. Da sie es doch thun, da sie es alle thun, so läßt er sie alle laufen, ausgenommen die Unteroffiziere und den Wachtmeister. „Was geht euch mein Hund an!" ruft er. „Wartet, ich lasse euch laufen, bis die Sterne vom Himmel herunterfallen, bis ihr euch sechs Fuß von euren Beinen abgelaufen habt, bis ihr euch nicht länger untersteht, im königlichen Dienst zu lachen!"

Und von einer Wand zur andern jagt die Schwadron sporenklirrend, daß es donnert wie wenn ein Regiment galoppiert, und dabei wiehern die Soldaten wie die Pferde vor Vergnügen. Ein Glück nur, daß sie die Leinenhosen tragen, in welchen zur Sommerszeit so viel Dienst gethan wird wie möglich. An der Tete aber jagt Lulu dahin, unermüdlich im Laufen, aber auch ebenso unermüdlich, sich an jeder Wand den Schädel zu stoßen. Er allein bleibt ernsthaft, kein Bellen, kein Knurren tönt aus seinem Munde, stumm thut er seine Pflicht, betreibt er, was er jedenfalls für sein Geschäft halten muß.

Wenn die Sonne hell scheint, fallen die wenigsten Selbstmorde vor, reduciert sich der Spleen auf sein Minimum, vergeht die Melancholie. Rittmeister Rumpsteak hat sich zwar diesen Morgen schwer geärgert; aber gleich nach der Mittags-

mahlzeit ist ihm der Ärger schon wieder verflogen. Er fühlt sich stark genug, noch eine Portion Ingrimm einzuschlucken und entschließt sich, seiner Schwadron einen Besuch abzustatten. Seine Frau ist jedenfalls sehr zufrieden, daß er sie heute nicht in den Kohlgarten führt.

Rittmeister Rumpsteak langt am Kasernenthor an. Dasselbe liegt so weit vom Exerzierplatz seiner Eskadron entfernt, wie es nach den Dimensionen des Kasernenhofes nur möglich ist. Er trägt ein paar von seinen weißen, leinenen Sommerwaschhosen.

Die Natur verlieh ihm ein paar gute Augen. Er sieht die Schwadron wie wahnsinnig von einer Wand zur andern rennen, als plagte sie der Leibhaftige. Darin findet er nun nichts Ungebührliches. Nach seiner Meinung können die Leute nie genug die Beinchen strecken. Er hat sich angewöhnt, immer in der Diminutivform zu sprechen. Aber er gewahrt da auch einen Hund; er erkennt dieses Hündchen. Zu seinen Privateigentümlichkeiten gehört, daß er keine „lebenden Tiere" leiden kann, ausgenommen natürlich Pferde. Außerhalb der Kaserne und seiner Ställe muß er sie leider dulden, weil er nicht die Macht hat, sie zu vernichten; aber innerhalb seiner Kaserne, da duldet er sie nicht. Katzen haßte er wie die Cholera, Hunde aber wie Katzen und die Cholera zusammen. Vor allem aber hegte er finstere Mordgedanken gegen Lulu. Er hatte geschworen, das „lebende Tier", wenn er es in der Kaserne oder in den Ställen attrapiere, totzustechen, zu ersäufen oder zu erschießen, es sei denn, daß er keine grausamere Todesart für dasselbe im Moment zu finden vermöchte. Rumpsteak war ganz der Mann, solche Drohungen zu vollziehen. Eines Tages hatte er unvermutet die Kaserne revidiert und einen Käfig mit Kanarienvögeln, einen Kater und sieben junge Hunde entdeckt. Erstere warf er mit samt ihrem Gehäuse einfach auf die Straße, letztere ersäufte er im gemeinsamen Wasserkrug und befahl, daß derselbe Wasserkrug in Ge-

brauch bleiben solle. Wer ihn zerbräche, erhielte drei Tage höllischen Arrest. Damit aber der Krug nicht dennoch durch einen andern ersetzt werde, kritzelte er seinen Namen in denselben. Seitdem hießen bei einem gewissen Regiment alle Wasserkrüge „Rumpsteaks", und wer in diesem gewissen Regiment jene seltsame Bezeichnung für genanntes Möbel hört, weiß dann, woher derselbe stammt; vorausgesetzt natürlich, er habe dieses gelesen oder sei anderweitig in die Historie eingeweiht.

Also Rumpsteak, der Rittmeister, haßte Lulu. Diese reizende Dogge hatte nämlich seine weißen, leinenen Sommerwaschhosen einstmals in jener oben bereits ebenso zart wie sinnig angedeuteten Weise als Eckstein benutzt.

Kein Mensch bemerkte das drohende Verderben. Plötzlich sprang Lulu vom Kurs ab und rannte in tollerer Carriere denn je, unter wütendem Gebell auf etwas zu. Unwillkürlich wandten sich aller Blicke ihm nach. Krachwitz sah eine weiße Wolke schimmern. Instinktmäßig ahnte ihm: der Rittmeister! Was sollte nun aus ihm, was aus seinem geliebten Hunde werden!

„Herr Lieutenant, der Herr Rittmeister!" raunte ihm auch schon der Wachtmeister zu.

„Halt! Angetreten!" schrie er. „Richt't euch!" Dann eilte er dem gestrengen Herrn Chef entgegen, die vorgeschriebene Meldung abzustatten. Unterdes war Lulu jenem gegen die weißen, leinenen Sommerwaschhosen gefahren, hatte einen häßlichen Flecken in dieselben gemacht, sich dann aber mit Blitzesschnelle wieder zurückgezogen; denn Rumpsteaks Sarraß flog aus der Scheide und ein Hieb pfiff durch die Luft, welchem man sicher die besten Absichten zumessen durfte.

„Schwadron zum Fußexerzieren!" meldet Krachwitz halb außer Atem, die Hand am Mützenschirm. Lulu bellt aus sechs Schritte Entfernung, als hätte er einen Mörder wiedererkannt.

„So, danke, Lieutenant — Graf — Krachwitz." Rump-

steak zieht seine Worte auseinander, als müsse er sich auf den Namen des Lieutenants besinnen. „So, danke — was ist das für ein Hündchen da — lebendes Tier — wie kam das lebende Tier, Hündchen, in den Kasernenhof? Ist das Ihr Hündchen, Lieutenant — Graf Krachwitz?" Lieutenant Graf Krachwitz kämpft einen kurzen, aber schweren Kampf. Es ist ihm so oft verboten worden, seinen Hund mit zum Dienst zu bringen, daß er ernstliche Befürchtungen wegen seines Ungehorsams hegt; Stubenarrest wochenlang, Strafversetzung, ja sogar Rückstellung im Avancement: das sind die Schreckensgedanken, die ihm durch das Hirn schießen. Er antwortet:

„Bewahre Gott, Herr Rittmeister." Es ist ihm, wie wenn er sein eigen Fleisch und Blut verleugnete.

„So — fremde Tiere auf dem Kasernenhof — Hündchen — herrenlose lebende Tierchen — dürfen nicht geduldet werden — müssen totgeschossen werden — tot. Unteroffizier du jour! Unteroffizier!" Rumpsteak weiß ganz genau, daß der Hund Krachwitz' Eigentum ist. Hohnlächeln malt sich auf seinem Gesicht ab. Der Unteroffizier du jour tritt heran. „Holen Sie Ihre Pistole, Mann, mit Patrone geladen; dann kommen Sie wieder und schießen das Hündchen da tot. Verstanden? Schnell!"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!" Der Mann macht Kehrt und geht in die Kaserne, um seine Pistole zu laden und herunterzubringen. Lieutenant Graf Krachwitz ist totenblaß. Lulu umknurrt und umbellt den Rittmeister, der mit der nackten Klinge in der Faust vor seine Schwadron tritt und die Front derselben mustert. Ihm folgt der junge Offizier, die Hand noch immer am Mützenschirm. An seine Fersen wieder fesselt sich Lulu. Er versetzt, ach, mit blutendem Herzen, der treuen Kreatur einen Fußtritt, daß sie aufschreit. Die leise Hoffnung bewegt ihn, sie möchte davonlaufen. Aber sie thut es nicht; sie leckt ihm sogar die Stiefelabsätze. Er schwitzt vor Angst. Oben die Kameraden

halten ihr Lachen zwar an sich, aber er weiß, sie sind voll von Wonne über die Situation. Und die Kerls, o, er ahnt, sie lachen innerlich, nur die eiserne Disciplin hält ihre Gesichtsmuskeln in Fesseln. Rumpsteak hatte die Kriegslist seines Lieutenants wohl bemerkt, aber nur schadenfroh die Lippen zusammengekniffen. Der Unteroffizier du jour erscheint. Krachwitz' Herz schnürt sich zusammen. Als der Soldat an ihm vorübergeht, raunt er ihm zu: „Daß Sie nicht treffen." Der Mann antwortet durch keine Miene, durch kein Wort. Dem Lieutenant kommt ein Gedanke. Er tritt dicht vor seinen Chef: „Herr Rittmeister," sagt er salutierend, „es möchte vielleicht gewagt sein, den Hund zu erschießen — er könnte vornehmen Leuten gehören, ich sehe da ein Wappen auf dem Halsband." Zugleich giebt er Lulu einen zweiten Tritt; aber Lulu weicht nicht, er sieht durchaus nicht ein, weshalb. Daß der Rittmeister das Wappen am Halsband nicht näher untersucht, davor ist Krachwitz ziemlich sicher; bis jetzt hat Lulu sich noch von niemand, ausgenommen ihm selber, anfassen lassen. Rumpsteak blickt ihn an, streicht sich den Schnurrbart, lacht: „Ja — Malheur — aber kann das nicht dulden, daß lebende Tiere — Hündchen ohne Maulkorb — hier auf dem Hofe herumlaufen — kann das nicht leiden — Malheur für den Besitzer — aber muß totgeschossen werden, das Hündchen." — „Infame Canaille," denkt Krachwitz; damit meint er zweifelsohne sein Hundevieh, das um den Rittmeister herumknurrt und sich nicht verjagen lassen will.

Der Unteroffizier du jour steht der Befehle seines Chefs gewärtig. „Geben Sie her, die Pistole — ist geladen? Scharf geladen das Pistölchen mit Patrönchen?" — „Zu Befehl." Rumpsteak nimmt die Mordwaffe in die Hand. „Herr Rittmeister," stößt der unglückliche Lieutenant mehr hervor als er sagt, „der Hund gehört einem Freund von mir, er ist mir nachgelaufen — ich käme in die tödlichste Verlegenheit." — „Ja schlimm, sehr schlimm, Malheur für

den Freund — kann aber nicht helfen. Lebendige Tiere auf meinem Kasernenhof schieße ich tot. Sehen Sie, Lieutenant — Graf Krachwitz" — er muß sich wieder erst auf den Namen besinnen — „das Hündchen könnte Ihnen zum zweitenmal nachlaufen — sehen Sie, das ginge nicht — da hätten wir das alte Späßchen." Lieutenant Krachwitz betet zu Gott im Himmel, er möge ihm sein Hundevieh retten. Währenddessen steht die Schwadron „stramm", wie eine Front von Eisen. Oben am Fenster die Offiziere hoffen, daß Rumpsteak keinen Ernst machen werde. Unten in der Kantine sitzt Krachwitz' Bursche und sinnt auf Rettung. Er hat alles gesehen. Da er Offiziersdiener ist, braucht er den Schwadronsdienst nicht mitzumachen. Kantine ist das Restaurationslokal einer Kaserne. Kenntlich ist sie an dem, was man mit dem Gegenteil des Wortes „Sauberkeit" bezeichnet. Wichse, Schwämme, Bürsten, Brot, Speck, Kaffee und Bier werden hier zu civilen Preisen an die Soldaten verkauft. Der mannigfaltigen Warenvorräte wegen gehören Mäuse zur ersten und eine Katze zur zweiten berechtigten Eigentümlichkeit einer Kantine. Schmoll, so heißt Krachwitz' Diener, wendet sich zu dem Wirt, der hinter ihm steht und sagt: „Herr Welcke! Sie müssen mir Ihre Katze geben." — „Meine Katze, ich werde mich hüten, damit der tolle Rittmeister sie mir totschießt!" — „Was wollen Sie für die Katze?" — „Nichts, sie ist mir nicht feil." — „Ich biete Ihnen zehn Thaler." Herr Welcke blickt den Offiziersburschen an und sagt nichts. Dieser läßt seine Augen einen Moment lang über den Hof gleiten.

Rumpsteak hatte die Pistole erhoben und langsam auf Lulu gerichtet. Lulu mochte das Ding unbehaglich vorkommen. Er klemmt sich zwischen die Beine seines Herrn und fletscht, von dieser sichern Stelle aus, den Gegner an. Lautlos steht die Front; die Offiziere oben lauschen gespannt; Lieutenant Krachwitz beginnt es zu schwindeln. Eiseskalt bleibt Rumpsteak allein, er lächelt, seine Lippen murmeln:

„Hündchen — lebendes Tier." Er beugt seinen Oberkörper ein wenig vor und geht mit langsamem Schritt Lulu näher —

„Herr Welcke, fünfundzwanzig Thaler — hier meine Uhr zum Pfand." Auf welche Hoffnung hin macht Schmoll diese Versprechungen, die für seine Verhältnisse enorm sind? Er legt die Uhr und die silberne Kette, an welcher er sie um den Hals getragen, vor dem Kantinenwirt auf den Tisch. Die schwarze Katze sonnt sich in einem Winkel und schnurrt, anscheinend sehr lebensfroh. Was kümmert sie alle Menschenqual? Hat ihr je ein Mensch thatsächliche Hilfe beim Mäusefang geleistet? Gott bewahre, dazu sind diese Geschöpfe viel zu plump.

Herr Welcke sah die Uhr, sah das bittende Gesicht des Soldaten, dessen Blicke von der Katze in den Hof, vom Hof zu der Katze irrten —

Vier Schritte ist Rumpsteak noch von der Dogge entfernt. Krachwitz drückt und preßt und stößt die Bestie und murmelt: „Fort, Lulu, nach Hause, fort," kalter Angstschweiß ist ihm auf die Stirn getreten. Lulu aber rührt sich nicht und zeigt Rumpsteak seine beiden Zahnreihen —

Herr Welcke macht eine kurze Bewegung, greift die Katze im Nacken, giebt sie Schmoll und will eben sagen: „Aber fünfundzwanzig Thaler" — da ist Schmoll mit dem Biest schon vor der Thür —

Rumpsteak steht jetzt ganz dicht vor der Dogge und bringt die Pistolenmündung in gleiche Distance mit dessen Kopf. Lulu zieht sich etwas zusammen, aber weicht nicht. Der Lieutenant thut unwillkürlich seine Beine weiter auseinander. „Fort, fort," betet er und macht einen letzten verzweifelten Versuch, die Dogge durch einen Hackentritt zur Flucht zu bewegen; doch diese reibt sich das Fell an ihrem Herrn und — bleibt. Abermals ein kurzer Kampf in Krachwitz' Seele. Diesmal siegt nicht der Egoismus. Nein, er kann es nicht dulden, daß Lulu zwischen seinen eigenen

Beinen dahingemordet wird in der Blüte der Jahre, es wäre zu schrecklich. Er will alles dulden, ja alles — Stubenarrest, Strafversetzung in — brr! — irgend ein polackisches Nest, wo Wölfe die Tischler samt dem Winkelmaß fressen — „Herr Rittmeister!" ruft er. „Der H—

Weiter kam er nicht.

„Lulu, die Katz! die Katz!" brüllte jemand. Zugleich flog ein Katzenvieh, von kräftiger Hand geschleudert, über den Hof, bis dicht vor die Front. „Lulu, die Katz! die Katz!" Wo wäre ein Hund nicht in den Kampf gestürzt, wenn dieses uralte Schlachtgeschrei erschollen. Aufschnob Lulu — er erblickte den Feind; heiseres Keuchen kommt aus seinem Rachen, dann lautes Bellen, die Muskeln ziehen sich ihm zusammen — das alles ein Moment. Im nächsten ist er durch des Rittmeisters reine, weiße, leinene Sommerwaschhose hindurchgesprungen und mit Todesmut, mit Furie stürmt er gegen den Kater. Der aber weicht schon vor dem Angriff, er wendet sich zur Flucht — das ist seine Art des Kampfes. Ihm nach setzt Lulu. In einer Sekunde sind sie in der einen Ecke des Hofes. Die Katze, in die Enge getrieben, wagt den verzweiflungsvollen Satz über Lulus Rücken und rast nun dem Ausweg zu, dem Kasernenthor; für sie giebt es da immer eine Lücke. Rumpsteak ist zurückgeprallt. Wut färbt seine Wangen, er schießt, aber er schießt natürlich vorbei. Schneller jagt die Verfolgte.

„Herre Gott! Herrn Welckes Katze!" ruft jemand. Krachwitz erkennt die Stimme — das ist Schmoll, sein Bursche. Er sieht ihn nach dem Kasernenthor laufen, an welchem Lulu wütend in die Höhe springt — er reißt es auf — hinaus rast das Hündchen, das lebende Tier.

Rumpsteak ließ die Pistole zur Erde fallen, lachte, strich sich den Bart und meinte: „Ist entwischt das Hündchen — verdammte Katze — hat Glück, Ihr Freund, Lieutenant Graf Krachwitz — aber —"

Wir glauben, Lieutenant Graf Krachwitz hat sich fortan

gehütet, sein lebendes Tier wieder mit in den Kasernenhof zu nehmen; wir glauben ferner, daß Herr Welcke fünfundzwanzig Thaler bekam und sich nicht einmal eine neue Katze zu kaufen brauchte, weil die alte ihm wieder zulief; wir glauben zum dritten, daß Schmoll, der Offiziersbursche — man weiß bei wem — mehrere Tage lang sehr vergnügt gewesen ist; wir glauben zum letzten, daß Rittmeister von Rumpsteak viele Tage melancholisch war und alle Nachmittage seine Frau in die Kohlköpfe vor der Stadt führte.

Der Besuch beim Lieutenant.

Es war Abend; der Mond schien nicht. Es war Sommer, und wir sind in einem Garten.

In diesem Garten geht Lieutenant von Sturmfeld.

Er geht nicht allein.

Neben ihm schreitet die junge und schöne Marie, Marie Cäcilia Wunnesam; so hieß sie, Wunnesam.

Otto von Sturmfeld war es gelungen, ihr Herz zu erobern, — noch hatten sie sich nicht erklärt; aber er wußte es.

Er war ihre erste Liebe, sie seine dreizehnte oder vierzehnte. Nein, eigentlich war sie doch seine erste.

Kein Mädchen noch hatte er angebetet wie Marie Cäcilia; und wenn er dachte, daß er sie vielleicht nicht heiraten könne, dachte er zu gleicher Zeit mit daran, sich eine kalte Kugel durch das unglückliche Herz zu schießen.

Ob er es wirklich gethan, das weiß ich nicht. Zur Stunde jedoch war es sein bitterer Ernst. Früher hatte er es nur geschworen, aber selber nicht an seinen Schwur geglaubt.

Marie Cäcilias Vater gehörte nicht zu den armen Leuten. Er besaß eine Fabrik, ein Haus in der Stadt, ein Haus auf dem Lande mit einem großen Park, verschiedene Equipagen und Reitpferde. Jedes Jahr machte er mit seiner Familie große Reisen. Man könnte daher wohl annehmen, daß Marie Cäcilia einst eine gute Mitgift zu erwarten hatte — einst? Demnächst hoffte Lieutenant Sturmfeld. Er konnte Geld brauchen. Welcher Lieutenant könnte kein Geld brauchen? Aber, wenn Marie arm gewesen wie ein Bettelkind, er hätte sie erst recht zum Weibe genommen.

Und das Kautionsgesetz?

Lieutenant von Sturmfelds Vater hatte zu seinem Sohn gesagt: „Junge, für deine Carriere ist es am besten, du schlägst dir die Frauenzimmer möglichst aus dem Kopfe. Bist du aber einer Person ins Netz gefallen und mußt sie durchaus heiraten, nun, dann komme zu mir — zwölftausend Thaler sind noch übrig. Aber ich bitte ich, mach' keine Schulden daraufhin."

Es ist immer gut, wenn der Mensch etwas Geld hat. Der alte Wunnesam hatte solchen Menschen lieber als einen, der arm war. Wir sind alle so. Das Jawort zur Vermählung mit einem armen Lieutenant hätte seinem Töchterchen Marie Cäcilia viele Not, viele Schmeicheleien, auch wohl manche Thräne gekostet.

Bis jetzt ahnte der alte Herr nur, daß Otto und Marie Cäcilia einander lieb hatten.

Also, der Offizier und das junge Mädchen gingen im duftigen kühlen Garten, und was sie zusammen sprachen, ist ganz gewöhnliches Zeug gewesen; meistens aber blieben sie stumm.

Die Nachtigall, die sie für ein Liebespaar hielt und ihnen zuhören wollte, weil sie von den Liebesleuten die süßen Worte lernt, die sie dann zu Liedern in ihrer Nachtigallensprache umdichtet, ärgerte sich über die beiden, weil sie nichts Brauchbares von ihnen erlauschen konnte.

Und als sie nun lange genug gegangen waren und der Lieutenant seine Dame wieder zu der übrigen Gesellschaft führen mußte, obgleich es ihnen schwer ward, ihre stille Glückseligkeit zu enden und vor den Gästen zu thun wie zwei gewöhnliche Personen, die eigentlich gar nichts Näheres miteinander zu schaffen haben: — da gab er ihr den ersten Kuß.

Und während sie noch von seiner Berührung bebte, sagte er ihr: „Marie Cäcilia! ich nenne dich jetzt ‚du'. Du wirst meine Frau. Morgen Nachmittag bin ich wieder hier und halte um dich an."

Sie sagte nichts. Wenigstens jetzt sagte sie nichts. Nachher, als der Lieutenant Abschied nahm, um nach der Stadt zurückzufahren, gab sie ihm ihre zitternde Hand, und Lieutenant Otto war überzeugt, diese beiden Worte verstanden zu haben: „Komme ja!"

Dann lief sie schnell von ihm fort.

Das Landhaus, in welchem Marie Cäcilia wohnte, lag von der Stadt gute zwei Stunden entfernt. Lieutenant Otto hatte sich vorgenommen, gegen zwei Uhr hinauszureiten und seinem Burschen deswegen bereits Bescheid erteilt. Als er nun zur Mittagszeit in das Kasino kam, wo die Herren Offiziere des Regiments speisten, fand er seine Kameraden in einer gewissen Aufregung. Zu einer Gruppe tretend, fragte er, ob irgend etwas Besonderes passiert sei, ob Frankreich dem Deutschen Reich vielleicht wieder einmal den Krieg erklärt habe.

„Nein, Seine Excellenz, General von Thurm, unser neuer Corpskommandeur, trifft heute hier ein, und um fünf ist große Vorstellung. Punkt fünf, Sturmfeld, hier im Kasino, dienstlich!" gab ihm jemand Bescheid.

„Ist das wirklich wahr?" sagte Otto von Sturmfeld erschrocken.

„Mein voller Ernst," versetzte der Auskunftgeber. „Ich mache diesmal keinen Spaß."

„Ja, Lieutenant Sturmfeld, der General kommt," bestetigte von Achtzig, Hauptmann der Compagnie, bei welcher unser Otto steht. „Es ist Ihnen doch hoffentlich recht angenehm?" fragte e r etwas maliziös.

„Da soll doch den verdammten General der Teufel holen! Muß denn der dumme Kerl gerade heute kommen!" rief Otto laut, heftig mit dem Fuße aufstampfend.

Alle wurden still und sahen nach ihm hin. Zu spät er-

kannte Otto, was er selber eben für ein dummer Kerl gewesen.

„Lieutenant von Sturmfeld, es thut mir leid," sagte Hauptmann Achtzig ernst. „Ich muß Ihnen für diese Äußerung Stubenarrest bis morgen Mittag auferlegen. Seien Sie froh, wenn Ihnen nicht noch weitere Unannehmlichkeiten entstehn. Adieu."

Feuerröte über das Gesicht, hörte Otto in stramm dienstlicher Haltung seines Hauptmannes kurze Rede an. „Zu Befehl," sagte er dann, machte kehrt und ging fort.

Unten an der Thür holte ihn sein Freund, der Adjutant Busch, ein, legte ihm die Hand auf die Schulter und meinte tröstend: „Du bist zwar sehr grob gewesen; aber die Sache ist nicht so schlimm. Hauptmann Achtzig konnte nicht anders; aber er meldet dich nicht, hat er gesagt. Die Geschichte bleibt also unter uns. Wahrscheinlich läßt er dich wieder holen, wenn der General da ist. Nimm dich zukünftig aber in acht. Sag', was hattest du denn eigentlich für heute Nachmittag vor?"

„Nichts!" gab ihm Otto bekümmert zur Antwort, machte sich von dem Freunde los und schritt schnell seiner Wohnung zu.

„Eine ganz verwünschte Geschichte, ganz verwünscht! Als ob eine böse Fee es gerade so eingerichtet hätte! Aber es ist mir alles gleich. Was gilt mir der General, was Stubenarrest, was die längste Strafpredigt — ich muß zu Marie!"

So sprach Lieutenant Otto von Sturmfeld, vom Sofa aufspringend, auf welches er sich geworfen, nachdem er in seiner Wohnung angekommen war, und auf dem er vielleicht eine halbe Stunde gelegen hatte.

„Ich sollte sie gar nicht sehn," fuhr er fort, mit mächtigen Schritten hin und her spazierend. „Jetzt sehe ich sie erst recht, viel länger als ich eigentlich gewollt, lange, sehr lange — o, du meine Marie!"

Er rannte nach der Thür, öffnete sie und schrie hinaus: „Töpfer, Töpfer, Tö ... pfer! Töö .... pfeeerrr! Wo steckt denn der Kerl in aller Großmutter Namen!“ Er schrie dasselbe und ähnliches vielleicht noch fünf Minuten lang, bis der Hauswirt kam und, so freundlich ein Hauswirt nur zu bitten vermag, bat, der Herr Lieutenant möchten doch keinen solchen Lärm machen, wofür der Hauswirt einige Grobheiten erhielt, und zwar so grobe Grobheiten, wie ein Lieutenant sie nur machen kann und wodurch er nichts erreichte, ausgenommen, daß der Lieutenant noch lauter schrie.

Endlich tappste ein Gegenstand die Treppe hinauf, der nichts anderes als die leibliche Hülle sein konnte, in welcher Töpfers Geist steckte. Der Lieutenant kannte dieses Tappsen genau, gönnte sich darum eine Pause und sammelte neue Kräfte zum Anbrüllen Töpfers für den Augenblick, da dieser pflichteifrige Soldat thatsächlich vor ihm stehn würde. Aber, als es so weit war, vermochte er nur zu krähen: „Töpfer, du liederlicher Herumtreiber! wo hast du gesteckt?“

„Unten auf dem Hofe, Herr Lieutenant,“ antwortete der Offiziersbursche mit der unschuldigsten Miene.

„Töpfer!“ krächzte der Lieutenant weiter, indem er zugleich mit dem Soldaten in die Stube zurücktrat, „Töpfer, wenn ich schreie, daß das ganze Haus zusammenläuft, dann lüge mir nicht vor, daß du auf dem Hofe gewesen bist.“

„Ganz gewiß, Herr Lieutenant, ich war auf dem Hofe. Ich habe Zeug ausgeklopft. Dabei kann man nichts hören.“ Töpfer that beinahe beleidigt.

„Töpfer,“ sagte der Lieutenant — er konnte jetzt wenigstens wieder sprechen, ohne bei jedem Worte Atem holen zu müssen — „Töpfer, wenn du lügst, lüge doch wenigstens nicht so dumm! Bedenke, daß das Zeugausklopfen Skandal macht und daß ich's hätte hören müssen.“

„Ja, wenn man selber — —“

Ein drohender Blick des Lieutenants schnitt dem nase-

weisen Burschen das Wort ab. „Du bist wieder in der verdammten Kneipe schräg gegenüber gewesen, so steht die Sache — mein Pferd gesattelt!“

Otto von Sturmfeld begab sich gleich mit nach dem Stalle hinunter. Als er aufgesessen war, befahl er, die Hinterthüre des Hofes zu öffnen, weil er nicht über die Straße wolle, und ehe er hinausritt, sagte er: „Töpfer, hier sind fünfzehn Groschen, mit denen gehe auf irgend ein Bierdorf vor der Stadt und lasse dich möglichst von keinem deiner Kameraden sehn, am wenigsten aber von einem Offizier. Fragt dich aber doch jemand nach mir, so werde grob, wenn es ein gemeiner Kerl ist — du kannst doch grob werden, Töpfer?“

Töpfer lächelte. „O gewiß, Herr Lieutenant.“

„Ist's aber ein Lieutenant oder gar ein noch höheres Tier, so sagst du, ich hätte mich eingeschlossen und dich fortgeschickt. Beileibe aber darfst du niemandem verraten, daß ich ausgeritten bin. Nach Dunkelwerden komme ich zurück. Verstanden!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant.“

„Also wiederhole.“

Töpfer wiederholte durchaus zu Ottos Zufriedenheit. „Gut,“ sagte Otto, „und nun mach' das Thor auf.“

Töpfer öffnete den einen Flügel, gab dem Fuchs einen Schlag auf die Schenkel, weil das dumme Tier nicht aus dem ungewohnten Ausgange hinauswollte und sah seinem Herrn noch ein Stück nach, wie dieser die Hintergasse hinabritt.

„Herr Hauptmann von Achtzig, auf ein Wort.“

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Kommen Sie mal ein bißchen mit hier in die Ecke.“

Hauptmann von Achtzig folgte dem General, sehr verwundert und neugierig, was der hohe Offizier wohl mit ihm für Geheimnisse vorhabe.

„Hören Sie mal, Herr Hauptmann — es ist mir da etwas Unangenehmes zu Ohren gekommen.“

Hauptmann von Achtzig sah den General an. Was sollte er auch anders thun?

„Die Sache betrifft den Lieutenant Sturmfeld,“ fuhr Se. Excellenz fort.

„O weh!“ dachte der Hauptmann.

„Lieutenant von Sturmfeld hat sich unpassende Ausdrücke erlaubt.“

„Ich kann es leider nicht leugnen.“

„Nicht wahr: den verdammten General soll der Teufel holen; warum muß der dumme Kerl denn gerade heute kommen — das hat er gesagt.“

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Kennen Sie die Verhältnisse des Lieutenants näher?“

„O ja. Sein Vater —“

„Das meine ich nicht. Wissen Sie vielleicht, weshalb es ihm so besonders unangenehm war, heute dienstlich gebunden zu sein?“

Der Hauptmann sagte, er hätte keine Ahnung.

„Ich erinnere mich nicht, den Lieutenant von Sturmfeld hier gesehn zu haben.“

„Er befindet sich in seiner Wohnung — auf meinen Befehl.“

„Hm — ich möchte ihn wohl sprechen.“

„Wenn Excellenz befehlen, schicke ich sogleich nach ihm.“

„Nein, nein, lassen Sie nur. Ist nicht so wichtig. Bleibe auch morgen noch hier. Ich danke, Herr Hauptmann.“

„Erlauben Excellenz mir eine Frage?“

„Gerne.“

„Darf ich um den Namen des Kameraden bitten, der Excellenz von dem Vorfall in Kenntnis setzte?“

Der General überlegte. „Major Stockbein war es. Er hörte die betreffenden Äußerungen.“

„Ich danke, Excellenz." Bei sich dachte Hauptmann Achtzig: „Schade — einen Major kann ich nicht zur Rede stellen; aber ich werde meinen lieben Stockbein seine hämische Klatscherei schon einträuken."

Einige Zeit später teilte der General dem Hauptmann mit, daß er doch noch am Abend abreisen müsse und daß es ihm ganz lieb sein würde, wenn er den schuldigen Lieutenant ins Kasino bestelle. Jetzt gleich sei es nicht nötig; er wolle erst noch einen Gang machen; doch stelle er die Sache in des Herrn Hauptmanns Belieben. Der Hauptmann dachte, er wolle Sturmfeld noch ein bißchen im Stubenarrest belassen.

Es fiel Herrn Töpfer, dem Burschen des Lieutenants, gar nicht ein, auf ein Bierdorf hinauszugehn. Es war ihm viel zu heiß dazu. Im Gegenteil hatte er schon längst das Bedürfnis gefühlt, eine Pfeife von des Lieutenants türkischem Tabak zu rauchen; und weil die Abwesenheit seines Herrn eine vortreffliche Gelegenheit hierfür bot, wollte er diese Gelegenheit auch benutzen.

Er ging in die Wohnung hinauf, zu der er einen zweiten Schlüssel hatte, sperrte sich oben ein und stopfte sich die Pfeife mit türkischem Tabak. Indem er sie schmauchte, saß er auf dem Schaukelstuhl, wiegte sich hin und her und wünschte sich nur, er könnte es alle Tage so gut haben.

Um zwei setzte er sich des Lieutenants rote Trobbelmütze auf. Um halb drei zog er des Lieutenants Schlafrock an. Um drei kochte er sich auf des Lieutenants Maschine Kaffee, versteht sich von selber, vom Kaffee, der dem Lieutenant gehörte. Um halb vier legte er sich so lang er war auf des Lieutenants Sofa und schlummerte ein wenig. Um fünf wachte er wieder auf, gähnte er verschiedene Male, überlegte, ob es jetzt kühl genug sei, um aufs Dorf zu spazieren, fand, daß es noch viel zu heiß dazu war und griff nach der kon-

servativen Zeitung, welche Lieutenant Sturmfeld sich hielt. Er teilte die Richtung dieses Journals nicht, schüttelte bei verschiedenen Stellen bedenklich den Kopf und legte sie endlich wieder hin.

Weil er nichts besseres zu thun hatte, stöberte der freche Kerl jetzt in des Lieutenants Stube herum, untersuchte alle nicht verschlossenen Schubladen, las sämtliche Briefe und Karten, die der Lieutenant hatte herumliegen lassen, stahl verschiedene Hemdenknöpfe und fünf Zündhütchen, entdeckte eine Flasche mit Cognac, die sein Herr unfehlbar vergessen haben mußte, weil er sich neulich Cognac aus der Konditorei holen ließ, und machte sich daher kein Gewissen daraus, diese entdeckte Flasche mit Cognac ebenfalls zu stehlen. Sonderbar, einen kleinen Spaziergang zu machen, war es ihm zu heiß, aber eine Menge Cognac, noch dazu ohne Wasser zu trinken, war es ihm nicht zu heiß.

Starke Spirituosen üben eine bekannte Wirkung auf den menschlichen Körper. Töpfers Körper besaß nicht das Privilegium, von dieser Wirkung befreit zu bleiben. Er wurde fürs erste stark aufgeregt und bekam Lust zu den unglaublichsten Streichen.

Schon lange war es ihm klar gewesen, daß er sich famos als Lieutenant machen würde; nur hatten ihn leider Verhältnisse verhindert, der Welt die gleiche Überzeugung beizubringen, und wir haben allen Grund zu vermuten, daß diese Verhältnisse höchstens von der großen socialdemokratischen Revolution werden über den Haufen geworfen werden können — dann braucht man aber wieder keine Lieutenants mehr.

Um wenigstens etwas in dieser Angelegenheit vorzunehmen, kleidete Töpfer sich von Kopf bis zu Fuß als Offizier, wobei er das Eigentum des Herrn von Sturmfeld zu benutzen so freundlich war. Auch das eiserne Kreuz, das sein Herr in einem scharfen Treffen gewonnen, heftete er an seine Brust, legte den Degen an und betrachtete sich im

Spiegel. Man mußte es ihm lassen — er war ein ganz schmucker Bursch und hätte äußerlich wenigstens einen ganz respektablen Lieutenant abgegeben. Er selber bildete sich beinahe ein, er sei nun wirklich einer geworden.

Aber es genügte ihm nicht, nur im Verborgenen zu blühn. „Um Gottes willen! denkt man wohl, der Mensch wird doch nicht so thöricht sein, auf die Straße zu gehn? Ist er denn wirklich in Größenwahnsinn verfallen? Nun, auf alle Fälle wird der Spaß gut, wenn er auf die Straße geht.“ Nein, so dumm war Töpfer denn doch nicht. Er stellte sich ans offene Fenster.

Er will Kameraden auf den Leim locken. Richtig, es dauert gar nicht lange, da kommen zwei Rekruten vorbei. Sie sehen Töpfer; sie halten Töpfer natürlich für einen Offizier, sie salutieren Töpfer — Töpfer fühlt sich ausnehmend geschmeichelt. Er ruft die beiden an, befragt sie nach Namen und Heimat und schenkt einem jeden zwei Cigarren — von des Lieutenants feinen, teuren Cigarren, die er sich stets direkt aus Hamburg bestellt.

Das Spiel wiederholt sich. Das heißt, Cigarren giebt Töpfer nicht mehr; aber er läßt sich grüßen und nickt nachlässig wieder.

Sein Freund Sasse schlendert die Straße herauf. Töpfers erste Bewegung ist, vom Fenster zurückzutreten. Aber da muß ihn der Teufel reiten und bläst ihm ins Ohr: „Versuch's einmal, ob Sasse dich wohl erkennt.“ Er bleibt am Fenster.

Sasse bemerkt eine Offiziersuniform. „Fremder Besuch bei Sturmfeld,“ denkt er. Unwillkürlich nimmt er einen etwas strammeren Schritt an und hebt die Hand, um sie an die Mütze zu legen. Aber sein Arm sinkt schnell wieder.

„Töpfer!“ ruft er hinauf. „Schmeiße mich auch mal 'ne Cigarre 'runter.“

Töpfer steht wie starr.

„Na, laß es man nach. Ich hol' sie mich selber!“ ruft

Sasse wieder und geht in das Haus. Er poltert so lange an die Thür, bis Töpfer aus Furcht, durch den Skandal irgend wie verraten zu werden, öffnet.

Es schadet im Grunde nichts, daß Sasse sein Inkognito durchschaut hat. Sasse ist kein Spielverderber. Sie haben beide schon manchen Streich zusammen ausgeführt.

Und wie gut Sasse Spaß versteht, das zeigt sich sofort. Er geht auf die Komödie ein und übernimmt die Rolle eines Offiziers, der seinen Herrn Kameraden zu besuchen gekommen ist.

Nun treiben die beiden das tollste Zeug. Wie ein Lieutenant sich räuspert und spuckt, das wissen sie vortrefflich, und was ein Lieutenant für Manieren an sich hat, verstehen sie künstlerisch treu nachzuäffen. Sie nennen sich „Sie"; sie schwatzen von Pferden und von den „Kerls"; sie verklatschen ihren Hauptmann und mokieren sich über den und jenen von ihren Kameraden. Dazu rauchen sie unverschämt viel von dem Türkischen und trinken die Flasche Cognac bis auf den Grund leer. Nur zuweilen verstehen sie sich. Da sagt zum Beispiel Töpfer zu Sasse: „Sasse, du bist ein Esel!" und da sagt Sasse zum Beispiel zu Töpfer: „Halt's Maul, oder ich spring' dir ins Gesichte!"

Endlich wird's Zeit, daß sie den Unsinn aufgeben und die Spuren ihrer segensreichen Thätigkeit vertilgen. Sasse geht, nachdem er sich mit Töpfer verabredet, sie wollten sich in einer guten halben Stunde bei Pingels treffen. Pingel ist der Besitzer einer famosen kleinen Kneipe, wo man kühl und ungeniert sitzt, wo das Bier gut und das Essen billig ist. Mehr kann man doch von einer Kneipe nicht verlangen.

Töpfer legte sich noch einen Augenblick auf das Sofa, ehe er die Kaffeemaschine reinigte und die Stube wieder räumte. Die Thür hinter Sasse wieder zu verschließen, hatte er nicht für nötig gehalten oder es vergessen.

Unten an der Hausthür begegneten Sasse zwei Offiziere.

Der eine war ein General, der andere war ein Lieutenant. Vorschriftsmäßig machte er Front.

„Wohnt hier der Herr Lieutenant von Sturmfeld, mein Sohn?“ redete der General ihn an.

„Zu Befehl!“

„Ist der Herr Lieutenant noch zu Hause?“ fragte der General weiter.

„Zu Befehl!“ antwortete der schlechte Sasse wieder.

„In welcher Etage wohnt er?“

„Erste Etage, rechts!“

„Schön, ich danke, mein Sohn.“ Dann nickte der General und entließ den Soldaten. Zu seinem Begleiter wandte er sich dann: „Wollen Sie so freundlich sein, auf mich zu warten.“

„Wie Ew. Excellenz befehlen,“ entgegnete der Begleiter, die Hand an den Mützenschirm legend.

General von Thurm stieg die Treppe hinauf bis in die erste Etage, zog die Klingel, drückte, als nicht gleich geöffnet wurde, die Klinke nieder, gelangte auf einen kleinen Vorflur, pochte an eine Thür und machte dieselbe auf, ohne ein Herein abzuwarten. Ein General darf sich das wohl erlauben, wenn er in gewissen Angelegenheiten zu einem Lieutenant kommt. Auf einem Kanapee lag jemand, den er natürlich für den Lieutenant von Sturmfeld halten mußte, der aber, wie wir wissen, unser lieber guter Töpfer war.

„Guten Tag!“ sagte der General.

Töpfer fuhr in die Höhe. Er erblickte den hohen Offizier, einen großen streng und ernst blickenden Mann. Schnell sprang er auf und stellte sich stramm dienstlich hin.

„Nun,“ hub der General an. „Sie machen mir schöne Geschichten, Herr. Wissen Sie, daß Sie sich höchst respektwidrig benommen haben. Ich bitte um Antwort.“

„Zu Befehl,“ sagte Töpfer.

„Was würden Sie sich für Strafe diktieren,“ fuhr der

General fort. Töpfer schwieg. „Ich bitte um Antwort," setzte der General hinzu. Ob er sich wohl selber einbildete, daß er bäte?

Töpfer schwieg.

„Ich habe um Antwort gebeten."

„Acht Tage Arrest," sagte Töpfer kleinlaut.

„Acht Tage Arrest meinen Sie — gut, Sie sollen acht Tage Arrest haben, und zwar gleich von jetzt an. Ich muß Ihnen gestehn, Sie gefallen mir wenig. Ich hätte mir gedacht, Sie würden einige Worte haben, um Ihren Fehler wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen. Aber statt dessen stehn Sie wie ein verstockter Missethäter da. Nun — —"

Töpfer schwieg.

„Ihr Schweigen könnte mich veranlassen, die acht Tage in Ernst aufrecht zu erhalten, mein Herr Lieutenant."

Die Worte „mein Herr Lieutenant" hielt Töpfer für Ironie; zwar kannte er den Ausdruck Ironie nicht, wohl aber den Begriff.

„Ich bitte um Antwort!"

Töpfer schwieg.

„Es ist eigentlich gar nicht meine Absicht, strenge mit Ihnen zu verfahren; jedoch — — ich weiß wirklich nicht, Sie benehmen sich so auffällig sonderbar, so ganz und gar nicht, wie man es wohl erwarten könnte. Herr! haben Sie denn gar nichts zu sagen? Lange halte ich mich nicht bei Ihnen auf."

„Ich, ich," stotterte Töpfer. „Excellenz, ich, ich habe —" dann war's wieder vorbei mit dem Redestrom.

Der General stampfte ärgerlich mit dem Fuße auf.

„Nun, Sie haben Ihre acht Tage, gleich von jetzt ab. Ihrem nächsten Vorgesetzten werde ich Meldung machen. Adieu."

Damit ging er, vor sich hinmurmelnd: „Der Mensch paßt ganz und gar nicht zum Offizier."

Der Lieutenant, der unten auf den General gewartet, wunderte sich, den letzteren so schnell wiederkommen zu sehn; aber er fragte nicht. Er merkte wohl, daß Se. Excellenz arg verstimmt waren.

Später abends, als Herr von Thurm in das Kasino zurückkam, suchte er sogleich Hauptmann von Achtzig auf und erzählte ihm: „Ich bin eben selber bei dem Lieutenant von Sturmfeld gewesen.“

„Das war sehr freundlich von Ew. Excellenz. Und ich hoffe, Sie haben von dem jungen Offizier eine gute Meinung — —“

„Eine gute Meinung! Im Gegenteil!“ rief der General. „Er benahm sich verstockt im höchsten Grade, so daß ich gar keine Lust hatte, mich irgendwie länger bei ihm aufzuhalten. Kein Wort konnte ich aus ihm herausbekommen, kein Wort, Herr Hauptmann! Es ist ihm nicht einmal eingefallen, sich zu entschuldigen. Was sagen Sie dazu?“

Der Hauptmann sagte: daß es ihn in höchstes Erstaunen setze, solches Urteil vernehmen zu müssen. Und weiter sagte er: „Lieutenant von Sturmfeld ist der Liebling des ganzen Regiments, ein gewandter, offener, freundlicher Mensch, nur zuweilen etwas heftig. Wenn ein gutes Wort von mir Ew. Excellenz gerechten Unwillen dämpfen kann, bin ich gerne und mit der größten Freude bereit, es für ihn einzulegen.“

„Sehn Sie, lieber Hauptmann! es ist ja gar nicht meine Absicht gewesen, den Lieutenant zu bestrafen. Ich wollte ihm nur zu Gemüte führen, daß man seine Zunge im Zaum halten muß. Und um so weniger wollte ich die Sache schlimm auffassen, weil sie mir nur indirekt und auf einem Wege mitgeteilt wurde, mit dem einverstanden zu sein ich weit entfernt bin. Mein Gott, ein junger, feuriger Mensch giebt seiner Natur einmal nach und läßt's hervorsprudeln, wie's ihm ums Herz ist. Wer möchte das ein Verbrechen nennen! Man ermahnt und giebt gute Lehren. Der zu-

nehmende Verstand macht dann schon das weitere. Aber man verlangt freies Bekennen der Schuld und ein gutes Wort, sie zu mildern. Nun, Lieutenant Sturmfeld ist geradezu trotzig gegen mich gewesen, statt dankbar dafür zu sein, daß ich ohne Zeugen in seinen eigenen vier Pfählen mit ihm zu sprechen kam. Deshalb habe ich denn auch nicht lange nachgefragt, weshalb ihm so viel daran lag, heute Nachmittag frei zu sein von jeder dienstlichen Beschränkung. Und unter uns gesagt, lieber Herr Hauptmann, er hat so was Gemeines in seinen Zügen."

Der Hauptmann schob die Unterlippe über die Oberlippe, machte ein nachdenkliches Gesicht, als ob er sich die Figur des Lieutenants recht deutlich vor Augen rufe und meinte: „Ich wüßte nicht, Excellenz."

„Nun, darauf kommt es nicht an. Die Hauptsache ist, daß er überraschend schnell meine Sympathien zu verscherzen gewußt hat. Sagen Sie — zwischen ihm und dem Major Stockbein ist doch auch gewiß früher einmal etwas vorgefallen, vielleicht gar etwas Ähnliches."

„Erlauben Excellenz mir eine offene Antwort?"

„Ganz offen."

„Herr Major von Stockbein ist ein etwas grämlicher Herr."

„Hm. Und weiter —"

„Lieutenant Sturmfeld war allerdings einmal etwas unbescheiden gegen den Herrn Major — —"

„Sehen Sie, da haben wir's!"

„Ich versichere Ew. Excellenz, daß es eine ganz harmlose Geschichte war, wegen der niemand dem Lieutenant etwas nachgetragen hätte, ausgenommen —"

„Der Herr Major wollten Sie sagen," beendete der General, als der Hauptmann nicht weiter sprach. „Ja, ich kann ihm nicht helfen. Er hat's mit mir verdorben und mag sich selber die Schuld beimessen, wenn die nächsten acht Tage ihm nicht gefallen."

„Excellenz haben Stubenarrest über Lieutenant von Sturmfeld verhängt!“ Der Hauptmann schien es aufrichtig zu bedauern.

„Allerdings, und zwar eine Woche. Weshalb gerade eine Woche, das heißt also ziemlich lange, mögen Sie sich von ihm selber erzählen lassen. Das war auch eine halbe Unverschämtheit.“

„Ich habe bereits vor geraumer Zeit den Adjutanten Busch zu Lieutenant Sturmfeld geschickt. Sie müssen jeden Augenblick hier sein. Unter solchen Umständen würden Excellenz wohl nicht leiden, daß er das Kasino betritt. Verzeihen Excellenz, ich möchte Sie bitten, es zu erlauben und mir zu gestatten, den Lieutenant noch einmal ins Verhör zu nehmen. Ich bin überzeugt, es spielt hier irgend ein Zufall mit. Wenn Sturmfeld sich so benähm, wie Ew. Excellenz schilderten, muß etwas ganz Besonderes seinen sonst so offenen und liebenswürdigen Charakter verändert haben. Und vielleicht auch, wenn Sie ihn noch einmal vor sich treten lassen, erhalten Sie eine bessere Meinung von ihm.“

„Nachdem ich ihm Arrest gegeben, kann er hier doch nicht erscheinen.“

„Wenn er direkt geholt wird — —“

„Nun, meinetwegen. Ist er da, so sprechen Sie mit ihm. Möglicherweise versuche ich's auch noch einmal mit ihm, obgleich ich nicht glaube, daß ich mein Urteil ändern werde. Da fällt mir noch ein — trinkt Lieutenant Sturmfeld zuweilen etwas mehr als ihm gut ist?“

„Nie!“ versetzte der Hauptmann entschieden.

„Ich meinte nur. Ich sah eine große Cognacflasche leer auf seinem Tisch stehn und seine Augen waren ganz umschleiert.“

Der Hauptmann schüttelte den Kopf und wiederholte: Lieutenant Sturmfeld sei ein Mann, der beim Trinken über das erlaubte Maß nie hinausginge.

„Um so besser," sagte der General, nickte Achtzig freundlich zu und begann ein Gespräch mit dem Obersten des Regiments.

„Na, das ist wieder mal gut gegangen," sagte Töpfer zu sich, worauf er in langes Besinnen verfiel, dessen Ende aber aus nichts anderem bestand, als daß er zum Feldwebel gehn und sich zum Arrest melden müsse. Er schwankte höchstens, ob zum strengen oder zum mittleren Arrest, beschloß aber, es darauf ankommen zu lassen und mittleren Arrest zu wählen.

Er legte die Lieutenantsuniform ab und kroch wieder in seine Burschenmontur hinein. Dann räumte er die Stube auf und schlich endlich nach der Kaserne.

Wie ein armer Sünder stand er vor dem Feldwebel, nachdem er es endlich über sich gebracht, an dem gefürchteten Mann hinanzutreten; er mußte es ja — mit dem Befehl eines Generals ist nicht zu spaßen.

„Was wollen Sie?" fragte der Feldwebel, da er natürlich nicht einfach aus Töpfers Gesicht lesen konnte, was Töpfer wollte.

„Ich soll mich zum Arrest melden."

„Zum Arrest sollen Sie sich melden? So, weshalb denn?"

„Weil ich den Herrn Lieutenant von Sturmfeld seine Uniform angezogen habe."

„Ei — sieh mal einer an. Na, das freut mich, daß du einmal tüchtig reingefallen bist. Ich habe es dir schon längst prophezeit." Und das hatte seine Richtigkeit. Der Feldwebel hatte es jedem einzelnen der ganzen Compagnie wenigstens bereits ein Dutzendmal prophezeit; denn das Prophezeien war seine starke Seite. „Na, warte nur."

Er nahm Töpfer mit in das Compagniebureau hinauf, um die Arrestordre zu schreiben.

„Wer schickt dich in Arrest?“ fragte er. „Der Herr Lieutenant selber — der doch wohl nicht.“

„Se. Excellenz, Herr Feldwebel.“

„Was schwatzt du da!“

„Se. Excellenz — mehr weiß ich nicht.“

Der Feldwebel behauptete, er müsse noch mehr wissen, und brachte durch Anschreien auch glücklich alles aus Töpfer heraus.

„Nun gestehn Sie mal, hat der General gesagt: strenge oder mittel.“

„Er hat nur Arrest gesagt.“

„Ist wenigstens eine ehrliche Antwort. Ich will Sie fürs erste in Mittelarrest bringen lassen, wird wohl so richtig sein.“

Als nun Töpfer traurig im Loch saß, wünschte er, daß Sasse doch wenigstens auch mit abgefaßt worden sein möchte. Sasse aber wartete bei Pingel mit Schmerzen auf seinen Kameraden, der ihm versprochen, für ihn zu bezahlen. Auf diese Hoffnung hin hatte Sasse bereits zwei Gläser mehr getrunken, als er bezahlen konnte. Als er nun endlich fort mußte, erlebte er eine böse Stunde; denn bei Pingel war Hausgesetz: entweder man berichtigte seine Zeche oder man wurde hinausgeworfen; das Mittelding, Pump genannt, gab es nicht beim alten Pingel.

Nachdem Töpfer sich eine genügende Weile darüber geärgert hatte, daß Sasse nicht mit ihm zusammen brummen mußte, vertiefte er sich in die Unterschiede zwischen dem Benehmen eines Generals und eines Feldwebels, soweit dieses Benehmen den Umgang mit einem gemeinen Soldat betrifft.

Adjutant Busch rief, er werde die Thür eintreten. Er meinte die Thür zu seines Kameraden Lieutenant von Sturmfeld Wohnung. Die Klingel hatte er schon abgerissen.

Dem Hauswirt schien, er habe nun geduldet, was zu

dulden sei von einem Lieutenant, und machte sich, auf alle Gefahr hin, auf, weiteren Skandal zu verbieten. Er beschloß sehr energisch vorzugehn.

„Sie haben wohl Ihren Schlüssel vergessen, Herr Lieutenant?“ fragte er, auf der Treppe stehn bleibend. Das nannte er energisch vorgehn.

Adjutant Busch sah sich nach ihm um.

Wo Lieutenant von Sturmfeld wäre?

Der Hauswirt wußte es nicht.

Wo des Lieutenants Bursche wäre?

Der Hauswirt wußte es ebenfalls nicht, äußerte aber die Vermutung, er sei vielleicht im Stalle bei den Pferden.

Busch ging in den Stall, sah, daß der Fuchs fehlte und riet dem Hauswirt, nur zu gestehn, wohin Lieutenant von Sturmfeld geritten sei.

Der Hauswirt sagte: nun sei ihm die Sache zu bunt; morgen kündige er — schriftlich.

„Der Leichtsinn!“ sagte Busch. „Er hat Stubenarrest und reitet fort? Wo er nur sein mag! Bis neun warte ich auf ihn, aus treuer Kameradschaft; dann muß ich zurück und melden — dann melde ich, seine Thür wäre verschlossen und die Klingel abgerissen gewesen; sie ist ja auch abgerissen.“

Fünf Minuten vor neun kam Lieutenant von Sturmfeld. Er hielt, wegen der Dunkelheit, Busch zuerst für seinen Burschen und verlangte von ihm, er solle sein schweißtriefendes Pferd mit Stroh abreiben und ja gut, sonst riebe er ihn selber mit Stroh.

„Ich bin's,“ sagte Busch ernst.

Das könne jeder sagen, behauptete Otto, und hatte unbestritten recht. „Wer ist ich? — So, du bist es, Busch. Warum bist du es? Hast du dich hier freiwillig auf Posten gestellt?“

Busch fing seine Strafpredigt an und führte sie auch bis zu Ende durch. Als er fertig war, fragte Otto: „Was hast du aber gesagt?“

Busch schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, das heißt, er hätte es beinahe gethan.

Sturmfeld begann nach Töpfer zu schreien. In den Zwischen- und Erholungspausen, die er seiner Lunge gönnte, setzte ihm Busch auseinander, weshalb er hier sei und wohin Otto mit ihm kommen solle.

Als jede Hoffnung erschöpft war, daß Töpfer käme, sagte Otto: „Der Kerl ist noch auf dem Bierdorf," nahm seinem Fuchs selber den Sattel und Zaumzeug ab, jagte ihn in den Stall und gab ihm den schlechten Rat, selbst für sich zu sorgen, er habe keine Zeit. Das that der Gaul denn auch. Am nächsten Morgen war die Futterkiste leer, der Heuvorrat auf acht Tage — für zwei Pferde berechnet — und ferner waren zwei Stalleimer mit schmutzigem Wasser, die der faule Töpfer auszugießen vergessen hatte, ausgetrunken. Diese Leistungen haben dem Fuchs weiter nichts geschadet; er erfreute sich eben einer gesunden Konstitution.

Strahlend von Wonne und jugendlicher Schönheit trat Otto in den Kasinosaal. Der General saß oben an einem langen Tische, den eine ganz respektable Anzahl von Flaschen belastete. Ehe der Hauptmann von Achtzig ihn noch beiseite winken konnte, schritt Lieutenant von Sturmfeld auf den General zu. Überrascht blieb er plötzlich stehn.

Auch der General schien überrascht und zwar in nicht geringem Grade freudig. Er erhob sich von seinem Stuhle und, ehe Otto noch seine Meldung aussprechen konnte, faßte er des Lieutenants Hand, drückte sie warm und hub selber an: „Ei, mein lieber junger Freund! Also ich habe die Ehre und die große Freude, in Ihnen einen tapferen Kameraden kennen zu lernen. Wo waren Sie, daß Sie so spät kommen. Beinahe hätte ich Sie nicht gesehn; denn in einer Stunde geht mein Zug ab. Wer ich bin, werden Sie wohl bereits wissen. Nun sagen Sie mir aber auch Ihren Namen. Damals trennte uns das Gewühl auf dem Bahnhof so schnell und Sie schienen es auch geflissentlich darauf

anzulegen, mir zu entschlüpfen, daß mir keine Zeit blieb, Sie zu fragen."

„Otto von Sturmfeld, Lieutenant ꝛc. ꝛc."

„Wie?" fragte der General.

„Otto von Sturmfeld, Lieutenant ꝛc. ꝛc."

„Giebt es zwei Sturmfelds beim Regiment?"

„Nur mich, Excellenz, zu Befehl."

„Nur Sie? Herr Hauptmann von Achtzig, ist das Lieutenant von Sturmfeld, der —"

„Zu Befehl, Excellenz, das ist Lieutenant von Sturmfeld, der —," entgegnete Hauptmann von Achtzig.

„Wo wohnen Sie denn, Lieutenant?"

Lieutenant Otto nannte und beschrieb die Wohnung, wo der General ihn besucht hatte. Der General schüttelte den Kopf. Er nahm Otto beiseite.

„Sind Sie der, der gesagt hat, der Teufel solle mich holen und ob ich dummer Kerl gerade heute kommen müsse?"

„Das habe ich leider gesagt, Excellenz, und wenn Excellenz mir verzeihn können —"

„Nun dann — —"

„Dann will ich auch bekennen, weshalb ich es gesagt habe, Excellenz. Wenn Excellenz mir versprechen, es nicht zu verraten."

„Ich will es versprechen. Von einem andern als Ihnen ließe ich mir aber keine Bedingungen vorschreiben."

„Weil ich heute Nachmittag um meine Braut anhalten wollte."

Das wäre ein schlechter Grund, namentlich bei einem Offizier, meinte Herr von Thurm. „Ja die Weiber, die Weiber! Hören Sie mal, Sie sagten da eben Braut — ist sie's denn geworden?"

Otto sah ihn einen Moment mit blitzenden Augen an und sagte dann frei und offen: „Ja!"

„Ja? Sie haben doch Stubenarrest gehabt!"

„Excellenz, ich habe nur um meine Braut angehalten!"

Das wäre gar keine Entschuldigung, behauptete der General. „Wenn ich das Ihrem Hauptmann wieder erzähle —"

Otto schien sich wenig Sorge deshalb zu machen.

Nun fiel dem General ein, daß er jemand acht Tage Stubenarrest gegeben habe. Er berichtete das Nähere und beschrieb die Person.

„Das ist jedenfalls mein Bursche gewesen," meinte Otto trocken.

„Ihr Bursche? Die Frechheit wäre doch nicht zu glauben! Nun, wenn sich die Sache so verhält, wird der Mann seiner strengen Strafe nicht entgehn. Aber jetzt —" Jetzt sprach der General eine Weile lang sehr ernst mit dem Lieutenant, und der Lieutenant hörte ihm sehr ernst zu; dann ward noch der Hauptmann gerufen. Der Hauptmann schien die Sache sehr milde aufzufassen; denn der General schüttelte zu seinen Meinungen verschiedene Male den Kopf. Endlich gaben die drei sich die Hand und machten sehr vergnügte Gesichter.

„Also, Herr Lieutenant, ich will den Stubenarrest nicht so strenge gemeint haben — mit Sr. Excellenz Erlaubnis," sagte der Hauptmann von Achtzig, „sonst —"

„Ja, sonst," sagte auch der General. „Nun, es soll Ihnen verziehn sein; aber nennen Sie Ihre Generäle nicht wieder dumme Kerle. Sie gefallen mir übrigens ausgezeichnet. So muß ein Offizier sein, wie Sie sind!"

Otto mußte neben dem General Platz neben und ihm viel von seiner Braut erzählen. Es wurde recht gemütlich am Kasinotische.

Nun quälte Se. Excellenz nur noch eines: wer der Mensch war, den er für den Lieutenant gehalten. Weil Otto ganz bestimmt erklärte, es sei sein lieber Töpfer gewesen, so wurde nach Töpfer geschickt.

„Der Musketier Töpfer befindet sich im Arrest," meldete der abgeschickte Fähndrich, nachdem er wieder zurück-

gekommen, „und zwar soll er, wie der Feldwebel mitteilte, von Ew. Excellenz selber acht Tage erhalten haben, weil er sich eine Offiziersuniform angezogen hatte.“

Als der General diese Kunde vernahm, wollte er vor Lachen sterben, und ähnlich ging es dem Hauptmann. Und nun half nichts mehr, nun erzwang er sich von Otto Erlaubnis, die ganze Geschichte zu erzählen. So schön hatte man sich im Kasino lange nicht amusiert, namentlich nicht, wenn ein General da war; denn in Gegenwart dieser Herren geht es gewöhnlich etwas steif zu.

Und wenn wir uns die Sache überlegen, müssen wir auch gestehn, daß sie köstlich war.

Am nächsten Tage wußten die sämtlichen Offiziere noch eine zweite Geschichte. Das war eine Geschichte von einem jungen Herrn, der einem alten von allen Mitteln entblößten Ehepaar, das seine Billets verloren hatte und unbarmherzig aus dem Zuge ausgesetzt werden sollte, neue Fahrkarten kaufte, ohne langes Besinnen und ohne sich lange mit dem groben Zugführer zu zanken, wodurch einige andere Passagiere für die armen Leute unter Schonung des eigenen Portemonnais wirken zu können glaubten. Ein gewisser General hatte das gesehn und hätte gern die Bekanntschaft dieses jungen Herrn gemacht; er war aber absichtlich dem ausgewichen, seinen Namen zu nennen. Von diesem Ereignis rührte die erste Bekanntschaft des Herrn von Thurm mit Otto von Sturmfeld her.

Töpfer wurde am andern Morgen aus dem Arrest entlassen; aus besonderer Gnade und Barmherzigkeit bedeutete man ihm. Aus besonderer Gnade und Barmherzigkeit bekam er von Otto nur zwei, allerdings sehr kräftige Ohrfeigen, wurde dann aus dem angenehmen Dienste gejagt und auf immer für unfähig erklärt, jemals wieder Bursche zu werden.

Weil Töpfer Sasse die ganze Schuld an seinem Unglück zuschrieb und Sasse Töpfer die Schuld daran, daß er bei

Pingels hinausgeworfen worden, so erzürnten sich diese beiden Kumpane und prügelten sich gegenseitig durch. Und das wäre der Schlußakt dieser kleinen Geschichte, wenn man nicht als Schlußakt gelten lassen will, daß Otto nach sechs Monaten seine Marie Cäcilia heiratete.

P. S. Der General hat seinen Zug versäumt. Das heißt, als er nach der Uhr sah, fand er, daß alle Hoffnung dahin sei, noch zur rechten Zeit zu kommen. Da fuhr er denn lieber gar nicht erst nach dem Bahnhofe, sondern blieb bei seinen lieben jungen Kameraden.

Sergeant Meyer.

Nicht, daß ich auf ein hochwohllöbliches Corps deutscher Unteroffiziere etwas sagen wollte — Gott bewahre.

Aber habe ich denn schon etwas gesagt? Nein. Das machte eben das böse Gewissen, welches schon entschuldigen läßt, ehe das Verbrechen noch begangen wurde. Damit nun aber die Entschuldigung zum wenigsten nicht umsonst gewesen, will ich die Sünde nunmehr auch nachfolgen lassen.

Was ein echter, tüchtiger königlich preußischer Kavallerieunteroffizier sein will, das muß bekanntlich trinken können wie ein Loch und immer Durst haben. Aber auch im Essen hat er einiges zu leisten. Nimmt man nun diese beiden Fähigkeiten als Norm an, nach welchen der Wert eines Kavalleriekorporals überhaupt zu beurteilen sei, so gebührt dem Sergeanten Meyer von irgend einer Schwadron irgend eines Dragonerregimentes die Krone vor allen Kameraden. Ein Seidel Bier war ihm gar kein Seidel, und wenn er mit dem ersten Freiwilligen die eine Portion Kalbsbraten mit Kartoffelsalat gegessen hatte, so aß er ohne viele Weitläufigkeiten die folgende mit dem zweiten, und in einem andern Lokale auch wohl die dritte.

Den Dienst verstand er aus dem ff, wie man sich auszudrücken pflegt. Hier kannte er kein Mitleid und kein Erbarmen. Deshalb teilte ihm auch der Herr Rittmeister mit Vorliebe die einzuexerzierenden Rekruten und Einjährigen zu, gegen welche er mit größter Unparteilichkeit verfuhr, wobei er den einen durch die Grobheit, den andern durch die Raffiniertheit seiner Kraftausdrücke imponierte.

Im übrigen aber war Sergeant Meyer ein herzensguter Mann und nicht imstande, jemandem eine Bitte abzuschlagen.

Selbst ein ganzes Dutzend Cigarren nahm er auf einmal, wenn man nur gehörig in ihn drang. Wenn er nun auch außer Dienst seine gemütliche Seite herauskehrte, so vergaß er doch niemals die Würde seines hohen Standes. Nie nahm er von einem Gemeinen eine Einladung an, mit in das Wirtshaus zu kommen, was einesteils seinen Grund darin hatte, daß solche Einladungen überhaupt nicht erfolgten und anderenteils in der hohen Meinung von seiner Bildung lag, die es ihm nicht erlaubte, mit Leuten, die im gewöhnlichen Leben Bauerburschen und Kellner ꝛc. waren, zu verkehren. Was er selber gewesen, ehe er des Königs Rock angezogen, konnte man niemals erfahren.

Indes war er auch wieder vorurteilsfrei genug, um jungen Leuten aus guten Familien, welche ihre Dienstpflicht ableisteten, seine Gesellschaft nicht zu versagen, wenn sie dieselbe aufsuchten. Er fühlte sich ihrem Stande nahe, später avancierten sie ja ebenfalls zu Unteroffizieren und darüber hinaus; namentlich aber fiel bei ihm ins Gewicht, daß er ein vernünftiges Wort mit ihnen reden konnte — zum Beispiel über die Bierpreise in den verschiedenen Lokalitäten der Stadt, oder von dem Verhältnis einer sauren Gurke zum Schweinebraten, über Cigarren, Hafer, Stroh, königliche Dienstpferde, oder was sonst noch der Themata für einen wirklich gebildeten Mann existieren.

Die natürliche Folge dieser seiner Sinnesart war, daß alle Einjährigen sich bestrebten, zu diesem ebenso jovialen wie feinen Mann in den Beritt zu kommen, während man solches von den gewöhnlichen Dreijährigen nicht gerade behaupten durfte. Keineswegs, daß er sie etwa schlecht behandelte, nein, darnach war sein Charakter nicht angelegt — namentlich seitdem er einmal ganz fürchterliche anonyme Prügel, wahrscheinlich von einem neu entlassenen Reservisten, erhalten hatte — nein, der Grund bestand sicherlich nur in seiner höhern Bildung, welcher Niedrigstehenden den Umgang mit ihm unbehaglich machte.

Vielleicht könnte bei dem einen oder bei dem andern meiner Leser der Gedanke aufsteigen, die Erklärung, daß Sergeant Meyer für die Dreijährigen ein abstoßender, für die Einjährigen aber ein anziehender Pol sei, beruhe einfach darin, daß er sich von letzteren die Wirtshauszeche bezahlen ließe und dieselben dafür in Bezug auf tausend kleine Unannehmlichkeiten des koniglichen Dienstes protegiere — — hiergegen müssen wir allen Ernstes protestieren: Sergeant Meyer mochte noch so viel gegessen und getrunken haben, mehr vielleicht als seine ganze Wochenlöhnung betrug — — jedesmal vor dem Fortgehen aus der Kneipe zog er seine Börse aus der Tasche und fragte den Kellner oder den Zapfjungen: „Wie viel bin ich schuldig?“ Der Kellner oder Zapfjunge antwortete regelmäßig: „Sie haben ja schon bezahlt, Herr Sergeant.“ — „Ach so!“ rief dann Sergeant Meyer aus und schlug sich, doch nicht zu hart, vor die Stirn. „Wie kann man nur so vergeßlich sein!“ Sprach's, steckte seine Geldbörse wieder ein und verließ mit Würde das Lokal.

Nicht weit von der großen Dragonerkaserne ist ein kleines Hotel. In den Parterreräumlichkeiten hat der Wirt eine Weinrestauration eingerichtet, die in der ganzen Stadt wegen der Vortrefflichkeit ihrer Speisen berühmt ist. Hier sitzen die Einjährigen so oft und so lange sie nur können, hier halten sie ihre Mittagsmahlzeiten, hier kneipen sie abends. Meistens machen sie es sich in dem ihnen angewiesenen Separatzimmer gemütlich, wo sie gänzlich ungeniert sind. Einige wohnen auch in dem Hotel; es heißt: „Zur Rabenfeder“.

Eben schlug es elf Uhr vormittags. Drei Einjährige traten in das große Gastzimmer, um zu frühstücken, bis es zum Diner Zeit war. Ein blutjunges Bürschchen ist unter ihnen; Schott nennen es die andern, manchmal auch Schottchen oder Schottlein.

Nachdem sie vielleicht zehn Minuten gesessen, erscheinen zwei Kameraden von ihnen, denen man es ansieht, daß sie

die Uniform noch nicht lange tragen. Schottchen, dem schon die Gefreitenknöpfe am Rockkragen blitzten, winkt sie heran, heißt sie bei ihm und seinen militärischen Altersgenossen Platz nehmen und sagt dann: „Nun, ihr Rekruten, wie ist euch das Exerzieren bekommen?“

„Ich sage Ihnen,“ antwortete der eine von den eben Eingetretenen, „wenn das jeden Tag so geht, dann bin ich in vier Wochen tot.“

„Das ist schlimm,“ bemerkte Schott trocken, „sprechen Sie einmal mit sich, ob's nicht mit sechs Wochen geht — denn dann kommen Sie vom Stalldienste los, werden in die Schwadron eingestellt und haben es so gut wie wir. Hauptsache ist indes vor allen Dingen, daß Sie sich mit Ihrem Unteroffizier gut stehen — nun, da können Sie ja auch von Glück sagen, daß Sie dem Meyer zugeteilt sind. Wissen Sie, wenn Sie den nur gehörig schmieren, so können Sie mit ihm machen was Sie wollen.“

„Sergeant Meyer?“ erwiderte kopfschüttelnd der andere. „Der nimmt nichts an.“

„Dann fehlt es Ihnen noch an aller Übung.“

„Möglich. Er sitzt uns übrigens unaufhörlich auf dem Nacken. Gestern Abend hat er sogar bei uns revidiert und wir schweben noch immer in Furcht, daß er uns gemeldet hat.“

Schott und seine Freunde wechselten bedeutungsvolle Blicke. „Erzählen Sie doch,“ bat er. „Die Sache interessiert uns, lieber Steiner.“

„Gern. Wie Sie wissen, wohnen Wolfgang und ich — dieser hier“ — dabei klopfte er dem mit ihm zusammen Eingetretenen auf die Schulter — „hier in der Rabenfeder. Gestern Abend sitzen wir allein im leichten Hausrock und Schuhen hier in der Gaststube, da wir uns ganz wie in unserm Quartier betrachten, ahnen kein Unheil, trinken unsern Schoppen und sind froh, daß des Tages Mühen hinter uns liegen. Es schlägt halb zehn, wir denken schon daran, uns zur Ruhe zu begeben — da, was geschieht?

— die Thür öffnet sich und herein spaziert Sergeant Meyer in Helm und Bandelier, stracks auf uns zu. Wir springen auf und richten uns vorschriftsmäßig. Strengen Blickes mustert er uns. „Das ist ja schön," meint er endlich. „Sind kaum acht Tage Soldaten, die Herren, und bleiben schon über Zapfenstreich aus. Schweigen Sie nur, ich weiß schon, was Sie sagen wollen: daß Sie hier wohnen — hat mir schon mehr als einer gesagt, kenne das." — „Herr Sergeant, ganz gewiß," stammelte ich.

Er unterbricht mich mit den Worten, ob er mir schon erlaubt habe zu reden. Dann zieht er seine Brieftasche hervor und fängt an, uns zu notieren. Unterdes hat der Kellner einen Stuhl an unsern Tisch geschoben, einen Schoppen herbeigebracht und die Speisekarte vor den Platz gelegt, den er eben hergerichtet. Das gab mir wieder Mut ein. „Wollen Sie nicht ein Glas mit uns trinken, Herr Sergeant?" wagte ich in ängstlichem Tone zu sagen. Er blickt mich an, schüttelt den Kopf und meint endlich: „Ich will Gnade für Recht ergehen lassen und dem Wachtmeister rapportieren, daß ich euch im Quartier, nicht aber in der Kneipe hier getroffen habe; aber hütet euch vor dem zweiten Male." Darauf legte er den Helm ab, nahm das Bandelier von der Schulter, hing beides an einen Nagel, aß eine Portion Rinderbraten mit sauren Gurken und dann zwei Koteletten mit Sauerkraut. Hierzu trank er drei Schoppen und verrauchte verhältnismäßig an Cigarren. Unser Gespräch drehte sich um Weine, Pferde und Schwadronsexerzieren. Zuletzt kam er auch auf seine Feldzüge und nicht nur wir, sondern auch die Gäste an einigen benachbarten Tischen gaben stumme, ehrfurchtsvolle Zuhörer ab. Als es Mitternacht geworden, erhob er sich, setzte sich den Helm auf das Haupt, legte das Bandelier um und hielt uns noch einmal vor, uns für die Zukunft zu bessern. Darauf zog er seine Börse, rief den Kellner und fragte: „Was hab ich zu bezahlen?" — „Aber Herr Sergeant, so lassen

Sie doch, wir werden —," ein vernichtender Blick schnitt uns jedes weitere Wort ab. „Sie haben ja schon bezahlt, Herr Sergeant," sagte der Kellner. „Ach ja, richtig!" rief er aus, „wie kann man nur so vergeßlich sein!" Er schritt hinaus, sporenklirrend, wir gaben ihm in Demut das Geleite und schweben bis zu diesem Augenblick in Furcht, ob er uns nicht dennoch gemeldet hat."

Schott und dessen Freunde brachen in ein lautes Gelächter aus, so daß die anderen sie ganz verdutzt ansahen. „Erstens lassen Sie sich darüber belehren, meine Herren Rekruten, daß ein Herr Sergeant niemals das Recht hat, in Ihrem Quartier zu revidieren, wenn er sich diese Freiheit auch manchmal herausnimmt."

Aber er sagte doch, der Herr Wachtmeister hätte es befohlen?"

„Das log er."

„Er war ja im vollständigen Dienstanzug."

„Den kann jeder anziehen — nein, er hat Sie schmählich hinters Licht geführt und ein splendides Nachtmahl auf Ihre Kosten genießen wollen."

„Auf unsere Kosten? Er hat ja selber bezahlt."

„Sahen Sie das mit eigenen Augen?"

„Nein; aber er stand oft auf und ging an den Schänktisch — da that er's wahrscheinlich."

„Hm — Sie erhielten noch keine Rechnung seit gestern Abend?"

„Nein. — Nun, wenn die Rechnung kommt, werden Sie die Verzehrung Ihres Herrn Sergeanten auf derselben finden. Der Wirt und der Kellner wissen schon Bescheid und wenn Meyer nach der Bezahlung fragt, so geschieht dies nur, um die Form zu wahren, daß er sich nicht freihalten lasse. Sehen Sie, ihr Rekruten seid noch unerfahrenes Volk und man muß euch unter die Flügel nehmen, euch aufklären. Ladet den Sergeanten nur tapfer ein und thut nicht, was ihr nicht thun möget. Notabene, wenn

ihr mit ihm allein seid, verwickelt ihn in ein gebildetes Gespräch und laßt andere den unangenehmen Dienst verrichten. Als Hauptregel für den Soldaten aber merkt euch daß man nie verblüfft werden darf."

Dieses und Ähnliches im allgemeinen, sowie Sergeant Meyer im speziellen bildeten das fernere Gesprächsthema. Schott war empört über des Letzteren Hinterlist und schwur ihm Strafe zu. Er sann, wie es wohl am besten anzufangen sei, dem Sergeanten einen Streich zu spielen. Plötzlich sprang er auf, ging zu dem Wirt hinter das Büffett, zischelte lange mit ihm, schien ihm etwas auseinanderzusetzen und zog dann auch den Kellner ins Vertrauen. Die übrigen Freiwilligen sahen die Drei sich eifrig unterreden, dann laut auflachen und Schottchen kehrte an den Tisch zu seinen Kameraden zurück.

„Heute Abend nach dem Stalldienste tritt alles hier an und ist Zeuge, wie Sergeant Meyer für seine Frechheit gegen unseren lieben Steiner und unseren guten Wolfgang gezüchtigt wird."

Steiner und Wolfgang schauten ganz erstaunt auf den kleinen Menschen, der es wagen wollte, einen hochgestellten Herrn Sergeanten zu züchtigen. —

In langer Linie steht die Schwadron. Es ist Appell. Der Wachtmeister geht musternd die Front entlang, dann tritt er an einen Tisch, welcher vor derselben hingestellt ist, schüttelt einen Beutel mit Geld aus, schlägt eine lange Liste auf und ruft: „Sergeant Meyer!"

Die Löhnung wird heute ausgezahlt. Sergeant Meyer als Ältester erhält einen ganz schönen Posten von vier Thalern und zwanzig Silbergroschen. Als er sein Geld in die Tasche gleiten läßt, verfolgt ihn ein träumender Blick des Einjährig-Freiwilligen Schott.

Die Stunde, welche das Ende des Dienstes verkündet, schlägt. Für heute darf der Dragoner thun und lassen was er will. Nach verschiedenen Richtungen strömen die Solda-

ten in die nahegelegenen Kneipen, um dort so schnell wie möglich einen Teil der Löhnung in Bier und Wurst umzusetzen und diese dann dem geliebten Ich einzuverleiben.

Sinnend an der Stallthür steht Meyer und genießt halb die Abendluft, halb den jedenfals kräftigen Stallduft. Sicher überlegte er, was er diesen Abend zur Beglückung der Menschheit vornehmen soll und für einen Mann, der die Sache so ernst nimmt wie Sergeant Meyer, ist die Entscheidung hierüber nicht leicht. Auftaucht das Gesicht eines allerliebsten kleinen Einjährigen. Er grüßt, er nähert sich dem nachdenkenden Unteroffizier und fragt ihn freundlich, ob er ihm nicht etwas Gesellschaft leisten wolle. Der innere Mensch des Sergeanten ist sofort hierzu bereit, der äußere aber sträubt sich etwas, damit dem Einjährigen die Ehre, so man ihm erweist, auch klar werde. Endlich aber wendet Meyer nichts mehr ein und die beiden wandern zusammen in die „Rabenfeder". Der betreffende Einjährige heißt Schott, was zu wissen die Leser vielleicht interessieren möchte.

Einige Freiwillige sind schon am Stammtisch versammelt, andere kommen noch; außerdem erscheinen auch ein paar ebenfalls geladene Unteroffiziere.

Meyer benimmt sich mit aller Freiheit eines sichern Weltmannes. Er weiß, er kann auftreten; denn er bezahlt ja auch. Er macht es nicht so wie viele seiner Kollegen und schmarotzt; darum greift er auch ohne Umstände nach der Karte, bestellt sich eine leckere Portion, nach dieser die folgende und leert manchen Schoppen. Mit Cigarren läßt er sich von seinen Nachbarn versorgen; denn eine solche Kleinigkeit anzunehmen streitet nicht gegen sein Prinzip.

Er führt das große Wort an der Tafel, erzählt bald von seinen Feldzügen, bald von seinen Reitkünsten, bald von seiner Bildung. Und letzteres ist der interessanteste Punkt, auf den er nur gebracht werden kann. Da er schon manches Glas getrunken hat, fängt er auch an, das Innere seines Gemütes herauszukehren und jedem der Einjährigen,

der Reihe nach, zu versichern, daß sein Grundprinzip in allen Dingen der Anstand sei; so hasse er zum Beispiel nichts mehr als das Essen und Trinken auf anderer Leute Kosten — die übrigen Unteroffiziere stoßen sich unter dem Tisch an — wie das bei den übrigen Schwadronen des Regimentes Mode sei; er schätze sich glücklich, daß er unter anständigen Kameraden diene und schmeichle sich, daß er nicht wenig zur Beförderung dieser Gesinnung in der Eskadron beigetragen habe.

Es wird zehn Uhr, es wird elf Uhr, es wird Mitternacht — niemand denkt an den Zapfenstreich, der Weg von der Kneipe zur Kaserne ist so kurz, daß man ihn bequem übersehen kann, also wohl imstande ist, etwaigen Patrouillen aus dem Wege zu gehen.

Endlich aber dünkt es dem Sergeanten Meyer, daß man nunmehr dem Grundsatze weiser Mäßigung folgen könne; er schnallt den Säbel um, setzt die Mütze auf und sagt zu seinen Kameraden, es wäre nunmehr die höchste Zeit, daß sie gingen.

Unter den Einjährigen macht sich einige Bewegung bemerklich; Schottchen allein bleibt so ruhig auf seinem Stuhle sitzen, als sei er demjenigen, welches sich nunmehr entwickeln wird, so fremd, wie der liebe Mond am Himmel.

„Kinder, nun wollen wir bezahlen und dann gehen — Karl!“ ruft Sergeant Meyer, daß es durch das ganze Lokal tönt. Karl heißt der Kellner. Er erscheint, hinter ihm der Wirt „Zur Rabenfeder“.

„Was befehlen Sie, Herr Sergeant?“

„Wie viel habe ich zu bezahlen?“

Schottchen sitzt noch immer ruhig.

„Vier Schoppen macht zwanzig Groschen, ein Beefsteak mit Beilagen zehn, eine Portion Fleisch mit Kohl sind ebenfalls zehn — macht zusammen einen Thaler zehn Silbergroschen. Und dann, verzeihen Sie, Herr Sergeant, von gestern bekomme ich auch noch einen Thaler fünfzehn.“

„Ja, es ist richtig, Herr Sergeant," mischt sich der Wirt ein. „Bezahlen Sie, bitte, die Kleinigkeit — der Kellner muß es auslegen und —"

„Was?" stößt Meyer mehr hervor, als er fragt.

Kellner Karl zählt mit großer Zungengeläufigkeit die diversen Posten noch einmal auf. „Macht also zusammen zwei Thaler fünfundzwanzig Silbergroschen," sagte er.

Jetzt steht Schottchen auf und meint ganz gemütlich, aber so laut, daß es alle hören:

„Aber wie können Sie nur dem Herrn Sergeanten eine Rechnung machen, Karl, schreiben Sie mir auf, was er verzehrt hat."

„Schott!" ruft einer von den übrigen Unteroffizieren und ein maliziöses Lächeln zuckt dabei um die Lippen des Mannes, ein so maliziöses, daß wir wohl einst nicht mit Unrecht annehmen dürfen, er ist ein Verbündeter des kleinen Einjährigen. „Schott! Wie können Sie nur wagen, einen königlich preußischen Unteroffizier so etwas anzubieten?"

Schott stammelte einige Worte hervor; er bittet den Sergeanten um Verzeihung mit eindringenden Worten.

Meyer wird bald blaß, bald rot; endlich öffnet er die Börse, zahlt zwei Thaler fünfundzwanzig Silbergroschen auf den Tisch — dann dreht er sich um, geht hinaus, schweigend. Furchtbar krachte es eine halbe Minute darauf — das war der Sergeant, als er die Hausthür zumachte.

Nun aber brach ein lautes Gelächter aus in der Gaststube zur Rabenfeder. Alle lachten, die Unteroffiziere lachten, die Einjährigen lachten, der Wirt lachte, der Kellner lachte. Schottchen lachte. Endlich aber sagte letzterer: „Nun aber ins Quartier, sonst holt er die Patrouille."

So trennte sich die Gesellschaft. Ob Sergeant Meyer wohl jemals wieder eine Einladung angenommen hat?"

Ende des dritten Bändchens.

Humoristische Werke

aus Ph. Reclams Universal-Bibliothek.

Adlersfeld-Ballestrem, Euf. v., Die blonde Ida u. and. Humoresken. 20 Pf
—, Windbeutel und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
—, Tiere und Menschen. Heitere Geschichten. 20 Pf.
—, Y. Z. 100 und andre Humoresken. 20 Pf.
Anstey, F., Der Mann von Blankley und andere Humoresken. 20 Pf
Balázs, Alexander, Heitere Lebensbilder. Humoresken. 20 Pf.
Bandlow, Heinrich, Ernst Spillbom. Eine heitere Geschichte. 20 Pf.
—, Köster Hemp. 20 Pf.
—, Lustig Tügs. Humoresken. 2 Bde. à 20 Pf.
—, Naturdokter Stremel. 20 Pf.
—, Stratenfegels. Humoristische Geschichten. 5 Bde. à 20 Pf.
Baudissin, Eva Gräfin v., Daheim und Draußen. Humoresken. 20 Pf.
—, Von nah und fern. 20 Pf.
Beaulieu, Gertraut von, Großstadt-Originale. 20 Pf. [geschichte. 20 Pf.
Becker, K. van, Großstädtischer Besuch. Eine kleinstädtische Familien-
Beetschen, Alfr., Flegeljahre der Liebe. 20 Pf.
Berczik, Arpád von, Ehestandsgeschichten u. and. Humoresken. 20 Pf.
—, Bunte Geschichten aus Ungarn. 20 Pf.
Berger, E. L. M., Ehe man Ehemann wird u. and. Humoresken. 20 Pf.
Berges, Amerikana. Humoristische Skizzen aus d. amerikanischen Leben. 5 Bände à 20 Pf. Zus. in 1 Band geb. 1 M. 50 Pf.
Bliß, Paul, Sorgenbrecher. Lustige Geschichten. 20 Pf.
Blumauer, Alois, Virgils Aeneis. Travestie. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Blüthgen, Victor, Gedankengänge eines Junggesellen. 20 Pf.
Bögh, Erik, Humoristische Vorlesungen. 2 Bde. à 20 Pf.
—, Der Theaterkobold. Humoreske. 20 Pf.
Borgfeldt, G., Eine Opernpremiere. — Das verkannte Genie. — In ärztlicher Behandlung. Drei Humoresken. 20 Pf.
Bornstein, A., Der Theaterarzt und andere Humoresken. 20 Pf.
Bötticher, Georg, Alfanzereien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Allerlei Schnick-Schnack. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Neue Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Bunte Reihe. Humoresken. 20 Pf.
—, Schnurrige Kerle und andere Humoresken. 20 Pf.
—, Weiteres Heiteres. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Leichte Ware. Neue Schnurren. 20 Pf.
Brentano, Fritz, Heitere Geschichten. 5 Bde. à 20 Pf. — Zus. in einem Band geb. 1 M. 50 Pf.
Brinckman, John, Kasper-Ohm un ick. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Bürger, G. A., Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Crome-Schwiening, C., Allerhand Humoristische Kleinigkeiten. Novelletten und Skizzen. 20 Pf.
Cronheim, R., Fähnrichsgeschichten. Humoresken. 20 Pf.
Daudet, Alphonse, Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon. 20 Pf.
Degen, A. v., In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten. 20 Pf.
—, Aus dem Militärleben. 4 Bde. à 20 Pf.

Denison, M. A., So'n Mann wie mein Mann. Eine Ehestands-Humoreske. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Detmold, Joh. Herm., Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft. Satiren. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Eckstein, E., Humoresken. 2 Bde. à 20 Pf.
—, Besuch im Carcer. Humoreske. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Eysell-Kilburger, Clara, Brillanten u. andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Fischart, Johann, Die Flohhatz. Humoristisches Gedicht. 20 Pf.
—, Das Jesuiterhütlein. Satirisches Gedicht. 20 Pf.
—, Das glückhafte Schiff von Zürich, nebst dem Schmachspruch und Kehrab und einigen verwandten Gedichten. 20 Pf.
Fließ, Erich, Außer Reih und Glied. Humoresken. 20 Pf.
Fritz (Singer), Briefe eines Junggesellen. 20 Pf.
—, Toren und Törinnen. Kleine Geschichten. 20 Pf.
—, Ein Jahr. Duette aus dem Eheleben. 20 Pf.
Gaudy, Franz Frhr., Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Schülerliebe und andere Humoresken. 20 Pf.
Gerstäcker, Friedrich, Das sonderbare Duell und zwei andere humoristische Erzählungen. 20 Pf.
—, Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Erzählung. 20 Pf.
Groller, Balduin, Aus meinem Briefkasten der Redaktion. 20 Pf.
—, Ganz zufällig und andere humoristische Novellen. 20 Pf.
—, Der olle ehrliche Lehmann und andere Geschichten. 20 Pf.
Habberton, John, Helenes Kinderchen. Humoreske. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Anderer Leute Kinder oder Bob und Teddi in der Fremde. 60 Pf. Geb. 1 M.
(Beide vorgenannte Werke in 1 eleg. Ganzlband. mit Goldschn. 2 M.)
—, Frau Marburgs Zwillinge oder Mütterchens Leiden und Freuden. Deutsch v. M. Greif. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Jahn, Ernst Reinh., Humoristische Erzählungen. 20 Pf.
—, Die beiden Engländer. Humoreske. 20 Pf.
Jerrold, Douglas, Frau Kaudels Gardinenpredigten. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Ingoldsby, Thomas, Die Ingoldsby Legenden oder Spaß und Spuk. 20 Pf.
Junggesellenbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. 20 Pf. — Geb. 60 Pf. [Roman. 20 Pf.
Knigge, Adolph Freiherr, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer
Kock, Paul de, Der bucklige Taquinet. Komischer Roman. 40 Pf.
—, Herr Krautkopf sucht seine Frau. Roman. 40 Pf.
Köhler, Br., Dies und Das. Humoresken. 20 Pf.
Kortum, Dr. Carl Arnold, Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit einer literarhistorischen Einleitung von **F. Schnettler.** 60 Pf. — Geb. 1 M.
Krackowizer, Dr., Naturgeschichte des österreichischen Studenten. Gymnasial-Humoresken. 20 Pf.
Kraßnigg, Rudolf, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. Skizzen und Bilder. 20 Pf.
—, Tierleben in der Artillerie-Kaserne. 20 Pf.
Kraus, Oskar, *ΜΕΥΡΙΑΣ*. Die Meyeriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben. 20 Pf.

Kunterbunt. Humor. Allotria in Vers und Prosa. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Lennig, Friedrich, Etwas zum Lachen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Lenz, Philipp, Militärische Humoresken. 5 Bde. à 20 Pf. — Zus. in 1 Band geb. 1 M. 20 Pf.
Lichtenberg, Georg Christ., Ausgewählte Schriften. Herausgegeben und mit Anmerkungen von **Eugen Reichel (Eugen Leyden).** 80 Pf. — Geb. 1 M. 20 Pf.
Liebesbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Ludwig, Otto, Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Erzählungen. 60 Pf. — [Geb. 1 M.
Mark Twain, Ausgewählte Skizzen. 6 Bde. à 20 Pf.
Märzroth, Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Geschichten. 4 Bde. à 20 Pf.
Maurik jun., J. van, Ein Journalistenstreich u. and. Humoresken. 20 Pf.
—, Mein Vortragsabend und andere Humoresken. 20. Pf.
Mehring, Sigmar, Ungebundenes in gebundener Form. Launige Vortragslyrik. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Merth, Volksschullehrers Freud und Leid. 20 Pf.
Mikulitsch, W., Mimis Badereise. 20 Pf.
Müller, Joh. Gottw., Siegfried von Lindenberg. 80 Pf.
Nötel, Louis, Vom Theater. 5 Bde. à 20 Pf.
Pauli, K., Theater-Humoresken. Mit 5 Illustrationen. 20 Pf.
—, Dreizehn und eine Geschichte. Humoresken. 20 Pf.
Pohl, Rob., Peppis Soldat u. and. heitere Bilder u. Geschichten. 20 Pf.
Pötzl, Eduard, Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen. 3 Bde. à 20 Pf. — Alle 3 Bde. mit 8 Abbildungen zus. in 1 Bd. gebunden 1 M.
—, Der Herr v. Nigerl u. and. humor. Skizzen. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Rund um den Stephansturm. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Wien. 1. Bd. Skizzen von E. Pötzl. 2. Bd. Alt-Wiener Studien von E. Hoffmann. 3. Bd. Neues humoristisches Skizzenbuch von E. Pötzl. 3 Bände à 20 Pf.
—, Die Leute von Wien. Neue Folge ausgew. Skizzen. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Hoch vom Kahlenberg. Heitere und ernste Skizzen aus dem Wiener Leben. 3 Bde. à 20 Pf. — Zus. in 1 Band geb. 1 M.
Rákosi, V., Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
—, Wie man sich einen Gatten leiht und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Rechert, Emil, Das Leben ohne Schicksal. Humoristische Novelletten. 20 Pf.
Resa, T., Mein erster Freier und andere Humoresken. 20 Pf.
Ricek-Gerolding, L. G., Gelehrter Zecher goldnes Alphabet. Feuchtfröhliche Studien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Roe, Edwin P., Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. 20 Pf.
Roehl, Freilichtbilder. Humoresken. 20 Pf.
Sailer, Ausgewählte Possen in schwäbischer Mundart. 20 Pf.
Saphir, Meine Memoiren und anderes. 20 Pf.
—, Humoristische Vorlesungen. 3 Bde. à 20 Pf.
—, Humorist.-satir. Novelletten und Bluetten. 40 Pf.
Schlicht, Frhr. von, Militaria. Heitere Soldatengeschichten. 20 Pf.

Schnadahüpfl, Tausend. Gesammelt und mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichnisse und acht Singweisen herausgegeben von Fritz Gundlach. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Schöne, Hermann, Aus den Lehr- und Flegeljahren eines alten Schauspielers. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Theaterluft. Humoresken. 20 Pf.
— Welt und Scheinwelt. Humoresken. 20 Pf.
Schönthan, Franz und **Paul von,** Kleine Humoresken. 4 Bde. à 20 Pf.
—, **Paul von,** Kindermund. Gesammelte Aussprüche und Szenen aus dem Kinderleben. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Kinder von heute. Humoristisches aus d. modernen Kinderleben. 20 Pf.
—, Der Kuß. Gereimtes und Ungereimtes über den Kuß. 20 Pf. Geb. 60 Pf.
Schröder, Willem, De Plattdüdsche Sprückwörder-Schatz, d. i. Dusend plattdüdsche Sprückwörders van A — Z, Ostfresische, Oldenborgsche, Hannoversche, Holsteensche, Mecklenbörgische u. A. En spaßig un lehrriek Book för lütje un groote Lühde. 20 Pf.
Schwarzkopf, Gustav, Der Magier und andre Satiren u. Skizzen. 20 Pf.
—, Plattdüdsche Leeder und Döntjes. 20 Pf.
—, **W.** und **A.,** Humoresken. 7 Bde. à 20 Pf.
Sienkiewicz, H., Die Dritte. Eine heitere Erzählung aus dem Künstlerleben. 20 Pf.
Stell, Lustigi Thurgauer G'schichte. 20 Pf.
—, Studentenrache und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Stenglin, Felix von, In heiterer Laune. Humoresken. 20 Pf.
Sterne, Laurence, Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Leben und Meinungen des Herrn Tristram Shandy. 1 M. — Geb. 1 M. 50 Pf.
Tagebuch eines bösen Buben. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Tann-Bergler, Ottokar, Alt-Wiener Ränke und Schwänke. 20 Pf.
Tewfik, Mehemed, Die Schwänke des Naßr-ed-din und Buadem. 20 Pf.
Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Sozial-Roman. 40 Pf.
Torn, Teo von, Offiziersgeschichten. Humoresken. 3 Bde. à 20 Pf.
Vacano, E. M., Humbug. Eine wunderliche Historie. 20 Pf.
—, Komödianten. Erzählung. 20 Pf.
Velde, C. F. van der, Das Liebhaber-Theater. Humoreske aus dem ersten Zehntel des 19. Jahrhunderts. 20 Pf.
Viola, Max, Die Nadel der Kleopa...a u. andere Humoresken. 20 Pf.
Volger, Eduard, Allerhand Dummheiten. 20 Pf.
Webers Demokritos. 1. Bd.: Das Lachen. 2. Bd. Was ist lächerlich? 3. Bd.: Das Weib. 4. Bd. Der Humor. 5. Bd.: Der Witz. 6. Bd.: Das Temperament. à Bd. 20 Pf.
Weisflog, Das große Los. In etzlichen anmutigen Historien. 20 Pf.
Weiß, Julian, Von der heiteren Seite. Deutsche Humoresken aus Ungarn. 20 Pf.
Wolzogen, Alfred Freiherr von, Zwei Humoresken. (Die Unke. — Lori.) 20 Pf.
Zachariä, J. F. Wilh., Der Renommist. 20 Pf.
Zeitler, Rudolf, Jagdgeschichten. 20 Pf.
Zschokke, Heinrich, Tantchen Rosmarin. — Das blaue Wunder. 20 Pf.

Militärische Humoresken

von

Philipp Lenz.

Viertes Bändchen.

Die Uhr.
Die Strafpredigt.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Die Uhr.

Dem ehemaligen Kornmagazin gegenüber, das, seitdem sich in ganz Deutschland der Mangel an geeigneten Lokalitäten zum Unterbringen von Soldaten so ungemein fühlbar gemacht, zur Kaserne avanciert war; gerade gegenüber der rechten Ecke, wo die Parterrefenster dem Lieutenant Degenhardt gehörten, wenn man's genau nehmen — und zwar so nahe gegenüber, daß der Lieutenant Degenhardt sich beim Ausgucken nicht zu weit hinauslegen durfte, wollte er sich nicht an den Kopf stoßen, wenn man's noch genauer nehmen will —: da befand sich in einem kleinen altersschwachen Hause eine kleine, sehr alte Wirtschaft, welche ein kleines, dito bereits sehr alt gewordenes Männlein hielt. Er that das erstens aus Gewohnheit — denn er wußte sich nicht zu erinnern, daß er jemals etwas anderes gethan —, zweitens für die Soldaten in der Kaserne, drittens für den Herrn Lieutenant, der sehr oft, am Tage sowohl als abends, mit seinem Degen so lange an die Fensterladen der Wirtschaft pochte, bis das alte Männlein ihm ein Glas Bier hinüberreichte. Es kam vor, daß der Lieutenant aufschreiben ließ, weil er gerade kein kleines Geld habe; der Alte sagte dann nie: er könne wechseln. Es hatte sich aber ein sehr inniges Verhältnis herausgebildet zwischen diesen beiden Menschenkindern; und der Lieutenant ließ sich sogar Grobheiten gefallen, wenn er einmal zu laut gepocht haben sollte, was schon etwas bedeuten will — bei einem Lieutenant.

Fünf Uhr nachmittags. Die Sonne ist schon untergegangen. Wir wissen also, daß Winter ist. Und was für

Winter! Tot und verlassen liegen die Straßen, in denen der Nordost heult und wildes Schneegestöber sein Wesen treibt. Das Männlein, welches die Wirtschaft hält, sitzt hinter dem Schenktisch und übersieht sein Reich, das es beherrscht, ganz allein beherrscht, unbeschränkt, ungeärgert, unkompromittiert von einem naseweisen Kellnerminister oder einem Zapfjungen, der von den Vorrechten seines Standes Gebrauch macht und über alle Begriffe hinaus dumm ist. Viel hat der Alte nicht zu übersehn; die Arbeit ist nicht groß. Vier Holztische, jeder von vier Holzstühlen umgeben, auf denen aber keine Gäste zu erspähen sind; ein eiserner Ofen, der wie eine Rose glüht; zwei Kupferstiche aus dem vorigen Jahrhundert (die entweder einen Feldmarschall auf galoppierendem Roß, an der Spitze von 100 000 Mann, im Begriffe, wenigstens 500 Kanonen zu erobern, und ein in die Luft fliegendes Kriegsschiff — oder zwei alte Weiber, die mit dem Besen aufeinander losfahren und den Vesuv, vielleicht den Ätna, vielleicht den Chimborasso, möglicherweise etwas Ähnliches oder auch etwas ganz anderes darstellen — die Ansichten hierüber sind geteilt geblieben, und niemand hat den Streit endgültig zu entscheiden vermocht); endlich eine Uhr, eine ganz sonderbare, aus dem Schwarzwald gebürtige Uhr: — das sind die Hauptperlen des Reiches, so dem Männlein hinter dem Schenktisch unterthan ist, und auf denen zur Stunde sein Blick ruht. Acht viereckige Flaschen mit überhaupt zwei Sorten Branntwein in ihnen, jede aber mit einer andern Etikette; ein mächtiges Brot; ein Teller mit einem angeschnittenen Stück Butter; ein Teller mit einer angeschnittenen Wurst; ein Teller mit vier armen Heringen, die nicht wissen, wo sie Kopf und Schwanz lassen sollen, außerdem mit merkwürdig vielen Zwiebelscheiben belastet sind; ein Haufen leerer Teller mit einer Krone von Messern und Gabeln, deren Anzahl nicht durch 2 dividiert werden kann, (woher wahrscheinlich auch der ewige Skandal unter ihnen

herrührt, weil das übrige Messer-Männchen durchaus sein Gabel-Weibchen haben will); ein Achtelfaß mit Bier; anderthalb Dutzend reine und ein Dutzend schmutzige Seidel; fünf Schnapsgläser — eins zwar ohne Fuß, aber man kann doch daraus trinken; eine Cigarrenkiste mit Glimmstengeln, die alle denselben Preis haben und sich sehr gut miteinander vertragen, trotzdem sie nach Länge, Dicke und Farbe den verschiedensten Nationen und Geschlechtern angehören: — das alles ist auch noch Bestandteil des Reiches; allein der Alte sieht es nicht, weil er diesen Herrlichkeiten den Rücken zukehrt. Erleuchtet wird das Lokal durch eine Lampe, die mittelst einer sehr sinnreichen Maschinerie von der Decke herabhängt. Nimmt man an, die Lampe hinge, wie das nach den Naturgesetzen auch schwerlich anders der Fall sein kann, senkrecht, und vergliche mit der Schnur, die sie hält und, verlängert, genau den Mittelpunkt der Erde treffen muß, die Wände des Wirtszimmers: so würde man mit Schrecken erkennen, daß letztere alle vier schief stehen und, verlängert, keineswegs den Mittelpunkt der Erde treffen, sondern sich 718⅘ Meilen vor demselben oder auch gar nicht schneiden und dann in den unendlichen Raum unendlich lang hineinlaufen würden — natürlich, nachdem sie vorher an der andern Seite der Erde wieder herausgekommen. Aber bekanntlich hält das Wacklige und das Schiefe, und das, dem jedermann den baldigsten Einsturz voraussagt, stets mit einer ungemeinen Zähigkeit aus und überdauert oft das Neueste und Kräftigste — was von baufälligen Häusern so gut gilt, wie von der Türkei.

Vater Groitsch nennen die Soldaten den Wirt. Ob sie ihn mit Recht oder Unrecht Vater nennen, steht dahin; eine Untersuchung aber hätte gar keinen vernünftigen Zweck, wirklich, nicht den geringsten. „Vier Uhr — 23,“ sagt Vater Groitsch halblaut vor sich hin, sieht auf die sonderbare Uhr, beobachtet sie, erhebt sich seufzend von seinem Stuhle, schlürft nach der Schwarzwälderin hin, horcht, schüt-

telt den Kopf, erzählt sich, daß die Uhr still steht, zieht an den Gewichten, erzählt sich, daß die Uhr wieder geht, freut sich darüber und schlürft auf seinen durchgesessenen Stuhl zurück. Die Uhr tickt fünf Minuten lang; dann ruft sie spottend: „Kracks!“ und tickt nicht weiter. Vater Groitsch beobachtet sie, erhebt sich seufzend von seinem Stuhle, schlürft nach der Schwarzwälderin hin, horcht, schüttelt den Kopf, erzählt sich, daß die Uhr stille steht, zieht an den Gewichten, erzählt sich, daß die Uhr wieder geht, freut sich darüber und schlürft auf seinen durchgesessenen Stuhl zurück. Das wiederholt sich zwölfmal in einer Stunde, vierundzwanzigmal in zwei Stunden, ohne daß Vater Groitsch und, was noch mehr zu bewundern, die Uhr dessen müde wird. Da nun Vater Groitsch nur an den Gewichten zieht, nicht aber auch die Zeiger richtig stellt, so verliert die Uhr, wie man sagt, bleibt zurück in der Zeit. Vater Groitsch weiß das ganz genau; er kann aber nicht bis zu den Zeigern hinauflangen, und jedesmal einen Stuhl zu nehmen, ist ihm zu umständlich. Er begnügt sich damit, das Zurückbleiben seiner Schwarzwälderin bei jedesmaligem Stillstehn auf zehn Sekunden zu bemessen. Wie er gerade zu den zehn Sekunden gekommen, darüber hatte Vater Groitsch schon oft nachgedacht, es aber vollständig vergessen, so daß wohl ein ewiges Geheimnis darüber schweben wird. Nur morgens stellt Vater Groitsch, morgens um sechs, das heißt: wenn er meint, daß es sechs ist. Den Rest des Tages über behält der Alte den Unterschied zwischen den Angaben seiner Schwarzwälderin und dem Stande der Sonne im Kopfe, und damit er ihn nicht vergesse, murmelt er ihn alle Augenblicke vor sich hin. Kleine Zahlen sind leichter zu behalten als große. Vater Groitsch ist dieser Vorteil nicht unbekannt, weshalb er die schlaue Einrichtung getroffen hat, sich immer nur die verschiedenen Male zu merken, wie oft er seine Uhr wieder in Gang gebracht hat. Diese Ziffer schreibt er zuweilen mit Kreide auf den Schenktisch, multi-

pliziert sie mit den bewußten zehn Sekunden und erhält dann als Facit die Summe aller Sekunden, um die sein Chronometer sich verspätet hat; teilt er dieses Facit weiter durch sechzig, so ergeben sich die Minuten, wenigstens kam bis jetzt noch nichts anderes aus der Geschichte heraus. Daß sich bei einer so umständlichen Rechnung dann und wann Fehler einschlichen, dürfen wir Vater Groitsch nicht zum Vorwurfe machen, um so weniger, als er sich selber nichts daraus machte. Das Schlagen hat die Tochter des schwarzen Waldes sich längst abgewöhnt, nachdem es eine Zwischenperiode gegeben, in welcher sie überhaupt nur zwölf schlug, ganz einerlei, ob es eins oder drei oder halb sechs oder elf oder halb sieben war. Sie besitzt auch noch einige andere innerliche Fehler, die einen ziemlichen Einfluß auf den Gang der von ihr zu besorgenden Geschäfte ausüben, insofern man nämlich ein plötzliches Vorrücken um fünf Minuten, Verhaspeln der Zeiger an einer gewissen Stelle des Zifferblattes, Fehlen eines Rades und infolge davon verlangsamte allgemeine Bewegung als einigermaßen bedeutende Fehler gelten lassen will. Dem Alten freilich waren diese Dinge viel zu kleinlich, als daß er sich um sie gekümmert hätte. Nachts steht die Uhr, weil niemand da ist, um sie aufzuziehn. Ein Beispiel, wie Vater Groitsch zählt: — „Vater Groitsch! zwei Eier und für sechs Pfennige Brot." — „Eier sind nicht da, 40, müssen heute Käse nehmen, Klinke, 40." In diesem Augenblick strikt die Schwarzwälderin. Er schlürft zu ihr hin, zieht an den Gewichten und schlürft zu dem Besteller zurück. „Nun, wollen Sie Käse, 41?" — „Ja, geben Sie mir Käse, Vater Groitsch." — „Einmal Käse und einundvierzig Brot, 6," wiederholt der Schenkwirt und zählt dann beim nächsten Male richtig weiter: 7. Vater Groitsch und seine Uhr paßten demnach zusammen. Wenn Vater Groitsch so zählte, wie er zählte, war er seiner Uhr würdig und umgekehrt. — In der ganzen Kaserne kannte man den Alten und

seine Schwarzwälderin; die ganze Straße kannte ihn, nicht nur die Sackgasse, in welcher sein Häuschen stand. Die liebe Jugend der gesamten Umgegend machte sich ein Vergnügen daraus, in die Kneipe zu gucken und nach der Zeit zu fragen. Es galt aber für ein ziemlich gewagtes Unternehmen; denn Vater Groitsch warf nach dem Neugierigen mit dem, was ihm gerade am nächsten lag — einmal mit einem gesalzenen Hering, den ein Gefreiter sich bestellt hatte und der nun der Rotte Korah draußen zum Opfer fiel —, zauste an den Ohren, wen er fassen konnte, und nannte ihn und seine Genossen eine verdammte Brut; ja, er wurde höllisch giftig. Ein Arbeitsmann, der nebenan im sechsstöckigen Hause im fünften Stock wohnte, erzählte gerne, daß es schon damals, als er noch keine Hosen getragen, ehrwürdige Überlieferung gewesen, Vater Groitsch nach der Uhr zu fragen; doch übertrieb dieser Arbeitsmann vielleicht. Die Soldaten drüben in der Kaserne stachelten ihre neu eingetretenen Kameraden auf, hinüber zu gehn in die Wirtschaft und sich genau nach der Zeit zu erkundigen; aber der Alte wußte stets sehr genau, wer hinter den Coulissen steckte und bedeutete den Betreffenden freundlich, selber nachzusehn, was ja keine Anstrengung für die Augen sei, und denen, die ihn geschickt, Bescheid zu bringen. Nur zum zweitenmale durfte ihm keiner kommen — er verzieh es nie! Trotz aller Streiche, welche die Uhr ihm schon gespielt, und trotz der Betrübnis, die er deswegen empfand, konnte er sich doch nicht von ihr trennen; denn er liebte sie wie eine Tochter. Häufig bereits hatte er mit einem Unteroffizier oder mit einem Feldwebel, denen er, vermöge ihrer Charge, ein Urteil in solchen Dingen zutraute, dieses Thema besprochen, aber stets den Kopf dazu geschüttelt, wenn man ihm riet, den Chronometer bei einen Uhrdoktor in die Kur zu geben — es käme mit den Uhrdoktoren so wenig heraus, wie mit den Menschendoktoren, meinte Vater Groitsch zu solchen Vorschlägen, er wisse das am besten; woher er

das aber wisse, sagte er nicht. Das Äußerste, wozu er sich verstanden, war, daß er vor einigen Jahren auf das Angebot des Vicefeldwebel (kein ehemals Einjährig-Freiwilliger!) Schulze von der fünften Compagnie, ihm die faule Grete unter seinen eigenen Augen, bei ihm in der Wirtschaft, zur Raison zu bringen, einging. Zu behaupten, daß die Uhr dadurch schlechter geworden, würde eine Verleumdung des Feldwebels sein; nur brach an einem Rade ein Zahn ab, und die Zeiger machten jedesmal, wenn an den fehlenden Zahn die Reihe kam, Dienst zu thun, einen kleinen Hopsa von fünf Minuten Länge. Das war übrigens nicht Schuld des Vicefeldwebels Schulze von der fünften, sondern Schuld des Füseliers Krumm von der zehnten Compagnie, welcher durch sein unangemeldetes Eintreten in das Lokal eine Zugluft verursachte, in deren Folge der Zahn abgebrochen sein mußte; denn anders wäre es nicht zu erklären, sagte der Feldwebel. Von Verschreibung eines neuen Kunstwerks aus dem Schwarzwalde durfte man Vater Groitsch nun gar nicht sprechen; das nahm er sehr übel — er käme mit seiner Uhr zurecht, er wüßte ihre Fehler und damit basta! Ein Hartnäckiger wandte ihm einst dagegen ein, er irre sich in dem Fehler der Uhr, taxiere denselben falsch und verwechsle noch obendrein die Zahlen — diesen Menschen duldete er nie wieder in seiner Wirtschaft, und vergeblich waren alle Versuche zur Versöhnung. Selbst die schlagende Beweiskraft der Turmuhren machte Vater Groitsch nicht irre. Er pflegte hierzu zu bemerken: bei einem alten Manne wie ihm, wäre es gleichgültig, ob er meine: es sei fünf Minuten vor zwölf, während die Turmuhren sagten: es ist Punkt zwölf; übrigens die Turmuhren — und dann schüttelte er wieder bedenklich das Haupt. —

„Vier Uhr, 23,“ sagte Vater Groitsch. So lauteten die ersten Worte, die wir von ihm hörten. Weiter erzählten wir, was während der folgenden zwei Stunden seine Be-

schäftigung gewesen. Nehmen wir den Faden der Erzählung wieder auf, indem wir mitteilen, was sein Mund murmelte, nachdem diese zwei Stunden verflossen waren: „Sechs Uhr, 47. Ob denn heute niemand kommt? Ist doch sonst die Zeit, wo sie kommen, 47 — mal zehn, das macht —“ folgt eine lange Berechnung mit Kreide auf dem Schenktisch — „Macht beinahe acht Minuten, wird wohl zehn Minuten machen. Ob den Kerlen das Wetter zu schlecht ist, 47? klopfte da nicht der Lieutenant? Meinte, ich hätte ihn gehört. Nein, er war es nicht, 47.“ Kracks! Die Schwarzwälderin macht Station und wird wieder in Gang gebracht. „So alter Kasten, 48.“ Er lauscht eine kleine Weile auf das Ticken des Pendels. „Aha, aber jetzt geht die Thür, 48.“ Er wirft einen musternden Blick auf seine Vorräte. Die äußere Thür geht wirklich, und gleich darauf öffnet sich auch die innere, die Winterthür, wie Vater Groitsch sie nennt, weil er sie nur im Winter einsetzt. Zwei Füseliere erscheinen. „Guten Abend,“ sagen sie. „Guten Abend,“ sagt Vater Groitsch. Der eiserne Ofen kracht; die Uhr tickt merkwürdigerweise weiter; die Messer und Gabeln, mit dem Messerstörenfriede in ihrer Mitte, rasseln. Ob sich in dem Achtelfasse das Bier rührt, können wir leider nicht angeben; Beobachtungen über Gemütsempfindungen des Bieres kurz vor dem Ausschenken hat noch kein Gelehrter angestellt! so weit sind wir noch nicht in der Philosophie und in der Humanität, daß wir auch schon im Bier Gefühle entdecken wollen, obgleich ich fürchte, es dauert nicht mehr lange — daß das Bier eigentlich, wenigstens so lange es noch nicht sauer geworden ist, aus lebenden Zellen besteht, hat man ja schon glücklich herausgebracht. „Schlechtes Wetter heute,“ redet Vater Groitsch weiter, die Gastwirtshonneurs machend. „Verdammt schlecht,“ bestätigen die beiden Füseliere, schwingen den Schnee von ihren Mützen und spritzen lange, aus Punkten gebildete Streifen auf den Fußboden. Vater Groitsch sagt nichts

dazu; er ist dergleichen gewohnt; es wird bald wieder trocknen. „Trinkt ihr Bier, 48?" — „Ja, Bier!" Die beiden setzen sich, da, wo es am wärmsten ist, an den Tisch neben dem Ofen. „Wollt ihr Heringe essen oder Wurst?" fragt Vater Groitsch von neuem, nachdem er zwei Seidel vor die Soldaten gestellt. Eigentlich hatten die Füseliere gar nichts essen wollen; allein sie schämten sich, abzulehnen. „Wurst," bestellte der eine. „Hering," bestellte der andere. — „Der eine Wurst, der andere Hering, 48." — „Wie?" fragten die beiden. — „Nichts — der eine Wurst, der andere Hering, 48." Die beiden sahen sich an; der Fall war ihnen unklar geblieben; aber sie waren es gewohnt, daß ihnen manches unklar blieb, und so beunruhigten sie sich nicht weiter. Vater Groitsch schlürfte hinter seinem Schenktisch, faßte ein Heringsfräulein um die Taille, legte es auf einen leeren Teller, nachdem er vorher die Messer- und Gabelgesellschaft von dem obersten entfernt — was nicht ohne großes Geklapper vor sich ging —, zog dann die Wurst herbei, säbelte zwölf Scheiben von ihr ab und legte letztere, selbstverständlich mit den Fingern, auf denselben Teller, welchen er dem Heringsfräulein angewiesen. Das Messer, das er beim Wurstschneiden gebraucht, in der Hand, fragte er, sich umwendend: „Auch Butter?" — „Wenn Sie so gut sein wollen," antwortete der eine der militärischen Gäste höflich und raunte darauf, mit verstohlenem Blicke auf den Alten, seinem Kameraden zu: „Du, wenn er's nur nicht verwechselt!" — „Und — und — und wenn er's verwechselt, siehst du, verstehst du, Johann, dennso, dann sünd wir auch noch da." — „Ja, dennso sünd wir auch noch da, Claus. Probst!" — „Probst!" Das sollte Prosit bedeuten; Johann und Claus wußten es nicht besser. Sie hoben die Gläser, stießen sie an, guckten sich selber an, führten die deckellosen Seidel an den Mund, tranken und wischten sich darauf ein jeglicher mit der Hand das Maul. Vater Groitsch hatte inzwischen mittelst seiner natürlichen Kneip-

zangen, von denen die Menschen nur zwei, die Affen aber noch vier besitzen, zwei Stückchen Butter, zur Hälfte auf den Hering, zur Hälfte auf die Wurst gepackt, und präsentierte das Nachtmahl den beiden Schwelgern. Diese stießen sich nicht im geringsten daran, die für zwei Verschiedene bestimmten Portionen auf einer und derselben Unterlage zu erblicken — wäre doch auch reiner Luxus gewesen: zwei Teller für nur zwei Personen. „Habt ihr Brot mitgebracht, 48?“ — „Brot, nee.“ — „Dann müßt ihr die Wurst und den Hering ohne Brot essen.“ Das bestürzte die beiden Füseliere. Ob sie nicht für Geld und gute Worte Brot bekommen könnten? „O ja, 48.“ — „Achtundvierzig?“ — „Nun ja, 48. Das versteht ihr nicht, seid noch Rekruten. Wie lange dient ihr?“ — „Drei Monate.“ — „Dacht's wohl, seid Rekruten, drei Monate, 43.“ Kracks! Die Uhr ruht sich aus. Vater Groitsch reist zu der Tochter des Schwarzwaldes, zieht an den Gewichten, welche sich infolge des ewigen Aufwindens noch nie mehr als sechs Zoll vom Erdboden erhoben haben, bringt das Monstrum wieder in Gang, reist zurück an seinen Büffettschrank, macht einen Schnitt in das Brot, bricht das halb getrennte Stück ganz ab und trägt es in der Hand seinen Gästen an den Tisch, es diesen überlassend, sich darein zu teilen. Darauf pflanzt er sich wieder auf seinen durchgesessenen Stuhl. „Vierundvierzig — vierundvierzig — vierundvierzig.“ Claus schlägt Johann vor, sich Wurst und Salzfisch gemeinsam zu Gemüte zu führen. Da Johann keinen Schaden hierbei zu erleiden glaubt, nickt er, und die beiden speisen nun zwei Gänge wie die Barone. „Wann bekommt ihr denn Löhnung?“ tönt Vater Groitsch' Stimme vom Schenktisch her. Der Löhnungstag ist für ihn sehr wichtig; er bringt ihm seine Haupteinnahmen. „Löhnungstag?“ — „Löhnungstag, 44.“ Was geht einem Civilisten der Löhnungstag an? Claus und Johann unterhandeln durch Blicke, ob sie Bescheid geben dürfen. „Na!“ schnarrt der Alte, als ihm die

Erwiderung zu lange ausbleibt. „Eigentlich sollte er heute sein, sagen die alten Kerls, die's verstehn thun; aber er ist nicht gewesen. Nu, is er morgen," redet Johann. — „Dacht's wohl, 44, mußte irgend so was sein. Haben alle kein Geld. Woher habt ihr denn Geld?" Die Füseliere wundert diese Frage. Nach ihrer Meinung, nach ihrer sonst immer so bescheidenen Meinung, geht das den Wirt durchaus nichts an, und sie fertigen ihn kurz ab: sie hätten es. „Habt es," repitiert Vater Groitsch, ohne im geringsten beleidigt zu thun; eher imponiert ihm die Schlagfertigkeit der Antwort. „Seid ihr zum erstenmale hier?" leitet er die Unterhaltung weiter. „Doch wohl nicht," giebt er sich selbst Bescheid, „dich mit den Flachshaaren muß ich schon mal bei mir gesehn haben." Er meint Claus. Vater Groitsch ist es noch nie eingefallen, einen Gemeinen „Sie" zu nennen; den Gefreiten tituliert er abwechselnd „Du und Sie", nur die Einjährigen, den Unteroffizier und was höher ist, beehrt er mit „Sie". Die Gemeinen sind es gewohnt, geduzt zu werden, und daher ließ es sich auch jeder von Vater Groitsch gefallen. „Wir waren allerdings schon zweimal hier; aber da saßen alle Tische so voll, daß Sie uns wohl nicht bemerken thaten und es nu nich mehr so genau nich wissen," entgegnete wieder Claus. — „Ja, war wohl am Löhnungstag, da kommen die nichtsnutzigen Kerle immer zu mir, 44."

Die äußere Thür knarrt, die innere Thür knarrt — Vater Groitsch guckt auf, was für einen Gast ihm die Stunde bringt. Ein kleiner Schneekobold schneit herein — mit Schnee auf der Mütze, Schnee an den Augenwimpern, Schnee an den struppigen, unter der Mütze hervorlugenden Haaren, Schnee in den labyrinthischen Falten seines gestrickten wollenen Shawles, Schnee auf und unter dem Rockkragen, am Rocke selbst, in den Handschuhen, auf den Hosen, nämlich da, wo sie an den Knieen so merkwürdig weit vorstehn, wie Hosen niederen Bildungsgrades zuweilen zu thun pflegen, Schnee auf den Stiefeln, unter den Stiefeln,

vor allen Dingen in der Wölbung zwischen Stiefelabsatz und Stiefelsohle, Schnee endlich auf und in der schwarzen Mappe aus Seehundsfell. Wir haben noch vergessen: Schnee auf der Nase und in den Windungen der Ohrenmuscheln. Der Ofen kracht; die Messer und Gabeln klirren; punkto des Bieres ist wieder nichts Bestimmtes anzugeben; die Uhr bleibt stehn, vor Schreck über die unerwartete Erscheinung — natürlich, nur so ein plötzlicher Schreck konnte sie dazu veranlassen, sonst nichts, sonst gar nichts auf der Welt. Die Soldaten schweigen. Vater Groitsch wirft einen beinahe brummigen Blick auf den Schneekobold, der vielleicht vierzehn Jahre alt sein mag und in der Mitte der Schenke Posten gefaßt hat, wo er unbeweglich und ohne den Mund aufzusperren, stehn bleibt, nur mit seinen Dummenjungenaugen den Alten und die Kriegsknechte anguckend. Vater Groitsch bringt die Schwarzwälderin, die ungezogene, eigensinnige Schwarzwälderin zur Raison; und das thut er so zuvorkommend, so abbittend, so rücksichtsvoll — denn die Schwarzwälderin kann ja wahrhaftig nichts dafür, wenn sie stehn blieb; der Schneekobold mit seiner Mappe trägt allein alle Schuld. Wie kann er die Uhr auch nur so erschrecken, weiß er doch, daß sie nicht ganz so vernünftig ist wie er, und bei Erscheinungen, die sie sich nicht zurechtlegen kann, scheut wie ein Pferd vor dem weißen, vom Winde in die Luft gehobenen Blatte. Der Junge lacht, bleibt immer noch auf demselben Flecke und sagt: „Guten Abend, Ohm.“ — „Was willst du, 45?“ fragt Vater Groitsch. — „Ich bringe die Zeitung, 46.“ — „Was 46! du — — 45!“ — „Nun, Nummer 46“ — „Zeitung, 47, jetzt schon? Kaum ein Viertel nach sechs!“ Dabei warf er einen Blick auf seinen Chronometer. Der Junge grinste, als der Alte das that. „Bin fertig,“ sagte er. — „Bist fertig, 47? Hast es wohl so weit gebracht, daß du keinen Kunden mehr hast, außer mir?“ — „Bin fertig, mit 100 Stück. Du bist der 101ste; sind acht mehr seit den letzten vierzehn Tagen. Nächstens

habe ich die ganze Auflage allein zu besorgen; dann schaffe ich mir eine Hundeequipage an." — „Selber eine," brummte der Alte. „Na, gieb her." Der Junge reichte ihm das noch druckfeuchte Blatt. „Hast du noch etwas zu thun, Paul?" fragte Vater Groitsch. — „Nichts," erwiderte der Kleine kurz. — „Wenn du dich einen Augenblick ausruhn willst" — — „Ja, Ohm, möcht' mich wärmen. Ist draußen eine Eisbärenkälte." Der Schneeteufel traf seine Anstalten zum Bleiben. Die waren recht teufelsmäßig, wahrhaftig; aber zuerst ließ er noch gar nichts von seinen bösen Absichten merken. Er zog die Handschuhe ziemlich manierlich aus und schwang sie nur wenig; die Mütze schlenkerte er schon derber. Dann brach's los. Er schleuderte seine Mappe gegen die nächste Wand, als ob sie gar nicht die ihm doch sehr wohlbekannte, alte, schwache, Mitleid heischende Wand in Vater Groitsch' Kneipe wäre, sondern ein Bund Weizen und die Mappe ein Dreschflegel. Dann kam der Rock an die Reihe. Er wurde aufgerissen, vorn gepackt und mitleidslos geschüttelt. Dabei fing der Junge an zu tanzen, zu hopsen und auf den Fußboden zu stampfen, daß das ganze Haus zitterte und bebte wie bei einem Erdbeben. — Alles unter dem harmlosen Vorwande, sich den Schnee abzuschütteln. Zuletzt wurde der Rock ausgezogen und an einen Nagel gehängt, nicht etwa am Henkel, sondern am Tuchkörper selbst, was einem Rock gerade so schmerzt, wie einem Menschen, wenn er an den Beinen, an den Haaren oder am Halse — letzteres soll vorkommen — aufgehängt würde. Vater Groitsch fragte seinen Neffen, ob er es immer so mache, was dieser zu versichern sich beeilte. Darauf fing der Bengel wieder an zu lachen, stieß den zunächst Sitzenden der Soldaten mit dem Finger an, wies auf den kleinen Wassertümpel, der sich aus dem abgeschüttelten Schnee gebildet hatte, und verglich ihn nach der übertreibenden Art der Jugend mit der Nordsee und mit dem Atlantischen Ocean. „Na, setz' dich an den Ofen und wärme dich, Paul,

47," sagte Vater Groitsch. Das that Paul und nahm bei den Soldaten an demselben Tische Platz. Er rieb sich die Hände und ließ seinem Munde dabei allerhand Töne entfahren, die wahrscheinlich sein Behagen andeuten sollten; doch wer kann's wissen. Die Laute klangen, gelinde beurteilt, merkwürdig.

„Du bist wohl viel herumgelaufen in der Stadt," redete Claus den Jungen an. Paul erzählte, nach der Schule trüge er Zeitungen aus; zuletzt käme er immer zu Vater Groitsch, der ein entfernter Verwandter seiner Mutter sei, weshalb er ihn auch Ohm nenne, wenn es in der Kneipe voll sei, helfe er mit beim Bedienen — heute aber würde er das wohl nicht nötig haben. „Ich heiß Paul Weber — und wie heißt ihr?" sagte er zu Ende seiner Mitteilungen. Es schien, als ob diese Erkundigung die Gefragten in einige Verlegenheit setze; doch überwanden sie dieselbe und gaben auch ihrerseits ihre Namen an. Der Flachshaarige hieß Claus Stichmich; der andere, der braune Haare hatte, hieß Johann Grunz. Paul grinste ganz unmotiviert bei diesen ehrlichen plattdeutschen Namen, was die Füseliere beinahe beleidigt hätte, wenn sie nicht so gutmütige Kerle gewesen wären. Vater Groitsch brachte dem kleinen Zeitungsträger Hering, Wurst, Brot und Butter, auch ein Glas Bier, und lud ihn zum Essen ein. Der kleine Zeitungsträger schlug diese Einladung nicht aus. „Danke, Ohm," sagte er und machte sich ans Schmausen. Die Soldaten sahen ihm zu. Vater Groitsch vertiefte sich in seine Zeitung. Er las halblaut; das that er immer. „Wir gemäßigten Nationalliberalen, 47, erfreuen uns wiederum der gehässigsten Anfeindungen, 47, sowohl von konservativer und ultramontaner, als auch von fortschrittlicher Seite, gar nicht zu gedenken der Socialdemokraten, 47, obwohl wir uns in dieser Sache, wie immer, 47, bemüht haben, sowohl der Regierung entgegenzukommen, als auch den Forderungen der übrigen politischen Parteien gerecht zu werden, 47. Es sollen uns

aber alle Angriffe nie abhalten, 47 — —“ Er legte das Blatt bald weg. Zum Lesen gab es noch genug einsame Stunden, und die Unterhaltung zwischen Paul und den Soldaten störte ihn. Erst mischte er sich von seinem Stuhle aus in das Gespräch ein; dann siedelte er ganz zu seinen Gästen und zu dem Zeitungsjungen über. Das unter diesen dreien verhandelte Thema war interessant genug. Claus setzte die verschiedenen Methoden auseinander, wie ihre Unteroffiziere zu schimpfen und zu fluchen pflegten; nach ihm sprach Johann Grunz sehr gebildet über echt englische Wichse und Putzkalk; er meinte, der schlechteste Putzkalk zum Putzen sei derjenige, den man sich gratis aus der Kasernenhofmauer herauskratzen könne, wenn es niemand sähe; er habe es einmal mit diesem Zeug versucht, thäte es aber niemals wieder und wenn er den letzten Groschen für guten Putzkalk ausgeben müßte. Von dem Putzkalk kam man auf interessante Vorfälle im Soldatenleben. Claus erzählte eine Geschichte, wie einmal jemand sich habe den Mantel ausziehn wollen, ohne vorher den Tornister abzuthun, was einen äußerst spaßhaften Eindruck gemacht habe — da sei er selbst dabei gewesen, und dann erzählte er noch eine Geschichte, wo er zwar nicht selbst dabei gewesen, sondern die er von einem andern wußte, welche aber trotzdem nicht minder amüsant war: sie handelte von einem Lieutenant, der bei Gelegenheit eines Marsches mit einem Bauern in Streit geraten war; der Lieutenant hatte endlich zu dem Bauern gesagt: Sie sind ein Esel; aber der Bauer, nicht faul, hatte erwidert: Sie sind selber einer. Vater Groitsch fand diese Antwort unbezahlbar. Nun rückte Johann mit einem eigenen Erlebnisse heraus: Es war an einem Sonntage; in der Menage gab's Schweinefleisch mit Erbsen und Sauerkraut. Johann hatte seine Portion schon verzehrt, fühlte aber noch bedeutenden Appetit. Weil Fleischtag war, konnte er jedoch nicht hoffen, eine neue Auflage Schweinefleisch mit Erbsen und Sauerkraut in der Küche zu erhalten, wenn er nicht

eine Marke ablieferte, wie sie zu dem Zwecke verteilt werden, daß sich niemand doppelte oder gar dreifache Ration hole und die anderen um ihr Teil verkürze. Indem er traurig hierüber nachdachte, steckte er seine Hände in die Taschen der Sonntagshose, die er heute zum erstenmale trug, und fand hier zu seiner freudigen Überraschung eine Marke, welche der frühere Besitzer des Beinkleids wahrscheinlich in der Tasche vergessen hatte. Nun hätte er in die Küche gehn und sich seinen Eßnapf wieder füllen lassen können; aber ohne vorher mit jemand Rücksprache genommen und sich vergewissert zu haben, daß er auch nichts Strafbares begehe, wagte er es nicht. Er wendete sich daher an den Gefreiten Sturm, der im Rufe stand, ganz besonders in allen militärischen Angelegenheiten bewandert zu sein. Der Gefreite Sturm verlachte ihn wegen seiner Ängstlichkeit und bot ihm an, wenn er vielleicht nicht gerne selber gehn möchte, wollte er für ihn gehn. Johann nahm das mit Dank an, händigte Sturm die Marke ein und wartete in der Kasernenstube auf seine Rückkunft. Als ihm die Zeit zu lange dauerte, bis der freundliche Helfer wieder erschien, ging er ihm, mit schlimmen Ahnungen, daß Sturm abgefaßt sein möchte, entgegen. Sturm war aber nicht abgefaßt, sondern saß ruhig auf der Treppe und verzehrte die Portion Schweinefleisch mit Erbsen und Sauerkraut. „Süh mal, solche Schlechtigkeit giebt's bei's Militär," schloß Johann seine traurige Geschichte, sich mit letzteren Worten an Paul wendend. Paul lachte, gerade wie der schlechte Sturm auch gethan hatte, als Johann ihn zur Rede stellte. In ähnlicher Weise reihte sich interessantes Vorkommnis an interessantes Vorkommnis.

Inzwischen hatte die Uhr dreimal Erholungspause gemacht, und der Alte zählte jetzt 50. Bis jetzt war er nur Zuhörer geblieben; als eine Pause im Gespräch entstand, fragte er die Vaterlandsverteidiger, wo sie her seien. „Wir, hm — aus Kithen-Kathen sein wir, thun wir sein," entgegnete Claus. — „Alle beide?" — „Wir sünd alle beide

von daher.“ Der Alte wunderte sich, wie man aus Kithen-Kathen sein könne; Paul grinste. „Ihr seid wohl Bauerssöhne, so, und habt was zuzusetzen, daß ihr kneipen gehn könnt, wo alle anderen durstig in der Kaserne hocken müssen, so,“ inquirierte der Besitzer der Schenke weiter. Claus schwieg; Johann entgegnete: ja, er hätte einiges; aber daß sie heute hier wären, das hätte seinen ganz besonderen Grund. Claus stieß ihn an, er solle schweigen; der Alte merkte es und wollte nun natürlich erst recht wissen, was dieser besondere Grund sei. Claus sträubte sich, es zu sagen. „Es ist doch nix Heimliches nich,“ meinte Johann. — „Na denn,“ sagte Claus, „ich will Johann Grunz heute Abend belehren.“ — „So!“ entfuhr es Vater Groitsch, und er machte ein ganz erstauntes Gesicht, ein noch erstaunteres als Paul. „Ja, allerdings,“ bestätigte Claus. — „Also, du willst Johann Grunz belehren — was bist du denn von Haus aus?“ — „Ich bin zu Hause der Schäfer, sein ich,“ entgegnete Claus. — „Der Schäfer!“ Vater Groitsch schüttelte den Kopf. — „Ja,“ erklärte Claus, halb verlegen, halb mit Stolz, „ich habe immer gern in allerlei Büchers gelesen, dazu hatte ich bei meinen Schafen Zeit, und manches weiß ich auch von unserm Herrn Pastor, der mich immer seine eigenen Büchers lieh. Und er hat oft gesagt, aus mich würde noch mal ein Professor.“ Vater Groitsch äußerte, man gäbe nicht viel auf die Pastoren in Städten, namentlich nicht in dieser Stadt. Das beleidigte Claus förmlich. „O, unseren Pastor weiß die ganze Welt auswendig, die ganze Welt!“ rief er. — „Das hat er dir wohl selbst gesagt?“ — „Ja, das hat er auch. Wenn ich kam und mich Büchers zu lesen holte, hat er mich oft bei sich behalten und mir viel verzählt!“ — „Was bist du denn,“ wandte sich Vater Groitsch zur Abwechslung an Johann Grunz, den Braunhaarigen. — „Bauernsohn.“ — „Eine schöne Würde,“ meinte der Alte. „Also du bist nicht so klug wie Claus Stichmich und willst dich von ihm belehren lassen.“ —

„Claus, der hat mich, wenn wir so allein waren in der Kaserne, immer allerlei verzählt, und das hat mich gefallen, und da habe ich ihm gesagt, wir wollten mal auf einen Abend zu Vater Groitsch gehn, da könnte er mir mal ordentlich was vorschwatzen, und das haben wir nu gethan," setzte Johann auseinander. — „Na, dann man vorwärts, fahr' zu, Kutscher," sagte Vater Groitsch. „Wir dürfen doch zuhören?" Eigentlich wollte Claus nur unter vier Augen erzählen, und das wäre auch das Klügste gewesen; aber Vater Groitsch und Paul und Johann setzten ihm so lange zu, bis er sich endlich bereit erklärte, wenigstens etwas vorzutragen. Paul schien sich sehr darauf zu freuen; den Kopf in beide Fäuste gestützt, die Ellenbogen auf dem Tisch, erwartete er Claus' Weisheit; eine ähnliche Stellung nahm Vater Groitsch an, nur keine ganz so flegelhafte. „Fahr zu, Kutscher, 50." Claus schwieg. Johann sah ihn etwas schadenfroh von der Seite an. Claus merkte es und verbat es sich. „Fahr zu, Kutscher, 50," wiederholte der Alte. Claus begann sich zu entschuldigen, er könne nicht ordentlich hochdeutsch. „Das macht nichts," beruhigte ihn Paul; „wir verstehn auch platt! Los!" Es dauerte aber noch höllisch lange, ehe Claus loslegte. Erst mußte er noch Bier haben; dann mußte er sich noch eine Cigarre anstecken, weil es sich beim Rauchen besser spräche; was Vater Groitsch freilich für Unsinn erklärte; dann stand die Uhr wieder still und verlangte Berücksichtigung und Nachhilfe. Sicher, Claus fühlte sich nicht wenig befangen; aber wir dürfen es ihm nicht verdenken, da er zum erstenmale öffentlich sprechen sollte. Mit Anstand konnte er nicht mehr zurücktreten, das sah er ein, und ehe er sich hierdurch blamierte, wollte er es lieber darauf ankommen lassen, ob er sich durch Steckenbleiben blamierte, daß es noch auf eine dritte Art und Weise geschehn könne, daran dachte er nicht. Ganz schlau war es von ihm, daß er so that, als wenn er mit Johann ganz allein wäre und kein größerer Kreis auf seine Worte lausche. Er begann:

„Sühst du, Johann, was also unseren Pastor is, der sagt dir das A=B=C“ (Claus legte einen verzweifelten Nachdruck auf das A) „Nicht (mit Nachdruck auf dem t) man bloß nur von vorne bis nach hinten, nee, auch von hinten bis nach vorne sagt er dir das, ohne Stottern; und so was, das kann nich mal jeder Schulmeister nich, obgleichens so ein Mann den ganzen Tag mits A=B=C zu thun haben thut. So einen Mann, der bringt einem nun auch manches bei, wovon man nachts nicht träumen thut. Und was in seine Bücher steiht! Was meinst du wohl, Johann, wo weit als daß die Sonne von die Erde weg ist?“ Gottlob, er hatte die Einleitung hinter sich und war mit einem kühnen Sprunge mitten in die Sache gelangt. Er sah Johann starr an; denn das erhöhte seinen Mut; er wußte, daß Johann dümmer war als er. Johann bekannte: er habe keine Ahnung, wie viel die Entfernung zwischen Sonne und Erde betrage. Claus freute sich darüber. „Sühst du, ich habe es dich ja immer gesagt, du weißt es nich. Die Sonne“ — es wurde feierlich in der Wirtschaft — „ist sieben Billionen Quadratmeilen von die Erde ab, Johann!“ Als ob Johann etwas dafür konnte. „Und der Mann, der's ausgemessen hat, ist noch immer nicht wieder zurück.“ — „So, wo ist er denn?“ warf Vater Groitsch ein. Claus gestand zu, er wisse es nicht, halte es auch für keine Schande, es nicht zu wissen, weil man eben nicht alles wissen könne; wenn Vater Groitsch ihn vielleicht belehren — „Verzähle man weiter,“ unterbrach der Alte den Soldaten und mahnte den Bengel, den Paul, gefälligst nicht zu lachen, wenn vernünftige Leute sich unterhielten. Claus fuhr in seinem Unterricht fort: „Also indem es nun scheint, als ob ein Stern, der so klein utsüht, kleiner wäre als den Mond, du weißt wohl, Johann, den Mond“ — Johann entsann sich, mit diesem alten Herrn bereits Bekanntschaft gemacht zu haben — „Da büst du nu vullständig ins Düstere geraten. Ein Stern ist dich so groß, daß du den Mond mit samsten

die Sonne und die Erde in ihn hineinstechen kannst, und dann dürfen diese drei inwendig in düssen Stern noch'n Polnischen danzen, so mächtig ist sein Umfang, was mit'n lateinischen Wort, wie die Gelehrten es gebrauchen, Durchmeter heißt, Durchmeter, Johann." Er machte eine Pause, trank, holte tief auf Atem und steckte sich seine Cigarre von neuem an; denn der Glimmstengel war ausgegangen, wie es diese Dinge nun einmal an sich haben, wenn man nicht an ihnen saugt. „Das wäre nun die Himmelskunde ins allgemeine," sagte Claus. — „Was, weißt du nicht mehr, nur den lumpigen einen Brocken?" fragte Johann. — „Johann," erwiderte Claus, „vergiß nicht, daß es meine Absicht war, nur einiges mitzuteilen, verstehst du wohl, nur einiges, nicht alles. Aber ich weiß noch'n ganzen Berg hoch vom Himmel. Guck mal, Johann Grunz, du hast wohl immer gedacht, was da oben an'n Himmel steht, das wäre ein Wagen. Prost die Mahlzeit — einen großen Bären ist das." — „Ein wirklicher großer Bär?" mischte Paul sich ein. Claus dachte einen Augenblick lang nach und erklärte dann fest und bestimmt: ja, es sei ein wirklicher großer Bär. Vater Groitsch schüttelte sein Haupt. Claus wurde rot. Ob es vielleicht nicht richtig sei, was er eben gesagt habe. „O, gewiß, gewiß," beruhigte ihn der Alte. „Ich wundere mich nur darüber, was die Gelehrten nicht alles rauskriegen." Ansehn könne man es dem Wagen doch nicht, daß er eigentlich zum Bärengeschlecht gehöre, setzte er hinzu und hinterher noch die Zahl 51. Nach Berichtigung der, wiewohl allgemein verbreiteten, doch irrigen Ansicht, daß die Milchstraße aus Milch bestünde und nach einer schrecklichen Geschichte von dem wilden Hundssterne, dessen Strahlen die Hunde auf Erden toll machen: schwenkte Claus nach dem Lande über, wo es, außer am Himmel, noch Bären giebt, nämlich nach Rußland. Über dieses ungeheure Reich gab er ebenso neue wie interessante Aufschlüsse, die wir der besonderen Beachtung des Herrn Petermann

in Gotha und dessen Fachgenossen empfehlen: in Rußland lenke und regiere der Zar alles nach seinem Willen — wer dagegen muckse, dem würden fünfundzwanzig mit der Knute aufgezählt und er käme hinterher noch nach Sibirien; der Zar setze die Zeit an, wo man in seinem ganzen Reiche zu Mittag essen müsse; je nach seiner bessern Einsicht schöbe der hohe Monarch, der Sommer und Winter in einem aus Eis gebauten Palaste wohne, Rußland während der heißen Jahreszeit 1020 Meilen nach Norden und während der kalten 500 Meilen nach Süden. Johann geriet in Aufregung und erbat sich Aufklärung, wo Rußland denn zuletzt bleibe, wenn es nach der einen Seite immer noch einmal so weit rutsche wie nach der anderen. „Ja, Johann," erklärte Claus mit Selbstbewußtsein, „das ist eben die Stelle, wo der Ochs mit die Hörner stoßt! Das is dir nämlich das Testament von Peter den Großen oder den Schwarzen, von dem auch das Spiel ‚schwarzer Peter' kommt. Der hat es dich nämlich so eingerichtet, wie ich dich gemitgeteilt habe, damit Rußland zuletzt über die ganze Erde rutscht und am Ende alles dem Zar gehören muß." — „Wi ook — wir auch?" mischte sich zur Abwechslung Vater Groitsch wieder einmal ein. — „Nee, wir nicht, indem daß der König von Preußen und der Zar einen Katarakt gestiftet hätten, wie das in die Automatensprache heißt; die beiden wollen sich das teilen," belehrte Claus. — „So, 51," murmelte Vater Groitsch, der verdammt neugierig war und nun mit dem Einwande kam: warum Rußland denn um den Nordpol herumwolle; nach dem Süden zu hätte er die Sache doch viel einfacher, näher und bequemer. Auch hierauf wußte Claus eine Erwiderung: weil im Süden der Türke säße; der ließe den Russen nicht durch, dem Türken müsse man von hinten kommen. Johann wünschte, man möchte die hohe Politik aus dem Spiele lassen; das sei ein gefährlich Ding, und der Soldat, der zu viel über den König schwatze, werde auf die Festung gebracht. Claus

lachte zu solcher Ängstlichkeit und fuhr fort, von den Eigentümlichkeiten des Moskowiterlandes zu berichten. Das eine halbe Jahr wäre in Rußland Nacht, das andere halbe regne es — und das begänne gleich an der Grenze, so rücksichtslos seien die Russen, und alles Protestieren von seiten Deutschlands nütze gar nichts; in der Mitte Rußlands befände sich ein großes Loch, teils von der Natur auf dem in Barbarenländern nicht ungewöhnlichen Wege des Erdbebens gebildet, teils von Menschenhand gegraben: es heiße das schwarze Meer; in dieses ergössen sich sämtliche Flüsse des Zarenreiches — es sei so salzig, daß man das Salz in Klumpen, so groß wie Häuser, herausfische und forttransportiere. Vater Groitsch erbat sich die nähere Bestimmung, ob besagte Salzklumpen mit der Angel oder mit dem Netze gefangen würden. „Mit Netzen," entgegnete Claus, das verstände sich doch wohl von selbst. Das schwarze Meer sollte außer zum Salzfang auch noch zum Ertränken dienen, was dort zu Lande eine Art Todesstrafe sei. Ohne die sieben Flüsse, welche sich in das schwarze Meer ergössen, müßten sämtliche Russen wahrscheinlich verhungern — wenn wir anders Claus Stichmich Glauben schenken wollen —; denn sie nährten sich hauptsächlich von den Eiern der in diesen Flüssen gefangenen Fische, welche Speise Peccavi hieße. Johann meinte, Fischeier könne man nicht essen, wurde aber eines Besseren belehrt und mußte beschämt schweigen; dagegen trat Paul mit seinem ganzen Selbst dafür ein, daß die Russen sich auch von Brot nährten. Claus gestand es ihm zu, aus besonderer Freundschaft.

Mittlererweile hatte der Ofen geglüht und gekracht, hatte die Uhr getickt, hatte der Schneesturm draußen sich benommen, als ob er sieben Glas Grog ohne Wasser mit sehr viel Zucker getrunken hätte. Der Ofen und der Schneesturm fuhren in ihren Vergnügungen beständig fort; die Uhr nicht beständig. Dreimal war es notwendig gewesen, sie wieder zum Vorwärtsgehn zu bewegen, und jetzt eben

sagte sie wieder kracks! worauf der Alte sagte: „Daß dich!“ Paul wollte ihm den Weg zur Schwarzwälderin abnehmen; aber er verbat es sich höflichst, denn er traute dem Jungen nicht, daß er die Uhr auch mit der nötigen Zartheit behandeln würde. „Noch nicht acht?“ meinte Johann, nachdem er einen Blick auf die Zeiger geworfen. „Geht die Glocke auch richtig?“ — „Ganz richtig!“ donnerte der Alte ihn beinahe an, setzte dann aber milder hinzu, weil er einsah, daß Johann nicht aus Bosheit so gefragt habe: „Sie geht nur 'ne Kleinigkeit nach.“ Darnach ließ er von Paul ausrechnen, wieviel 55 mal 10 sei. Paul antwortete ganz gedankenlos: 600, und weil niemand nachrechnete, blieb er dabei: „Nun teile mal 600 in 60,“ sagte Vater Groitsch weiter. Paul versicherte, das ginge nicht. Vater Groitsch wurde böse: es ginge! er habe schon ganz andere Zahlen in 60 geteilt. „Umgekehrt vielleicht,“ antwortete Paul und schlug $7^1/_2$ als Facit vor. „Laß deine Narrheiten!“ bedeutete ihm sein Ohm stumm. Nun wußte Paul mit einemmale, daß es 10 waren. „Also,“ erklärte Vater Groitsch dem Soldaten, „es ist zehn Minuten über acht.“ Damit beruhigten sich Johann sowohl wie Claus. Paul erhielt den Auftrag, neues Bier einzuschenken, für sich selber aber nur ein halbes Glas. Es dauerte sehr lange, bis er damit fertig wurde, und als der Besitzer der Schenke sich nach ihm umsah, fand er Paul beschäftigt, in vollen Zügen zu trinken — zur Schadloshaltung, weil er nur ein halbes Glas haben solle, wie er auf Interpellation erklärte. Als er mit seinen Seideln an den Tisch kam, zauste ihm der Alte die Ohren, zur weiteren Schadloshaltung, wie er sagte. „Nun hole noch zwei Cigarren für die Soldaten,“ bekam Paul ferneren Auftrag; er erfüllte denselben und brachte den Soldaten die Glimmstengel in derselben Manier, wie sich die Indianer die Friedenspfeife zureichen — nämlich schon angebrannt. Claus und Johann lachten nur und steckten die Tabakswürste in den Mund, ohne die Spitzen abzuwischen; Vater

Groitsch wollte Paul hauen, konnte ihn aber nicht einfangen und versprach zuletzt Amnestie, damit die interessanten Erzählungen Claus Stichmichs nicht länger unterbrochen blieben. „Na, nun kann's wieder losgehn, 55," wandte er sich an den Professor in Uniform. „Paul, gaff' die Uhr nicht an." Der Bengel schien es gerade darauf abgesehn zu haben, die Uhr durch Anstarren in Verlegenheit zu bringen.

Claus hatte natürlich vergessen, wobei er stehen geblieben war. Johann mußte ihn erst wieder auf die richtige Fährte leiten. Anfangs etwas langsamer, wie jedes Fuhrwerk, das sich in Bewegung zu setzen beginnt, dann aber immer rascher und fließender, ließ Claus den Born seines Wissens ausströmen. Von der Beschaffenheit der Russen hatte er bisher nur durchblicken lassen, daß sie, allerdings das Wichtigste für ihre Erhaltung, äßen. Er geht zu einem neuen Gesang über: zu den russischen Stämmen. „Was dich nu die Russens selber sünd, Johann, so gehürt dich ein Teil zu die chinesische Klasse. Düsse Leute wohnen ganz oben im Norden bei den Polaken und haben einen besonderen Kaiser, der aber den Russen gehorchen muß." — „Ganz wie unser —" — Johann schnitt dem Zeitungsjungen, der einen Vergleich machen wollte, das Wort am Munde ab; er möge um Gottes willen von der Politik schweigen — das brächte sie sonst noch einmal alle ins Unglück. „Willst du erzählen oder soll ich erzählen, Johann?" fragte Claus ihn mit scharfer Betonung. Johann sagte: „Du." — „Na, denn bitte ich mich aus, daß du auch schweigst, sonst schweige ich!" Johann war ganz eingeschüchtert. Claus lud seine Weisheit vom chinesischen Rußland und vom russischen China weiter ab. „Von dieser chinesischen Klasse kommt der Kaffee und der Pfeffer. Das packen sie auf Eskimos und spannen Renntiere davor, die darum so heißen, weil sie schneller laufen als die Eisenbahn. Die übrigen Russen sind Kosaken und Seelen. Die Kosaken thun nichts als reiten und die Seelen müssen sie füttern. Die thun das nun mit Talg, Seife, Heringen

und Lämmern, zu Ostern mit einem Salat aus Gras; wenn sie keinen Essig haben, gießen sie Branntwein darüber und streuen Kienruß darauf. Eigentlichens fressen die Kosaken allens; aber sie haben einen großen Appetit, und wenn sie mal nicht besoffen sünd, wollen sie was Besseres als ordinären Kram. Dann quälen sie die Seelen, und wird die Seelen das zu viel, so gehen sie zu ihren Käsen, was ihre Amtslüte sind, und die machen keine langen Umstännens mit die Kosakens. Die Käse hauen die Kosakens denn, bis sie über den ganzen Puckel grün und blau aussehen, und damit niemand sich über Zurücksetzung beschweren kann, hauen sie die Seelens auch. Dankt ihr man Gott, daß ihr keine Seelen seid. Die Russen haben auch noch ein Land, das sind die beiden Polen; da dadrinnen, da wohnen die Polaken und die meisten Juden. Die Menschen in Polen mögen aber die Russen nicht leiden, und wo sie einen Russen erblicken thun, da mähen sie ihm mit lange Sensen den Kopf ab." — „Davon habe ich selbst ein Bild gesehn!" rief Paul. Vater Groitsch stellte einen Vergleich an zwischen Getreidemähen und Menschenmähen und kam zu dem Schluß, daß letzteres barbarisch und abscheulich sei. Johann wußte auch etwas, das zu dem Fall paßte. Er tischte eine wunderbare, gar nicht recht glaubliche Geschichte auf: in Australien gäbe es Afrikaner, die es mit allen Menschen so machten und sie hinterher noch aufäßen; diese Afrikaner oder Mohren seien daher noch rachsüchtiger zu nennen als die Polaken, die doch nur Russen mähten. Claus schmeichelte die Anerkennung der von ihm mitgeteilten Thatsachen und die lebhafte Teilnahme, welche dieselben hervorriefen; dennoch bedeutete er Johann abermals, gefälligst nicht mit zu schwatzen — denn das paßte ihm nicht — er, Johann, sei da, um belehrt zu werden, nicht um zu lehren, und nahm darauf weitere Enthüllungen auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde vor: „Wo der Russe aufhört, da fängt der Engelländer an. Dem Engelländer ist alles zu eigen, was

unter dem Russen lügt, und von daher kommen die wilden Tiere, der Reis, der Zucker, die Neger, die Baumwolle, der Thee und die Fregatten, und dann giebt es da noch Beduinen; aber ich glaube es nicht." — „Wat sünd denn dat, Beduinen?" erscholl die Stimme des Zeitungsjungen. Ach, und der liebliche Knabe sah dabei so unschuldsvoll, so engelrein aus, als triebe ihn nur die Lernbegierde zu der Bitte um nähere Aufklärung über die Beduinen. Vater Groitsch schielte ihn an und brummte etwas, wovon aber nur die Zahl 55 verständlich war; er war darin eingeweiht: Paul las, erlaubter- oder unerlaubterweise, sämtliche Zeitungen, die auszutragen seinen Beruf bildete, ganz einerlei, welcher Richtung sie huldigten oder welche sie verspotteten; es war ihm wirklich ganz gleich — und bei einer solchen, geradezu redakteursmäßigen Bildung sollte ihm die Bedeutung des Begriffs Beduine verborgen geblieben sein? Claus fühlte sich verpflichtet, zu wissen, was Paul wissen wollte; allein, er wußte es nicht. Einen Augenblick bemeisterte ihn die Verlegenheit; dann bemeisterte er sie. Er legte den neben ihm sitzenden Bengel die Hand aufs Haupt und sagte salbungsvoll: „Wenn du erst Soldat bist, weißt du, verstehst du —". Johann freute sich schon darauf, Claus würde sich blamieren; aber er blamierte sich nicht — er wies unzweifelhaft nach, daß Beduinen und Rosinen, genau genommen, dasselbe seien. Diese Erklärung erregte Staunen und verblüffte selbst Paul — das hatte er nicht erwartet. Er biß die Zähne aufeinander und wurde ganz blau im Gesicht. Plötzlich stand er auf und lief hinaus. Kaum hatte er die Thüre hinter sich, als von draußen die sonderbarsten Töne zu vernehmen waren. „Er bricht sich doch nicht?" fragte Claus gutmütig und wollte ihm nach. „Bleib' man sitzen; er kommt schon wieder rein," sagte Vater Groitsch. Als Paul nach beinahe halben fünf Minuten in der That, wie der Alte prophezeit hatte, wieder herein kam, sah er wieder ganz gesund und vernünftig aus. „Ich habe doch nichts

versäumt?" wandte er sich an Claus. — „Nee, nee," beruhigte ihn dieser, „wir haben so lange gewartet." — „Paul," sagte der Alte, „57" — die Regulierungsziffer war bis auf 57 angeschwollen — „zähl' du weiter." Paul nickte; er war mit diesem Amte schon vertraut. Johann, Vater Groitsch und Paul erfuhren nun mehr — und, wahrhaftig, es war ihnen etwas Neues —: daß die Engländer auf lauter Inseln wohnen, alle Schiffe der ganzen Welt besitzen (nur die Hamburger hatten, nach Claus, außer ihnen noch ein paar) und mit diesen von Meer zu Meer, von Hafen zu Hafen segeln oder dampfen und die übrigen Menschen ihnen abkaufen müßten, was sie brauchten — brauchten sie aber gerade nichts, so zwängen die Engländer sie mit Gewalt dazu, und hätten schon Kriege deswegen geführt, — wo aber zwei andere Völker Krieg führten, brächten sie beiden Gewehre und Pulver und Kanonen, damit die Geschichte nicht so schnell zu Ende gehe — dafür hätten sie einen besondern Namen: Neutralität; in England regne es den ganzen Tag, deshalb wüchsen dort auch nur Steinkohlen; Brot holten sie sich aus Klabastopol bei den Tartagern — man sollte ihnen mal keins geben, meinte Claus, dann würden die Kriege an gewissen Punkten der Erde früher aufhören. Johann warnte: solche Ansichten über den Krieg dürfe ein Soldat nicht einmal im geheimen hegen, geschweige aussprechen. Vater Groitsch stimmte Johann sehr ernsthaft bei und schrie dann „Paul!" Denn er hatte den herzigen Buben dabei ertappt, wie dieser der Uhr Grimassen zuschnitt und ihr sogar die Zunge aussteckte. Infolge der eben erhaltenen Warnung wurden Claus die Engländer unheimlich. Er bedeutete seinen Hörern: sie sollten nur ja nicht denken, daß der Russe und der Engländer die einzigen auf der Erde wären, außer der eigenen Nation. Er wählte ein in die Augen springendes Beispiel: die Indianer, von denen er behauptete, sie sähen so rot aus wie die preußischen Kupferdreier, wogegen am Ende nichts weiter einzuwenden ist, als

daß die preußischen Kupferdreier jetzt nicht mehr existieren; diese Indianer sollten sich nach Claus Stichmich von rohen Menschen und Fischen, Büffeln (das Liebste an den Büffeln seien ihnen die Hörner) und Skalpen ernähren und wären wegen ihres Blutdurstes beinahe eine Landplage geworden in Amerika. Der Zeitungsjunge wunderte sich. Blut tränken die Indianer? Dann schüttelte er sein Haupt; und als Johann hinzufügte: leidenschaftlich, deshalb nenne man sie auch blutdürstig! schlug er gar die Hände über dem Kopfe zusammen. Der Lümmel schien gar nicht in die Schule gegangen zu sein! Gleich hinterher genierte ihn wieder das Wort Skalpe, unter welchem er sich nichts zu denken wußte. Johann fertigte ihn kurz ab: das sei auch eine Art Rosinen. Vater Groitsch trank einen starken Schluck und sah sehr vergnügt aus. Der Naseweis von Paul erinnerte sich jedoch plötzlich, in seiner Jugend eine Stocklaterne besessen zu haben, deren Seiten mit Bildern geziert gewesen, von welchen Bildern wiederum eines einen splitternackten, grimmigen, greulichen Indianer, den einen am Boden liegenden Pflanzer geraubten Skalp schwingend, darstellte. „Nun ja,“ sagte Claus, er habe es ja gesagt. Das verblüffte den Jungen, und er gab sich ernstlich Mühe, an einen, vielleicht elektrischen, Zusammenhang mit dem Bild auf seiner Stocklaterne und großen Puddingrosinen zu glauben. Um in der Übung zu bleiben, das heißt weiter von wilden Völkern zu reden, machte Johann einen kleinen Luftsprung quer über den Atlantischen Ocean und langte auch glücklich, ohne ins Wasser zu fallen, bei den Negern an. Wir mögen es keinem zu Papier bringen, wie er die armen Neger behandelte: sie wären so schwarz wie die Steinkohlen; gingen ohne Unterschied des Alters splitternackt; wollten sie sich putzen, so wichsten sie sich blank; fräßen sich gegenseitig auf, und die Weißen wären ihre Sonntagsbraten, wenn sie einen fangen könnten; sie wären wüste Heiden, so wüste, daß sie selbst die Missionäre, die mit dem Worte Gottes und mit blauen

Strümpfen zu ihnen kämen, kochten und als zähes Rindfleisch genössen; trieben Sklaverei; bei ihnen wüchsen keine Kartoffeln; eiserne Werkzeuge, Cognac und alte Stiefeln würden im Lande der Nigger zu Gold — brächte man diese Sachen aber wieder nach Europa, so verwandelten sie sich in das zurück, was sie vorher gewesen: in eiserne Werkzeuge, Cognac und alte Stiefeln. Johann konnte sich nicht enthalten zu erzählen, er habe einmal auf dem Jahrmarkt ein solches Negerungetüm gesehn. „Ha!" rief der Übermut, der Zeitungsjunge, „ich sehe jeden Tag welche; die fegen hier in der Stadt die Schornsteine!" — „Halt den Mund mit deinen Dummheiten," wies ihn der Alte zurecht und mußte dann nach seiner Uhr. Während er sich mit ihr beschäftigte, äußerte er: er wisse gar nicht, was die Glocke sich heute, gerade heute in den Kopf gesetzt habe; das läge wohl am Schneewetter, da bekämen alle Leute den Schnupfen. „Wie viel?" fragte er dann Paul; er meinte natürlich die Regulierungszahl. — „1786," antwortete Paul. — „Was!" schrie der Alte. — „1787 sind's jetzt," entgegnete unser Held und machte ein Gesicht, als ob er eben ein Stück Kuchen artig aufgegessen hätte und noch ein zweites zur Belohnung verdiene. „1787," wiederholte Vater Groitsch ganz starr. — „Na, du hast mir doch gesagt, ich soll weiter zählen, von 55 an," sprach Paul, wie es schien, sehr verwundert über des Alten Aufregung. Nun aber wurde Vater Groitsch ernstlich böse. Er schalt fürchterlich, und Paul hätte nach Hause gehn müssen, wenn er selber, und die Soldaten mit ihm, seinen Ohm nicht wieder durch Bitten besänftigt hätten. — Vom Lächerlichen bis zum Erhabenen ist nur ein Schritt, sagte Napoleon Nr. 1 nicht nur einmal, sondern sehr häufig; denn das Wort war seine eigene Erfindung und darum sagte er es gerne. Es lag daher in der Natur der Sache, daß Claus von den wilden, nackten, menschenfressenden Negern zu den Holländern schwenkte. Land der Holländer: See (Claus wollte damit andeuten:

eigentlich See; aber er sagte einfach: See) von Kanälen durchzogen; Charakter der Bewohner: schropsartig — alle Holländer waren in ihrer Jugend Schiffsjungen und sind große Seehelden, haben wenigstens die Anlage dazu. Hauptprodukt: Schweizerkäse; Nationalspeise: Genever; Regierungsform: kaufmännisch mit einem Prinzipal, Buchhaltern, Commis und Lehrlingen (die Volksvertretung bildet den Stand der Lehrlinge; das ist aber auch anderwärts so, wird wenigstens so behandelt); Tracht: auffallend als Teil des Nationalkostümes die Feuerkieke; Sprache: plattdeutsch. So ungefähr kam heraus, was Claus über die gesegneten Niederlande vorbrachte. Johann freute sich darüber, daß man in Holland plattdeutsch spräche und nahm sich vor, sobald er seine Zeit abgedient, eine Reise dorthin zu machen, wenn es nicht gar zu weit sei; in einem fremden Lande sein und doch zu verstehn und verstanden zu werden, erschien ihm zu verlockend. Vater Groitsch wünschte etwas über die Verhältnisse der eigenen Heimat zu hören; es sei doch angemessener als die Beschreibung fremder Nationen, wie es zur Bundestagszeit in den Schulen, nunmehr glücklich veraltete Mode gewesen sei. „Ja," bestätigte Johann, meinte aber, man möge das auf einen andern Abend aufschieben, es müsse längst neun vorüber sein. „Bewahre," wies Vater Groitsch ihn zurecht. „Es ist acht Uhr dreißig Minuten und fünfzig, ungefähr fünfzig. Paul, du Niedertracht! Außerdem kann man auch das Retraiteblasen bei mir so gut hören wie in der Kaserne selbst." — „Na, dann haben wir also noch eine halbe Stunde Zeit," meinte Claus, der sich in seiner Rolle als Erzähler sehr gefiel. „Und ich werde euch nu dat europäische Gleichgewicht beleuchten, indem daß dieses das Wichtigste ist und Dütschland am meisten davun ausmachen thun thut. Kieck mal, Johann, du wirst wohl all was von'n Vater Rhein gehört haben. Das mußt du dich nun nich so vörstellen, als wenn das ein Vater wäre — das ist ein großer Fluß, so groß wie die Elbe und noch größer

Dieser Fluß trennt Deutschland von den Franzosen. De Franzose will aber immer mehr haben, und Bismarck will ihn das nich geben. De Franzose, de seggt, das rechtsche Rheinufer, das thäte ihm zugehüren, Johann. Darüber is es nun auch schon zum Kriege gekommen, wie du weißt, und die Franzosen haben mächtige Kloppe gekriegt. Und wenn sie noch mal wieder ankommen, na — wi wüllt se all kreegen!“ Und Claus schlug mit der Hand auf den Tisch. „Dann ist dich auch noch der Östreicher da, mit den auch 'n Krieg gewesen ist, aber auf die annere Seite; das ist ein halben Deutschen, sind man bloß viel Ungarns dortwischen. Wir, der Franzose, der Östreicher, der Engelländer und der Russe — die machen zusammen dem Gleichgewicht aus. Und wenn ich ein Stück Kreid' hätt', könnt' ich euch das ganz deutlich op den Disch malen.“ Nun hatte sich aber zum Unglück die Kreide verkrochen und Paul konnte sie trotz allen Suchens nicht finden. Doch Claus wußte sich zu helfen. Er schüttete ein wenig von seinem Bier aus und zeichnete mit dem in diesem Bier angefeuchteten Finger eine Figur auf den Tisch, die er für einen Kreis ausgab; dann teilte er diesen angeblichen Kreis von seinem angeblichen Mittelpunkt aus in fünf Teile, von denen er behauptete, sie seien gleich, und erklärte diese sinnreiche Zeichnung dahin, daß jeder der fünf Teile eine Großmacht bedeute. Weiter erläuterte er: je vier von diesen fünf Teilen wachten Tag und Nacht eifersüchtig darüber, daß der fünfte sich nicht über seine Grenzen ausbreite — „— so wie hier an diese Stelle das Bier versucht, indem es sich nicht auf einen Klumpen halten kann und auseinanderläuft. Das nennt man nu das europä'sche Gleichgewicht.“ Johann starrte die Geschichte an, Vater Groitsch starrte sie an, der Zeitungsjunge starrte sie an — zuletzt wischte Claus die fünf Großmächte mit der Hand weg, die Hand an den Haaren ab, und schilderte, höchlichst befriedigt von dem Eindruck, den er hervorgerufen, zunächst Frankreich. Wie groß

es sei, darüber dürfe man bei diesem Lande keine Angabe verlangen, da die Sache, wo Frankreich seine Grenzen und ob überhaupt welche haben müsse, bei den Franzosen selber noch nicht ausgemacht sei. In Frankreich äßen die Bauern alle Tage Hühnersuppe und tränken alle Tage Wein. In Frankreich sei das schlechteste Geschäft, König zu sein; denn die Franzosen hätten unter sich einen Kontrakt gestiftet: wer zehn Jahre König gewesen sei, dem würde der Kopf abgeschlagen; und das hätten sie auch richtig durchgeführt. Trotzdem, wunderbar! wollten sie doch alle König werden und schlügen sich oft die Köpfe darum blutig. Die Hauptstadt Paris bilde eine sogenannte Republik, deren Hauptmerkmal darin zu suchen, daß jeder den übrigen der Reihe nach befehlen dürfe — an manchen käme freilich die Reihe nie. Auf einem Platze stände jahraus jahrein eine Maschine zum Kopfabhacken, deren höchst sonderbaren Namen Claus aber vergessen hatte. Der Zeitungsjunge sagte, das wäre die Guillotine. „Nee, nee," versetzte Claus, „ganz so nicht, aber beinahe." — „Sardine vielleicht?" — „Das käme schon näher." — „Apfelsine?" — „Dummes Zeug!" — „Dresine — Veloziped?" — „Veloziped — ja, Veloziped, so würde der richtige Name wohl sein.

Johann hatte schon mehrere Male ängstlich nach der Uhr geblickt; endlich erklärte er bestimmt und entschieden: sie müßten jetzt gehen, sonst kämen sie zu spät und er habe keine Lust, deswegen drei Tage ins Loch zu spazieren. Vater Groitsch sagte: „Ja, es ist kurz vor neun. Ihr braucht euch aber nicht abzuhetzen; es hat noch nicht zur Retraite geblasen." Johann fragte nach der Zeche, sie war billig genug: sechs Groschen für jeden. Die Cigarren rechnete Vater Groitsch nicht; die gäbe er zu, sagte er, weil er sich so schön unterhalten habe — diese Äußerung schmeichelte Claus sehr. Johann bezahlte alles; denn das hatten sie vorher unter sich abgemacht. Die Füseliere setzten ihre Mützen auf, wünschten gute Nacht, reichten Vater Groitsch

und dem Zeitungsjungen die Hände, und reichten sie, da sie einmal dabei waren, auch sich selber, was einen ungemeinen Spaß abgab. „Ihr kommt doch morgen wieder und erzählt mehr?“ fragte der Alte. Die Soldaten meinten, sie könnten es nicht so fest versprechen; aber er ruhte nicht eher, bis sie es fest versprochen hatten. „Und ich komme auch ganz bestimmt,“ sagte Paul. Claus machte die Thür auf und setzte den Fuß auf die oberste, schneebedeckte Stufe der niedrigen Steintreppe vor der äußeren Thür und lugte, von einem gewissen Ahnungsvermögen geleitet, erst einen Augenblick hinaus, ehe er sich auf die Straße begab. Entsetzt fuhr er zurück, prallte heftig gegen Johann an und retirierte in die entfernteste Ecke des Zimmers, bis hinter den Schenktisch, Johann mit sich zerrend. „Was ist's, was giebt's?“ fragten alle zugleich. Was es gab? Claus zitterte am ganzen Leibe. „Die Patrouille!“ — „Unsinn!“ sagte Vater Groitsch und schickte sich eben an, Claus zu beweisen, daß er sich geirrt haben müsse, als man den dumpf tönenden, wo Schnee aufgeweht war, knirschenden Tritt des Postens vernahm, wie er die Sackgasse bis an die sie abschließende Wand hinauf- und dann wieder hinunterging, aber nicht ganz hinunter und um die Ecke herum, neben der in der breiteren Straße an der Kasernenfront sein Schilderhaus stand — sondern nur bis zu der kleinen Wirtschaft. Trapp, trapp kam er die Stufen hinauf, und man sah, wie er die Klinke der inneren Thür faßte. Nieder sanken Claus und Johann und verschwanden hinter dem Schenktisch; in Todesangst hockten sie da. Der Posten kam herein. „Guten Abend,“ sagte er freundlich und schüttelte sich den Schnee etwas ab. „Schnell ein Glas Grog, Vater Groitsch!“ Vater Groitsch that ganz unbefangen; Paul benahm sich etwas verdächtig — aber der Soldat dachte an nichts Arges. „Mußt schon fünf Minuten warten, antwortete der Besitzer der Schenke, „ist kein heiß Wasser da.“ — „Na, dann komm' ich in fünf Minuten wieder.“ Er

wandte sich zum Gehen. „Musketier,“ hielt Vater Groitsch ihn auf, „wolltest du hier revidieren?“ — „Nee,“ versetzte der Mann, „und wenn ich die Stube auch ganz voll fände, ich faßte keinen ab. Das geht mich nichts an. Ich will nur aufpassen, daß keiner durch die Fenster hineinkriecht.“ Trotz dieser Erklärungen wagten Claus und Johann sich noch nicht aus ihrem Versteck hervor. „Sag' mal,“ hub der Alte abermals an, indem er einen unsichern Blick auf seine Uhr warf, „warum patrouillierst du denn heute schon so früh?“ — „So früh? Es ist nach zehn.“ — „Nach zehn! Das ist nicht wahr. Es ist ja noch nicht einmal zur Retraite geblasen worden.“ — „Habt Ihr nur nicht gehört. Der Trompeter hat's heute kurz gemacht und ist auch hübsch fein unter der Thür geblieben, statt sich bei diesem Satanswetter auf die Straße zu stellen. Na, adieu; darf mich nicht zu lange hier aufhalten, sonst erwischen sie mich und dann krieg' ich Kasten.“ Er ging hinaus, seinen Wachtdienst fortzusetzen. Die Kaserne hatte nur ganz niedrig gelegene Fenster im Parterre, durch welche man mit Bequemlichkeit einsteigen konnte; deshalb wurden bei Nacht die Haupt- und vor allem die Seitenfronten häufig revidiert, damit niemand auf unerlaubtem Wege heimlich in das große Soldatenhaus hineinkönne, nachdem er über Urlaub ausgeblieben war oder die Retraite versäumt hatte. Namentlich die Sackgasse, in welcher, den Fenstern des Lieutenants Degenhardt gerade gegenüber, die kleine Kneipe lag, erfreute sich auf allerhöchste Ordre einer besonders verschärften Aufsicht.

Also doch! Wie zwei arme Sünder, die gehenkt werden sollen, kamen Johann und Claus wieder hinter dem Schenktisch hervor. Claus sagte gar nichts in stummer Verzweiflung. Johann fing an, laut zu wehklagen und zu lamentieren: nun kämen sie in Arrest und hätten nie mehr eine gute Stunde beim Militär — das wüßte er wohl; denn wer erst einmal bestraft sei, der würde auch immer wieder bestraft und bekäme immer von allem die Schuld, müßte

stets alles verbrochen haben. „Laß dein Heulen," sagte der Alte. „Es ist noch nicht zehn, kann noch gar nicht zehn sein. Geht ruhig nach Hause." — „Ach, Ohm, du mit deiner alten Butterglocke! Du willst nur immer nicht wahr haben, daß sie schief geht wie ein betrunkener —" fing Paul an, den die Angst der Soldaten, deren Vertrauen Vater Groitsch' Uhr so schmählich getäuscht hatte, dauerte. „Willst du schweigen, Junge!" drohte der Alte, griff nach seiner Mütze und schlürfte auf die Gasse hinaus, ohne jemand zu sagen, wohin. Er schlürfte nach der Kaserne, in die Wachtstube, und als er wieder in seine Schenkwirtschaft zurückkam, da mußte er bekennen: ja, es sei nach zehn. Im Gefühle seiner Schuld hörte er eine ganze Weile lang ruhig die Vorwürfe Johanns und diejenigen Claus', der jetzt mitsprach, an, und sah dabei nur nach seiner Uhr hin, mit einem Blick, als wollte er sagen: diese Scheltworte gelten eigentlich dir und ich muß sie für dich auf mich nehmen. Um übrigens gerecht zu sein, Vater Groitsch hatte sich wohl oft in der Zeitberechnung, die er nach den Angaben seiner Uhr vornahm, geirrt, aber bis jetzt war es noch nicht vorgekommen, daß die alte Dame aus dem Schwarzwalde neun zeigte, während es schon halb elf war; so toll hatte sie es bisher noch nicht getrieben. Vater Groitsch dachte, das käme von der Nähe des Ofens und er müsse sie an einen andern Platz hängen. „Ja, Kinder," nahm er endlich das Wort Claus und Johann weg, „da hilft nun alles nichts. Bleibt ihr hier stehen, so wird's immer später. Ich will euch mit nach der Wache begleiten und dem Sergeanten Bostelmann sagen, daß ich schuld bin. Ich kenn' ihn gut, ihr habt also gar nichts zu fürchten; er wird euch nicht melden." — „Ach, ach," rief Claus, „es wird so strenge genommen bei uns, namentlich bei den Rekruten. Der Feldwebel hat gestern erst gesagt: und wenn ihr eine Minute zu spät kommt, ganz egal, ihr spaziert ins Loch, der Soldat muß sich an strikte Ordnung gewöhnen, ja, das hat er gesagt." — „Aber

wenn er gar nichts erfährt, so kann er euch doch auch nicht ins Loch stecken. Seht ihr denn das nicht ein," setzte der Alte ihnen auseinander. — „Ach, was fangen wir an, wie kommen wir hinein?" klagte Johann, ohne auf die vernünftigen Worte Vater Groitschs zu hören. Vater Groitsch schlug ihnen nochmals vor, auf demselben Wege wie immer und wie alle Leute in Häuser zu gehen pflegten, nämlich durch die Thür, und er wolle sie begleiten. Die beiden Füsiliere wollten nichts davon wissen. „Erst verspricht der Sergeant, nix zu melden und nachher, da thut er's doch," sagte Claus. — „Ja, das kennen wir schon," sagte auch Johann. Sie glaubten eben an keine Gnade und Barmherzigkeit bei einem Unteroffizier. „Aber so seid doch verständig, Kinder," fing Vater Groitsch von neuem zu predigen an; er predigt lange. Die beiden denken gar nicht daran, verständig zu sein. Sie sitzen da und singen Klagelieder Jeremiä zweite Auflage. Der Posten kommt wieder. Sie retirieren zum andernmale hinter den Schenktisch, obgleich der Alte behauptet, sie hätten es nicht nötig; der Posten würde sie nicht verraten. Das hätte er auch nicht gethan; aber er wurde ärgerlich, als er vernahm, das Wasser koche noch immer nicht; nach seiner Ansicht hätte es Zeit genug gehabt, nicht nur zu kochen, sondern auch überzukochen. Vater Groitsch verspricht ihm, den Grog an das Schilderhaus zu bringen; das beruhigt den Mann und er zieht wieder ab. Vater Groitsch ergreift nunmehr stärkere Maßregeln, um die Füsiliere zum Fortgehen zu bringen; er schilt, er donnerwettert, er schimpft; er droht, sie hinauszuwerfen, nach der Wache hinüberzulaufen und sie selber zu melden — nichts kann sie dazu bringen, den Todesgang nach der Kaserne zu unternehmen. Sie warten auf einen Engel. Aber die Engel kümmern sich heutzutage nicht mehr um die Menschen, das thaten sie nur früher. Vater Groitsch ist ganz verzweifelt; er sieht in Wahrheit kein anderes Mittel mehr, als nach der Wachtstube zu laufen, Sergeant

Bostelmann alles zu beichten, ihn um Gnade zu bitten für die beiden Unglücklichen und dieselben dann holen zu lassen. Inzwischen hat aber auch Paul sein Gehirn angestrengt, um die armen beiden Soldaten zu retten; und er hat einen Plan gefunden, einen ganz jungenhaften natürlich. „Ohm!" ruft er, „du kochst den Grog, bringst ihm den Posten an die Ecke, und während der trinkt, klettern Claus und Johann durch ein Fenster in die Kaserne." — „Esel!" rief Vater Groitsch gleich hinterher. Claus und Johann aber erfaßten den Plan begierig und fingen an, den Alten anzuflehen, daß er ihnen hierbei helfen möge. „Unsinn," sagte Vater Groitsch. „Die Fenster sind alle verschlossen; wenn nicht von innen jemand öffnet, kann man nicht hinein." — „Wenn nun aber eins auf ist?" meinte Paul. — „Ist keins auf," erklärte Vater Groitsch. — „Ich seh' nach!" rief der Junge und lief hinaus. Nach kaum zwei Minuten war er wieder in der Schenke, hochrot im Gesicht. „Nun?" fragten die Soldaten in nicht geringer Spannung. — „Die andern Fenster sind fest zu, aber in des Lieutenants Stube ist eine Klappe auf, da könnt ihr durchkriechen." Durch des Lieutenants Stube in die Kaserne eindringen! Nein, das können sie doch nicht wagen, das wäre zu frech, und wenn sie hierbei abgefaßt würden, kämen sie erst recht in des Teufels Küche. Johann sowohl wie Claus erklären es. „Hm! habt keinen Mut," brummt Vater Groitsch; eine Zahl brummt er nicht mehr hinterher; die Schwarzwälderin ist in Ohnmacht gefallen, und er hat sie darin gelassen; er hat für heute den Kampf mit ihrem Uhrwerk aufgegeben. Ganz Feuer und Flamme für seine Idee, fängt Paul an, seine volle Beredsamkeit für sie zu entfalten. Er schildert das Klettern durch ein Fenster als so leicht, als so ungefährlich, daß Vater Groitsch die Bemerkung nicht unterdrücken kann, er, Paul, schiene ihm im Klettern durch Fenster mehr Übung zu besitzen, als für seine Verhältnisse gerade unbedingt nötig sei. Diese Füsiliere kommen mit

immer neuen Einwänden gegen Pauls Überredungsgründe, zuletzt mit dem: wenn der Lieutenant nun seine Stubenthür verschlossen hätte — dann säßen sie doch gefangen wie eine Maus in der Falle. „Nee,“ sagt der Junge, „dann müßt ihr nur einfach wieder auf demselben Wege zurück, auf dem ihr hineingekommen seid.“ Wenn der Lieutenant aber gerade käme, während sie drinnen seien? „Er wird aber nicht kommen — Donnerwetter! Seid ihr Hasen!“ ruft Paul. — „Und ich will euch jetzt mal was sagen,“ mischt sich der Alte, der sich bisher einzig um seinen Grog bekümmert hat, ein, „ich gebe euch noch zwei Minuten Zeit, bis der Grog fertig ist — habt ihr euch dann nicht entschlossen, so melde ich euch auf der Wache — das thue ich, wahrhaftig. Ihr seid mir zu unvernünftig. Könnt doch nicht die ganze Nacht hier bleiben!“ Die zwei Minuten verrinnen, und als Johann und Claus nun vor der Aussicht stehen, in den nächsten Augenblicken vor den wachthabenden Sergeanten geführt zu werden, da wollen sie doch lieber das Äußerste wagen, ehe sie sich, wie sie meinen, einem sichern Verderben überliefern. Paul frohlockt; aber da macht ihm sein Ohm einen Strich in die Quere und will den dummen Streich nicht erlauben. So schwer die Soldaten auch zu dem Wagestück zu bereden gewesen, so fest halten sie den Plan jetzt und denken nicht daran, ihn wieder aufzugeben. Sie bestürmen Vater Groitsch so lange mit Bitten, bis er endlich sagt: „Meinetwegen thut, was ihr nicht lassen könnt; ich aber wasche meine Hände in Unschuld.“

Der Grog ist fertig. Vater Groitsch gießt ihn in einen kleinen Henkeltopf, was zwar nicht so fein ist wie ein Glas, aber unzweifelhaft bequemer, für ihn zum Tragen und nachher für den Posten zum Trinken. Er geht hinaus; einen Augenblick warten die drei Verschworenen noch, bis er am Schilderhause ist; dann huschen sie mit zwei Schritten die Steinstufen hinunter und über die Gasse vor des Lieute-

nants Fenster. „Könnt ihr durch die Klappe kriechen?“ fragt Paul. Die beiden sagen natürlich ja, und Claus will es zuerst versuchen; aber es geht nicht. Sie müssen einsehen, daß sie sich zu viel zugetraut haben und nicht durch die Klappe kriechen können. Es ist das eben nichts für große Menschen; sie bleiben leicht stecken; ich kann aus eigener Erfahrung sprechen. „Wir müssen das Fenster ganz aufmachen; lang' durch und stoß' die Haken auf,“ sagt Paul, während den beiden andern schon wieder der Mut sinkt. Claus stößt den unteren Haken mit leichter Mühe zurück; an den oberen kann er nicht hinaufreichen, so sehr er sich auch reckt und streckt. Nun ist guter Rat teuer. Aber der Junge hat welchen zu verkaufen. „So, hebt mich mal etwas in die Höhe,“ kommandiert er; die Füsiliere begreifen — sie fassen Paul und schieben ihn förmlich durch die Klappe hindurch, wie man ein Brot in den Backofen schiebt. „Halt, nicht zu weit!“ ruft Paul halblaut; denn beinahe wäre er kopfüber in die Stube gefallen. Er stellt sich auf das Fensterbrett — einen Augenblick später fährt das Fenster auf, beide Flügel zugleich. Mit wahrer Wollust faßt sie der Nordost und schlägt sie nach rechts und nach links an die Mauern, daß das Holz poltert und das Glas klirrt — laut genug, um fünfzig Schritte weit gehört zu werden. Es klingt beinahe wie Donner; doch nicht ganz so; man wird nur an Donner erinnert. Paul kann sich vorkommen wie ein Bild im Rahmen, wie er so auf der Fensterbank dasteht, wenn er Vergnügen daran finden sollte, sich mit etwas Passendem zu vergleichen. Vater Groitsch und der Posten haben natürlich den Skandal auch gehört. Pflichtgetreu setzt der Posten sein Töpfchen mit Grog auf den Boden des Schilderhauses und guckt um die Ecke, zu sehen, was es giebt. Aber er sieht nichts; denn es ist dunkel, und Johann und Claus haben sich instinktmäßig hart gegen die Wand gedrückt; Paul kam es vor wie angeklebt. „Gleich, Herr Lieutenant, gleich!“ rief Vater Groitsch mit großer

Geistesgegenwart: wenn er auch von vornherein nicht für den tollen Streich war, so konnte er die Soldaten und seinen Neffen doch nicht stecken lassen. „Gleich komme ich." — „Ach so, der Lieutenant — will gewiß Bier haben," meinte der Soldat, zog sich wieder in sein Schilderhaus zurück und hob sein Henkeltöpfchen auf. Vater Groitsch schlürft so schnell er kann nach dem Fenster. „Jawohl, Herr Lieutenant — zwei Glas Bier. Ist das ein Wind!" schreit Vater Groitsch so laut er nur kann. Das gilt dem Posten. „Nun doch hinein, in des Dreiteufels Namen!" ruft er leise. Das gilt Claus und Johann. Johann hat in seiner Angst ein Vaterunser beten wollen; er hat gehört, daß es helfen soll in argen Nöten; aber in seiner Aufregung versah er sich und fing an, halblaut die zehn Gebote herzusagen. „Was sagst du da?" fragte Vater Groitsch. „Du sollst nicht stehlen! du sollst — —" — „Bist du verrückt? Der Satan springt euch in die Kehle, wenn ihr was stehlt. Aber nun hinein, bei allen guten Geistern! Die Fenster stehen ja auf!" Paul ist unterdessen von der Fensterbank hinunter auf die Straße geklettert. Da sie sehen, daß alles noch gut geht, raffen die Füsiliere sich wieder zusammen; behender als die Katzen sind sie drinnen im Zimmer. Füsiliere müssen stets so geschmeidig und beweglich wie die Katzen sein; dann sind sie gute Füsiliere. Umgekehrt: Katzen brauchen nicht wie die Füsiliere zu sein; niemand verlangt das von ihnen. Der Schenkwirt und sein Neffe warten noch einen Augenblick, bis Claus oder Johann — wer von ihnen es nun gewesen, bleibt sich ganz gleich — das Fenster wieder geschlossen haben; darauf kehren sie unter ihr Dach und Fach zurück.

Johann und Claus sind in des Lieutenants Stube. Gegenüber dem Fenster befindet sich die Thür, aus welcher sie hinaus müssen; wählten sie diejenige links, so nutzte ihnen das gar nichts — sie kämen nur in eine dunkle Kammer. Schon legt Johann seine Hand auf die Klinke, um

sie niederzudrücken, mit mächtiger Erregung in seinem lieben Herzen — denn es wird sich nun entscheiden, ob sie eingeschlossen sind und zurück müssen, oder nicht — da vernimmt er Schritte draußen auf dem Flur, da vernimmt er ein Singen — und das Blut stockt ihm in den Adern. Dieses Singen kennt er nur zu genau. So singt nur der Lieutenant Degenhardt, immer dieselbe Melodie, immer die Mandolinata. Verbieten es die Umstände, daß er sie singt, so pfeift er sie leise; darf er auch das nicht, so denkt er sie sich wenigstens. Es ist sein Lieblingslied; — in anderen Dingen übrigens war er kein rücksichtsloser Charakter gegen seine Mitmenschen. Lieutenant Degenhardt und die Kithenkathener stehen bei derselben Compagnie. Der Lieutenant ist der direkte Vorgesetzte der beiden; er bildet sie aus und hat ihnen schon oft versichert, er hielte sie für dümmere Esel als den Urahnen aller Esel. Das gehörte aber noch mit unter die Höflichkeiten, die er ihnen sagte. Nur einmal war er — nach seiner eigenen Meinung — grob gegen sie geworden, als er nämlich Claus seine Mandolinata geradeswegs in die Nase hineinpfiff und Claus unbegreiflicherweise ihn anniefte, zu lachen anhub und die ganze Abteilung höchst frevelhaft ansteckte. — Zitterte Johann, so bebte Claus. „Ich krieg' die Cholera," ächzte er. Er meinte ohne Frage einen den Verhältnissen mehr angepaßten, plötzlich eintretenden krankhaften Zustand des Körpers; aber die Angst verwirrt bekanntlich die Begriffe. Übrigens kommt es auf Worte ja gar nicht an; die beruhigende Hauptsache für uns ist, daß Claus sich hundeelend fühlte und rote Tinte getrunken haben würde, wenn man ihm angeraten, was Schwarzes als Medizin zu sich zu nehmen und dabei gelogen hätte, es würde ihm helfen. Ja, hineingehen in eine Falle, das kann jede Maus; aber sich herausbeißen, darin liegt der moralische Schwerpunkt. Jemandem, der Geistesgegenwart genug besessen, um in einer so entsetzlichen Klemme wie die, welche Claus und Johann quetschte, kalt und klar zu überlegen,

würde ungefähr folgendes durch das Hirn geflogen sein: auf den Korridor treten? Nutzlos! Auf dem Korridor winkt das Verderben, und das Verderben ist Lieutenant Degenhardt. Wieder zum Fenster hinaus? Es fehlt die Zeit dazu. Der Lieutenant muß das Geräusch hören, wird nachschreien — und alles ist verloren. Das Natürlichste, wenn eine Gefahr droht, ist, ihr zu entfliehen, wenn eine Entdeckung, sich zu verstecken. Verstecken, verstecken, dem Lieutenant nicht vor die Augen kommen — weiter kennen die beiden Abgefaßten keine Losung. Es bleibt ihnen dann noch immer wenigstens die Hoffnung auf Rettung. In einer Ecke befindet sich des Lieutenants Garderobenvorhang, der breit und lang genug ist, die Soldaten zu verbergen. Sie verkriechen sich hinter der Gardine; Johann steht zwischen einer alten Hose und einem alten Waffenrock, Claus zwischen dem Waffenrock und einem Schlafrock. Kaum haben sie den fürs erste schützenden Fleck erreicht, als auch schon die Thür auffliegt und Lieutenant Degenhardt hereinpoltert.

Er poltert nach dem Tische hin, wo sein Feuerzeug steht, fängt an mit diesem zu arbeiten und erzwingt auch zuletzt die verlangte Dienstleistung. Die Lampe wird in Brand gesetzt, muß aber ohne Kuppel bleiben; der Lieutenant hält es nicht für nötig, sie ihr aufzusetzen; mag sie sich schämen wegen ihrer Nacktheit; der rauhe Mann hat kein Gefühl dafür. Die Thür wird verschlossen; sie ist eine gute Behandlung nie gewöhnt gewesen; aber heute reißt er an ihrer Klinke, daß sie laut ächzt. Den schweren, mit Schneeflocken bedeckten Mantel wirft der Lieutenant in einer Art auf das Sofa, als ob es gar keine Schneiderrechnungen für dergleichen Gegenstände gäbe. Der Degen wird wie ein Boomerang — wer nicht weiß, was ein Boomerang ist, mag sich das selber zuschreiben; ich habe zum Erklären keine Zeit — in die Luft gewirbelt; die Scheide fällt von ihm ab und nimmt nebenan im Schlafzimmer ein Bad in der Waschschüssel, während der schwanke, spitze Stahl tief in das Feder-

deckbett hineinfährt und aufrecht darin stecken bleibt; es muß das eine wahre Wollust für den Degen gewesen sein — er kann sich einbilden, er stecke im Bauche eines Menschen. Lieutenant Degenhardt beschaut sich eine Weile lang die edle That seines Degens und nickt mit dem Kopfe dazu. Darauf verfällt er in tiefes Sinnen, zwar nicht auf lange; aber er erwägt den Gegenstand, an welchen er denkt, doch mit Schärfe und Genauigkeit. Er betrifft den Fall, ob es ratsam sein möchte, sich von Vater Groitsch ein Glas Bier herüberreichen zu lassen. Es wurde für ratsam befunden. Donnerwetter, fuhr es dem Alten in die Glieder, als er des Lieutenants Pochen und des Lieutenants Stimme vernahm. Paul hatte seinem Ohm eben Adieu gesagt und wollte gerade fortgehen. — „Du verdammter Bengel!" rief Vater Groitsch. „Das kommt von deinen dummen Einfällen!" Und quatsch! hatte Paul zwei Ohrfeigen. Paul dachte, der Lieutenant hätte auch wirklich einen Augenblick später klopfen können, wenigstens bis er weggewesen. „Du bleibst da!" befahl ihm der Alte und kam dann vor die Thür; es war immer noch am besten, dem Lieutenant mutig entgegenzutreten. Daß dieser ihn herauspoltere, um ihn wegen des Einbrechens in sein Zimmer zur Rede zu stellen, darüber hegte er nicht mehr den geringsten Zweifel. Aber wir wissen, der Lieutenant wollte nur zwei Glas Bier haben. „Also, sie sind glücklich durch, Gott sei Dank!" sagte der Alte. „Paul, die Ohrfeige darfst du in Rechnung bringen, wenn du mal wieder eine verdient hast." Paul schmollte und zog ohne weiteren Gruß ab.

Lieutenant Degenhardt wechselte mit Vater Groitsch einige Worte über das Wetter, als dieser ihm das Bier brachte; er schien überhaupt Lust zu einem längeren Gespräch zu haben, mußte aber dem Schenkwirt beistimmen, daß es besser sei, sie unterhielten sich einmal miteinander, wenn es erst wieder Sommer sei. „Gute Nacht, Herr Lieutenant." — „Gute Nacht, Vater Groitsch." — Lieute-

nant Degenhardt stellte die beiden Seidel auf den Tisch neben die Lampe und betrachtete das Bier aufmerksam, blies hinein, um etwas Schaum zu erzeugen, und trank dann einige Schlucke. Er schmäht das Bier, nennt es ein heilloses Zeug und meint, Vater Groitsch braue es gewiß selber aus Kleister, Kaffeesatz, Fusel und Kartoffelschale; er spricht das ganz laut. Wozu soll er sich auch genieren, wenn er allein in seinem Zimmer ist? Plötzlich machte der Lieutenant — es war ein noch sehr junger Lieutenant — einen Luftsprung, dem er verschiedene Grimassen und Gliederverrenkungen folgen ließ und sie mit seltsamen Ausrufen begleitete, desgleichen wohl noch niemand von einem vernünftigen Menschen, wofür ein Lieutenant doch allgemein gilt, vernommen; kleine Jungen, die sich über etwas freuen, pflegen so zu quieksen, in Tönen, die bei Ferkeln Naturlaute sind. Degenhardt nimmt eine Cigarre aus seinem Etui, zündet sie sich an der Lampe an und bläst den Rauch und seinen in dem kalten Zimmer sich zu Dunst verdichtenden Atem mit Wohlbehagen von sich. Was fällt ihm aber nun ein? Ist er, mit Respekt zu melden, verrückt geworden? Er fängt an zu tanzen, Fratzen dazu schneidend, als hätte er einen Kontrakt mit dem besten Fratzenschneider der Welt, mit Seiner Verdammtheit dem Teufel, abgeschlossen und müsse noch vor Mitternacht dasselbe leisten, was der Unterweltsbeherrscher sonst in einem halben Jahre, einem halben Monate, einer halben Woche, einem halben Tage, einer halben Stunde, einer halben Minute, einer halben Sekunde leisten kann — ja, ja, die Satanskontrakte sind so verzwickt! Er holt aus den Hosentaschen zwei schwere Börsen, lange, gehäkelte, mit Silberschiebern — solche, wie sie unsere Vorfahren, von den Großvätern aufwärts, bei sich führten und in denen streng auf Standesordnung gehalten ward — der eine Beutel für die großen Stücke, der andere für die gemeine Scheidemünze; nur wenn es den gemeinsamen Zweck des Bezahlens galt, wurden sie in der Mitte

zusammengeschüttet, gerade so, wie bei einem Volke auch Hoch und Nieder, Arm und Reich in liebevolle Berührung tritt, wenn es sich um eine große gemeinsame Sache handelt. Der Lieutenant schwingt diese Börse um seinen Kopf, als habe er irgendwo die Vertretung eines Schwungrades übernommen und übe sich nun ein. Er hüpft von einem Beine auf das andere, und singt die Melodie der Mandolinata, singt sie mit ganz kuriosen und wunderbaren Texten. Das Hüpfen ist ihm nicht genug; er geht in den Cancan über und wirbelt seine Beine und arbeitet mit den Händen wie wahnsinnig; die Haare fliegen ihm um das jugendliche Haupt. Und was war geschehen? Lieutenant Degenhardt feierte ein großes Fest, das nicht so leicht einem Menschen widerfährt und alle Jahre unter vielen, vielen Tausenden immer nur einem begegnen kann. Er hatte einen Gewinn in der Lotterie gemacht, einen sehr bedeutenden Gewinn. Abends spät war der Kollekteur in die feine Kneipe gekommen, wo Lieutenant Degenhardt gerne saß, und hatte ihm die berauschende Kunde gebracht; er nahm ihn auch gleich mit in sein Comptoir und zählte ihm die mächtige Summe hin, teils in Friedrichsdoren, die es damals noch gab und die er dem Lieutenant Stück für Stück zu fünf Thalern und zwanzig Groschen berechnete, obgleich er sie selbst einige Tage zuvor das Stück für fünf Thaler und siebzehn Groschen gekauft hatte — die beschnittenen noch billiger —, teils in Banknoten. Er rechnete, außer seinen gesetzlichen Prozenten, auch noch auf ein anständiges Geschenk, und der Lieutenant gab ihm fünfundzwanzig Thaler zu einem Glase Bier, wie er sagte, aber mehr auch nicht; denn er fand an seinem Glück kein Verdienst des Kollekteurs. Aber drei neue Volllose mußte er doch noch nehmen. Damit er in der Freude sein Geheimnis nicht ausschwatze und die Kameraden nicht anfingen, auf seine Kosten unbändig viel Sekt zu trinken, war er nach Hause geeilt, in sein stilles Kämmerlein, um dort den Schatz zu bergen und sich nach seiner Weise zu

freuen. Wer wollte ihm das nicht gönnen? Ach, ein Lieutenant fühlt sich so wie so schon wie ein junger Gott, und wenn er nun gar Geld hat, viel, heidenmäßig viel Geld, dann möchte er selbst mit Jupiter nicht tauschen. — Der Waffenrock wird abgeworfen, die Hose geniert beim Cancanieren — sie muß sinken, und der Spektakel findet in Unterhosen seine Fortsetzung. Wer will etwas darüber sagen? Er ist ja allein, er hat die Thür verschlossen. Was ahnt er von Claus und Johann hinter der Garderobe? Der Lieutenant wirft sich auf sein Bett, zappelt mit Händen und Füßen, wälzt sich wieder herunter, karriolt im Zimmer hin und her, wirft sich sogar auf den Fußboden und rollt sich auf dessen harten Brettern. Dann überfällt ihn Bewunderung vor sich selber. Er stellt sich vor den Spiegel, kreuzt die Arme über die Brust, setzt ein Bein vor das andere und hält sich eine Rede über seinen Wert. Die Überlegung, wie er die beste Nutzanwendung von seinem Reichtum macht, kommt ebenfalls. Mit dreihundert Thalern will er ehrsam seine sämtlichen Schulden tilgen; mit dreihundert will er sich neu equipieren; dreihundert will er verjubeln; dreihundert will er an Kameraden ausleihen, das ist auch so gut wie für alle Zeiten ausgegeben; der Rest soll in sicheren Papieren angelegt werden, auf daß er fruchtbar sei und sich mehre. Er schluckt das aus den Seideln noch nicht vertilgte Bier hinunter und geht daran, sich eine neue Freude zu bereiten. Er schüttet den Inhalt seiner Börse auf den Tisch, wickelt die Rollen auf, formt einen Haufen aus den Goldfüchsen und philosophiert: das also sei nun ein Klumpen schnöden, gelben, glänzenden Metalles, an dem der Menschen Seele hinge, früher ein Vermögen, heute ein Taschengeld. Er klimpert mit den Friedrichsdoren. Wie lang wohl eine Reihe von ungefähr vierhundert Goldstücken ist? Ob sie vom Fenster bis zur Thür reicht? Jedenfalls wird der Wissenschaft großer Vorteil daraus erwachsen, wenn der Lieutenant es probiert. O ja, vierhundert Friedrichsdor

reichen vom Fenster bis zur Thür, sie reichen sogar von letzterer wieder bis zu ersterer zurück. Das ist ohne Frage eine nicht genug zu lobende Eigenschaft. „Schnöder Mammon," sagt der Lieutenant; aber er meint es nicht so böse. Man behauptet, es solle ein ganz besonderes Gefühl sein, auf Gold zu gehen. Lieutenant Degenhardt untersucht dieses Gefühl, es gefällt ihm; wir versichern ausdrücklich, daß es ihm gefällt. Im Märchen wird immer von reichen Geizhälsen gefabelt, die sich auf Gold wälzen, aber ihren armen Verwandten höchstens ein Stück Brot geben! diese Geizhälse kommen häufig, meistenteils sogar, dadurch um, daß sie auf ihrem Golde verhungern. Der Lieutenant läßt sich durch solche Beispiele nicht abschrecken. Er legt seinen Schatz in ein Viereck zusammen; auf diesem will er sich wälzen; aber es wird wenig mehr als ein Sitzen daraus; die Stücke verschieben sich auch — nein, zum Wälzen auf Gold hat der Lieutenant noch lange nicht genug, außerdem ist das Vergnügen ziemlich hart. Jetzt wird gezählt. Bei dem Zählen wird ohne sichtbare Veranlassung plötzlich gekräht wie ein Hahn und in die Luft gesprungen; ohne Veranlassung werden ferner zwei Stühle zusammengeschoben und an deren Lehnen Turnübungen gemacht, bis die eine Lehne bricht. Dann wird das Zählen fortgesetzt. Ob der Lieutenant glaubt, daß es die reichen Bankiers und großen Kaufleute so machen? Möglich ist's schon, daß er's glaubt. Nach Beendigung des Revisionsgeschäftes spürt der Lieutenant den unwiderstehlichen Drang, sich auf den Kopf zu stellen. Mit ungemeiner Beharrlichkeit unternimmt er das; es geht nicht ohne Stütze; aber an der Wand geht es, indem man mit den Beinen an ihr hinaufkrabbelt. Dazwischen pfeift und grunzt und jodelt und singt der Lieutenant. Claus Stichmich aber und Johann Grunz schwitzen Angst und werden beinahe ohnmächtig zwischen alter Hose und Waffenrock und Waffenrock und alter Hose. Gott weiß, was Herrn Degenhardt in den Sinn kommt, vermutlich ist die Kälte be-

wegende Ursache. Er reißt die Decke vom Bette und hüllt sich in sie ein. In einer recht lang nachhängenden Decke tanzt es sich sehr gut; man kann sich auch höchst malerisch mit ihr drapieren, wozu der Lieutenant entschiedenes Geschick zeigt. Aber mit einemmale macht er Pause; seine Mienen werden ernst; er läßt die Decke fallen und geht schnell nach dem Sofa hin, auf welchem sein Interimsrock liegt, den er getragen, als er nach Hause kam. Mit der Hand fährt er nach der Brusttasche und zieht sie leer zurück, in ziemlicher Bestürzung. Zum zweitenmale langt er in die Tasche; aber es ist nichts in dieselbe hineingekommen, seitdem er sie zuletzt untersucht hat. „Sie wird im Mantel stecken," sagt er zu sich und visitiert eilig den Mantel — nicht darin. Aber sie muß doch da sein! Nochmals werden Rock und Mantel, auch die Hose, auf das Genaueste durchsucht — keine Brieftasche will zum Vorschein kommen; trotzdem der Lieutenant nicht glauben mag, nicht glauben kann, daß sie fort zu sein scheint, bleibt ihm endlich doch nichts anderes übrig, als sich zu diesem Glauben zu bequemen. Alle Lust, alle Freude ist plötzlich wie weggeblasen. Wahrhaftig — ein Spaß war es auch nicht, wenn er seine Brieftasche mit dem größten Teile seines Gewinnes wirklich verloren hatte. Für keine Menschenseele ist so etwas, nach meinen Erfahrungen, ein Vergnügen — indessen, es giebt höchst sonderbare Neigungen und Leidenschaften, sogar die, Geld zum Fenster hinauszuwerfen. „Ach was, es ist nicht möglich; ich hab' sie nicht verloren," sucht sich der Lieutenant selber Mut einzusprechen und lügt sich dann noch eine lange Lüge vor, daß er ja eigentlich gar nicht an ein Verlorensein der kostbaren Tasche glaube, sich nur selber aus Scherz zu ängstigen beliebe und die Entschwundene vorhin noch in der Tasche gefühlt habe. „Wie kann man nur so gedankenlos sein!" ruft er mit einemmale aus. „Sie ist auf die Erde gefallen!" Und in der That, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Degenhardt, der Lieutenant, seinen Rock und seinen Mantel

in ungemeiner Liebenswürdigkeit und Aufmerksamkeit für Unterhaltung in ihrem einförmigen Dasein, zur Abwechslung zart und gefühlvoll als Schleudersteine behandelte, dürfen wir die Vermutung, die Brieftasche sei auf die Erde gefallen, keineswegs für ungereimt erachten, im Gegenteil sehr der Wahrheit entsprechend, vorausgesetzt nur, daß die Vermißte vorher auch wirklich noch im Rocke gewesen. Ob der junge unglückliche Glückliche sich seiner Sache nicht recht sicher fühlt oder die Vorfreude des Wiederfindens recht lange genießen will? Genug, er fängt an, zuerst in seiner Schlafstube nachzusuchen und deren Boden mit der Lampe zu beleuchten, obgleich er auf Befragen, wie die Brieftasche wohl dorthin habe kommen können, nur die etwas allgemeine Antwort — und auch diese erst nach einigem Besinnen — zu erwidern gewußt hätte: daß eben alles möglich sei. Nach der Schlafstube kam das Wohnzimmer an die Reihe. Ohne Enttäuschung, denn seine Hoffnungen galten einem andern Fleck als den bisher visitierten, näherte er sich langsam der Gegend am Sofa, wo die Entscheidung fallen mußte. Er leuchtete um den Tisch herum, unter denselben, kniete nieder und leuchtete unter das Sofa — keine Spur von einer Brieftasche, keine Spur. Jetzt ward er erregt. In ungeheurer Bestürzung und fieberhafter Hast durchstöberte er noch einmal alle Ecken und Winkel, sah auf Börter und Schränke, auf die das infame Ding so gut wie unter sie geflogen sein konnte, bis ihm einfiel, daß er noch vergessen hatte, unter der Garderobe nachzugucken. Die Garderobe war seine letzte Rettung. Fand sich auch hier nichts — dann durfte er nur getrost seinem lieben Gelde ein paar bittere Thränen nachweinen, dann lag es draußen auf der Straße, im Schnee, hatte es vielleicht schon jemand aufgenommen und schmunzelnd für sein Eigentum erklärt; allerdings ein Ehrlicher konnte es auch gefunden haben, aber — — „Gewiß, sie liegt unter der Garderobe,“ sagt der Lieutenant, tief dabei seufzend. Eine Weile lang hält er den Vorhang in der

Hand, ehe er ihn zurückzuziehen wagt; denn die nächste Sekunde birgt Heil oder viel Gram und Wut und Elend für ihn in ihrem Schoße.

Endlich ein Ruck und — ein lauter Schrei entfährt seinem Munde: — — — da steht zwischen Hose und Waffenrock Johann, da steht Claus zwischen Waffenrock und Schlafrock, die beiden Kerls, elender wie arme Sünder, die die Galgenschlinge am Halse fühlen, bleicher als Mondlicht. Die Überraschung, der Schreck lassen den Lieutenant für den Augenblick vergessen, daß er nach seiner Brieftasche sucht. Er bildet sich nichts anderes ein, als daß die beiden Füsiliere, der Grunz und der Stichmich, sich bei ihm eingeschlichen haben, um einen Raubmord an ihm zu begehen, aus Rache für ihnen angethane Unbill auf dem Exerzierplatz. Woher wollen die Kerle wissen, daß er, der Lieutenant Degenhardt, Geld, viel Geld, Schätze besitzt, daran denkt er nicht. Er springt zurück und greift nach dem Degen auf dem Tische. Sein Mut ist wieder zur Stelle, wie er die Waffe in der Hand fühlt, und ein natürlicher, unwillkürlicher Schrei nach der Wache entringt sich nur halbdumpf seinem Munde. Johann Grunz aber und Claus Stichmich stehen in stramm militärischer Haltung zwischen Hose, Schlafrock und Waffenrock. Der Zauberbann der Disciplin umfängt die verwegenen Mordgesellen, die ganz gewiß, wenn er erst im Bette lag, ihn abmurksen und berauben wollten, und lähmt ihre Muskeln; — so denkt der Lieutenant. Die Brieftasche bleibt immer noch in den Hintergrund seines Gedächtnisses zurückgedrängt. Aber er traut nicht ganz. Der Zauberbann kann sich lösen, wenn der erste Schreck bei den Bösewichtern vorüber ist und sie ihre zwiefache Übermacht gewahr werden. Lieutenant Degenhardt retiriert sechs Schritte, den blanken Degen immer vor sich haltend. „Zwei Schritt — vorwärts marsch!“ kommandiert er. Die Füsiliere treten zwei Schritte vor, so stramm wie auf dem Exerzierplatz. Auf dem Tische liegt das Gold; der Tisch ist den

Soldaten näher als dem Lieutenant. „Wenn ihr's anseht, wenn ihr's auch nur anseht!" droht Degenhardt. Blut reizt den Tiger, Gold reizt den Menschen; und wenn sie gereizt sind, ist kein Unterschied mehr zwischen ihnen. Johann und Claus sehen krampfhaft in die möglichst entgegengesetzten Ecken. Was nun? Der Lieutenant denkt einen Augenblick nach. „Auf die Kniee!" donnert er. Gehorsam senken sich Johann und Claus auf ihre Kniee nieder. „Legt euch ganz hin!" kommandiert Degenhardt weiter. Johann und Claus legen sich auf den Boden. „Umgedreht, auf den Rücken!" Auch der Befehl wird vollzogen; so stramm, als ob sie ständen, liegen Claus und Johann da; die Beine dicht zusammen, die Hände an der Hosennaht, den Blick starr geradeaus nach oben gerichtet. So, nun konnte sich Lieutenant Degenhardt ohne Gefahr vor einem Angriff in seine Uniform werfen (man sagt so: in Uniform werfen); es ging sehr schnell. Dann wollte er die Wache herbeirufen, daß sie die abgefaßten Raubmörder binde und einsperre; im Negligé hatte er sich ihr nicht zeigen wollen. Mit einem Zipfel des Tischtuches bedeckte er vorerst sein Geld. Den nackten Degen noch immer in der Faust schritt er bereits nach der Thür, als ihm plötzlich einfiel, welchen großartigen Effekt es machen würde, wenn er morgen erzählen könne, er habe die Verbrecher selber kaltblütig verhört, ehe er sie in Arrest geliefert. Auch die verlorene Brieftasche fiel ihm ein. Er trat neben die armen Soldaten, die vor Angst fast vergingen. „Gebt die Brieftasche her!" herrschte er sie an. Keine Antwort. „Ob ihr die Brieftasche habt!" schrie der Lieutenant. „Antwort! oder ich steche euch tot!" Er setzte Claus die Spitze seines Degens auf die Brust. In Todesangst brachte Claus hervor: „Nein, Herr Lieutenant, wir haben keine." — „Du lügst." — „Ganz gewiß nicht, Herr Lieutenant, ganz gewiß nicht!" Claus fing beinahe an zu weinen. „Es wird sich bald herausstellen, wenn ich euch untersuchen lasse," sprach Degenhardt wieder. „Was habt

ihr bei mir gewollt?" Schweigen. „Weshalb seid ihr bei mir eingedrungen? Ihr wollt es nicht sagen? O, ich werde euch die Zungen lösen. Stehlen wolltet ihr bei mir." — „Ganz gewiß nicht, Herr Lieutenant!" rief Claus. — „Ermorden wolltet ihr mich, weil ich auf dem Exerzierplatz keine Faulheit geduldet habe bei euch — gesteht!" schrie Degenhardt abermals. Claus und Johann stießen nur einen leisen Klageton darüber aus, in welch gräßlichen Verdacht sie geraten waren. „Dreht euch um!" befahl der Lieutenant. Claus und Johann legten sich auf den Bauch. „Wartet, ich werde euch reden lehren!" drohte der Offizier und bearbeitete hierauf Claus und Johann mit seiner flachen Klinge, daß die unglücklichen Gesellen stöhnten und ächzten; mit großer Unparteilichkeit nahm er sich abwechselnd Claus und Johann zum Ziel. „So," sagte er, eine Pause machend, weil ihm der Arm weh that. „Gesteht ihr jetzt! Erst habt ihr mich ermorden wollen und dann bestehlen!" — „Ganz gewiß —" hui! sauste die Klinge wieder auf sie nieder. „Ja!" schrien sie da beide wie aus einem Munde. „Aha, also doch — ihr Halunken!" zischt der Lieutenant. „Lebenslängliche Baugefangenschaft — das ist jetzt euer Lohn." Er schloß die Thür auf, um zu rufen; irgend jemand hörte das schon, kam und konnte nach der Wache geschickt werden. Da klopfte es ans Fenster.

Es klopfte noch zweimal, dreimal. Dann rief eine dem Lieutenant unbekannte Stimme: „Herr Lieutenant! Herr Lieutenant!" — „Wer ist da?" — Natürlich antwortete die Stimme: „Ich!" — „Na hören Sie mal!" rief Degenhardt, „kommen Sie vorne herum durch die Kasernenthür zu mir und bringen Sie gleich vier Mann von der Wache mit. Haben Sie verstanden?" — „Nee!" Degenhardt stellte sich etwas näher ans Fenster, doch nicht zu weit von seinen Gefangenen weg, und wiederholte seine Rede brüllend. „Haben Sie nun verstanden?" — „Ja!" Vielleicht zwei Minuten vergingen. Draußen auf dem Flur ertönten

Schritte. „Aufstehn!“ herrschte der junge Offizier die beiden Füsiliere an; es hätte ja sonst ausgesehen, als wenn er vor ihnen Furcht gehabt. Die Thüre ging auf: vier Mann und ein Halber traten ein; der Halbe war Paul. Er sah mit Staunen und Schrecken Claus und Johann in des Lieutenants Gewalt. „Warst du das, der da draußen gerufen hat?“ fragte ihn Degenhardt. „Ja!“ — „Du nimmst es doch nicht übel, daß ich dich eben Sie genannt habe? Na, warte mal. Nehmt die beiden Kerle mit in die Wachtstube, es sind Arrestanten; aber bewacht sie mir gut. Ich komme gleich.“ Claus und Johann wurden von den vier Mann abgeführt. „Nun, was willst du?“ — „Herr Lieutenant, gehört das Ihnen?“ fragte Paul und zog eine Brieftasche hervor, welche er bisher sorgsam mit der Hand gehalten, damit er sie ja nicht verliere. „Teufelsjunge!“ rief Degenhardt und entriß sie Paul beinahe. „Ja, die ist mein. Wo hast du sie her?“ — „Gefunden.“ — „Woher wußtest du denn, daß sie mir gehört?“ Paul lachte. „Ich habe sie natürlich aufgemacht.“ — „So, aufgemacht!“ Der Lieutenant machte sie auch auf und prüfte den Inhalt — er war unversehrt. Er otmete auf. „Das war ein Glück, das war ein Glück,“ murmelte er. „Ich kann Gott danken.“ Nun sollte Paul Näheres erzählen. Ja — er hatte die Brieftasche im Schnee gefunden, schon dicht vor dem Hause, wo seine Mutter wohnte, sie geöffnet, gesehen, daß sie viel Geld enthielt, Karten mit des Lieutenants Namen darin gefunden, hatte ferner gedacht, es möchte eine Beruhigung für den Eigentümer sein, wenn er die Tasche noch heute wieder erhielt, sei zurückgelaufen, zunächst zu Vater Groitsch, dessen Wirtschaft aber schon fest geschlossen gewesen, habe bei dem Lieutenant durch die Vorhänge hindurch noch Licht erblickt, habe gerufen — — das wäre die Geschichte. „Du bist ein braver, kleiner Mann,“ sagte der Lieutenant, legte ihm die Hand aufs Haupt, hielt ihm eine lange schöne Rede über den Nutzen der Ehrlichkeit, versprach, er wolle väterlich für

ihn sorgen, wenn er könne, und wollte ihm dann zehn Goldstücke zur Belohnung geben; aber er besann sich; das war zu viel für einen Jungen — er gab ihm nur fünf. Paul grinste vor Freude über das ganze Gesicht; aber gleich hinterher verdüsterte es sich auch wieder. „Herr Lieutenant," sagte er, „ich will gar kein Geld zur Belohnung haben, wenn Sie die beiden Soldaten nicht bestrafen." — „Wie," sagte der Lieutenant, „was weißt du denn davon?" — „O, ich weiß alles," sagte Paul. — „Du steckst auch mit dazwischen — das ist ja ein förmliches Komplott!" Und Degenhardt schauerte es beim Gedanken an die Gefahr, der er nur eben noch entgangen, dank der verlorenen Brieftasche. „Erzähle!" befahl er. Und was Paul nun erzählte, das war ihm zuerst unverständlicher, als wenn man ihm die Bibel auf Hebräisch vorläse, dann lichtete sich das Dunkel und endlich erfaßte er den kuriosen Zusammenhang. „Na nu erlaube aber mal einer!" sagte er, als Paul fertig war. „Das ist doch eine unerhörte Frechheit, und du hast die mit angestiftet. Du hast gute Anlagen!" Und Paul bekam eine Strafpredigt zu hören, die ihm beinahe das Wasser in die Augen trieb; aber er weinte doch nicht. Dann fiel es dem Lieutenant ein, daß die beiden Soldaten die Strafpredigt eigentlich weit mehr verdient hätten, und er holte sie sich eilends aus der Wachtstube, ohne Bedeckung, sagte dem Sergeanten auch, daß sie nicht mehr Arrestanten wären. Claus und Johann bekamen auch ihr verdientes Teil. Endlich schwieg Degenhardt. „Wollen Sie es ihnen nun auch verzeihen — sie hatten solche furchtbare Angst?" fragte Paul, nachdem eine Weile lang alle vier stumm gewesen. Er wollte seine fünf Goldfüchse wieder auf den Tisch legen. „Hm," sagte der Lieutenant, „behalte sie nur — ja, du kannst sie behalten." Mit Begeisterung sagte er es gerade nicht. Paul blickte ihn an; er erwartete eine weitere Antwort. „Habt ihr was gesehen, als ihr dahinten standet?" wandte sich der Lieutenant an Claus und Johann. „Nee," antwortete Claus,

„wir haben nix gesehn.“ Und das war klug von ihm. „Du auch nicht?“ Diese Frage galt Johann. „Nee, Herr Lieutenant.“ — „So — ihr habt also nichts gesehen. Und wenn ihr was gesehen habt, vergeßt es mir ja.“ — „Zu Befehl, Herr Lieutenant.“ — „Geht 'rauf in eure Stube, und wenn jemand wissen will, wo ihr waret, dann sagt: ich hätte euch bei mir gehabt. Das weitere wird sich morgen finden. Verstanden?“ — „Ja, Herr Lieutenant.“ Sie zogen ab. „Du,“ sagte Claus zu Johann, „er meldet nix; er is bange, daß wir sonst weiter verzählen, wie er da rumgedanzt hat.“ — „Ja,“ meinte Johann. „Und was er vor 'ne Masse Geld hatte.“ — „St,“ warnte Claus. Claus und Johann schliefen dicht nebeneinander. Kaum lagen sie im Bett, als der abrevidierende Offizier erschien. Am andern Morgen beim Aufstehen erkundigte sich Stichmich bei Grunz, wie er geschlafen habe. „Ach, nich gut. Der Buckel that mich weh. Er hat doch höllisch gehauen.“ Claus hielt nicht nötig, zu erzählen, daß er aus demselben Grunde keine besonders süße Nachtruhe genossen. — Paul entließ der Lieutenant mit dem Versprechen, diesmal Gnade für Recht ergehen zu lassen.

Und er hielt Wort, wenigstens halbwegs. Zwar fing er den nächsten Tag mit Vater Groitsch Streit an, schimpfte auf die Schwarzwälderin, nannte sie eine alte infame Dose, mit der er doch lieber seinen Ofen heizen solle, und stellte ihn auch wegen der Mitwissenschaft an dem gegen ihn verübten Hausfriedensbruch zur Rede; aber Vater Groitsch wurde grob: ihn gehe das alles nichts an — er habe von nichts gewußt. Und damit mußte sich der Lieutenant beruhigen, der übrigens noch eine schwere Stunde zu überstehen hatte, als Pauls Mutter kam, sich zu bedanken. Damen sind etwas redselig und gewissenhaft bei solchen Gelegenheiten. Natürlich vertrugen sich der junge Offizier und der alte Kneipenwirt wieder. Wenigstens halbwegs hielt Lieutenant Degenhardt Wort mit seiner Amnestie — —

wir deuten nur an: er hatte Johann und Claus ja auf dem Exerzierplatz! Fürs erste nicht, aber späterhin kamen Johann und Claus wieder nach der kleinen Wirtschaft hinüber, Claus, um zu belehren, Johann, um belehrt zu werden. Es war auch ganz gemütlich und hübsch; aber alle Beteiligten kamen darin überein, so gemütlich und hübsch, wie an jenem Abend, da die Uhr noch ging, sei es nicht gewesen; die Uhr war nämlich an jenem verhängnisvollen Abend gestorben, nicht nur in eine ihrer Ohnmachten gefallen, wie Vater Groitsch damals meinte. Sie war niemals wieder in Gang zu bringen und hing fortan nur noch als Reliquie an der Wand. Eine neue Uhr aber schaffte Vater Groitsch sich nicht an.

Die Strafpredigt.

Es war großer Appell angesagt für die Compagnie, Appell mit Waffenröcken, Hosen und Stiefeln, Unterhosen, Hemden, Strümpfen resp. Fußlappen, Halsbinden, Stiefelbürsten, Knopfgabeln, Nähzeug, Liederbuch, mit Helm, Feldmütze, Hosenträgern, Seife, Tornistern, Seitengewehr, Schießgewehr, Patronentaschen — die Vaterlandsverteidiger nennen das eine Lumpenparade; sie drücken sich nun einmal so derb und wegwerfend aus, ein ganz bedenkliches Zeichen für den Ernst und die Würde, mit der ein so wichtiges Ereignis von jedem braven Soldaten betrachtet werden muß, und ein weiteres dafür, daß wenigstens sehr vielen unter ihnen der rechte militärische Sinn noch fehlt. Was wäre wohl die herrliche deutsche Armee ohne jene oben aufgezählten Gegenstände? fragen wir. Ein nackter Haufen, der wie die Neger in Afrika daherliefe und sich Knüttel und Steine suchen könnte, um die Feinde totzuwerfen oder auf roheste Weise totzuschlagen.

Das eben aufgeführte Register von nötigen Armatur- und Bekleidungsstücken, welches indessen auf Vollständigkeit durchaus noch keinen Anspruch macht, war viel zu umfangreich, als daß es möglich gewesen wäre, dasselbe an einem und demselben Tage durchzunehmen; das erlaubte die prompte militärische Gewissenhaftigkeit nicht, die sich verletzt gefühlt haben würde, wenn nicht jedes einzelne und kleinste mit der größten Genauigkeit und Andacht untersucht wurde. Die Herren Vorgesetzten hatten das bedeutsame Geschäft auf zwei Tage verteilt, damit jedem Knopfe, jedem Flicken, jeder

Naht sein gebührendes Recht auf Berücksichtigung ungeschmälert zu teil werde.

Schon wochenlang vorher hatte das große Ereignis die Gemüter der Soldaten in Bewegung gesetzt. Wie wurde ermahnt und gedroht von den Vorgesetzten, herab vom Hauptmann (mit Überspringung der Lieutenants, die sich weniger Sorge machten) bis zum jüngsten als Vice-Unteroffizier bei einer Korporalschaft angestellten Gefreiten; wie wurde gearbeitet, genäht, geflickt, geputzt, gefummelt, lackiert, poliert, gewaschen, gebürstet, ausgeklopft von den Gemeinen; denn es galt nicht nur einer einfachen Besichtigung vor dem Hauptmann, sondern der Major, der Oberst, der Brigadegeneral hatten ihre Anwesenheit bei dem Feste zugesagt und selbst der Divisionskommandeur sein Erscheinen angemeldet.

Der Kantinenwirt räumte seine sämtlichen Lagerbestände an Wichse, Putzpulver, Knopfgabeln und Stiefelbürsten. Er war nicht undankbar dafür und nahm oft Gelegenheit wahr, um, namentlich mit Civilisten, von dem Aufschwung zu sprechen, den das Militär aller Industrie verleiht, wobei er sich zuweilen recht ironisch und beißend über diejenigen äußerte, welche, ohne etwas von der Sache zu verstehen, zum Beispiel in den Kammern und in Zeitungen, über das Gegenteil räsonnieren.

Die große Stunde war da, der erste Tag.

Nach ihren Korporalschaften abgeteilt, standen die Leute in langen Reihen, die Reihen in den nötigen Abständen voneinander, auf dem Kasernenhofe da und warteten, der eine mit Gleichmut, der andere mit Zuversicht, mancher wohl mit nicht recht reinem Gewissen, auf die Dinge, die da kommen sollten. Die allgemeine Stimmung läßt sich am besten bezeichnen durch eine geheime Gedrücktheit neben nervöser Spannung, wie sie bei Menschen kurz vor Eintritt außerordentlicher Begebenheiten, die sich verhängnisvoll genug gestalten können, häufig gefunden und durch hingehaltene

Erwartung noch vermehrt wird. Eine unverkennbare Unruhe herrschte in den Gliedern; die Unteroffiziere machten ihrer Erregung durch Schreien und allerlei Kommandieren Luft, was die Gemeinen natürlich nicht durften.

Damit ja alles in Ordnung sei, wenn die hohen Offiziere erschienen, von deren Zufriedenheit mit dem Stande der Compagnie für den Hauptmann von Ziegenbrück wohl das meiste abhing und mehr als mancher von den Gemeinen, der sich selber von der Last und Sorge der Besichtigung am schlimmsten bedrückt glaubte, wähnen mochte: hatte Ziegenbrück schon die Tage zuvor jedes einzelne Stück der Montierung und Armierung (jeden einzelnen Brocken von den Lumpen, nach Soldatenausdrucksweise) selber untersucht und der Compagnie eine gute halbe Stunde früher, als der Anfang der großen Parade von bataillonswegen bestimmt worden, anzutreten befohlen. Natürlich hatte wieder der Feldwebel seinerseits bekannt gemacht, er würde wenigstens eine halbe Stunde, ehe der Herr Hauptmann käme, zum Antreten blasen lassen, damit er noch einmal alles ordentlich nachsehen könne — und ihrerseits trieben die Unteroffiziere wieder eine geraume Zeit vor dem Ertönen des Appellsignales ihre respektiven Korporalschaften auf den Hof und stellten sie auf.

Zur Erhöhung der Gemütlichkeit konnte diese Verfrühung nicht dienen. Gewiß hatte der eine oder der andere gerade in diesen letzten Minuten noch etwas an seinen Sachen bessern wollen; am ärgerlichsten aber fluchten bei sich, und wenn kein Vorgesetzter in der Nähe war, auch halblaut, die niemals bei solchen Gelegenheiten Fehlenden, welche noch nachträglich irgend eine Nachlässigkeit entdeckten, die ihnen, wie sie meinten, sicher nicht entgangen wäre, wenn ihre Unteroffiziere sie nicht so unvernünftig früh aus den Stuben gejagt hätten. Wer es darauf ankommen lassen wollte, schwieg; die Klügeren meldeten sich und nahmen gern ein kleines Donnerwetter hin vom Korporalschaftsführer, wenn

ihnen nur erlaubt wurde, noch einmal wieder in die Kaserne gehen zu dürfen, um den Schaden zu reparieren.

Es war heute der Hosen-, Rock-, Stiefel- rc. rc.-Tag. In der vordersten Korporalschaft, welche unter der Obhut des Sergeanten Trübsal sich auf dem besten Wege befand, dermaleinst eine Zierde aller deutschen Korporalschaften zu werden (wenigstens lautete eine Prophezeiung des Feldwebels dahin; doch stand es noch nicht ganz fest, ob er sie ernst gemeint), war der Rekrut — das heißt: der Mann diente erst im dritten Vierteljahre — Stromberger der dritte im Gliede, vom linken Flügel aus gerechnet.

Trübsal hatte, vom rechten Flügel an, seine Leute noch einer letzten Musterung unterworfen, die bis jetzt ziemlich befriedigend für ihn ausgefallen, und beschäftigte sich nun mit dem oben vorgestellten Rekruten Stromberger. Mit ganz besonderer Ängstlichkeit vergewisserte er sich, daß bei diesem Manne alles in vorschriftsmäßigem Stande sei; denn Stromberger hatte, wenn militärische Feste der hier in Betracht kommenden Gattung gefeiert wurden, stets entschiedenes Pech, erfreute sich ferner durchaus keiner Bevorzugung, weder von seiten des Feldwebels noch des Hauptmanns, und erreichte, was seine geistigen Fähigkeiten betraf, keineswegs das von oben her für den preußischen Soldaten festgesetzte Durchschnittsniveau. Trübsals Vorsicht kann daher nicht anders als weise genannt werden.

„Na, dieses Mal wenigstens bist du ordentlich gewesen," sagte der Sergeant. „Nun gieb mal deine Stiebeln her, ob da auch nichts dran zu tadeln ist." Stromberger hob das Paar in die Höhe, welches vor ihm auf der Erde stand, und hielt es seinem strengen Gebieter hin. Dieser nahm erst den einen Stiefel, besah ihn aufmerksam von oben und drehte ihn dann um, die Sohle zu untersuchen.

„Herr du meine Güte!" rief Trübsal aus. „Nein, ist so was schon erlebt und gehört worden? Kerl, du bist

wahrhaftig mit dem Dummbeutel geklopft! Mensch — das frißt der Teufel nicht! Stromberger, bist du denn wirklich ein Esel geworden? Laß mal deine Ohren fühlen, mein Sohn, ob sie schon lang sind!"

Er befühlte des Rekruten Ohren. Die Ohren wurden feuerrot dabei und Stromberger schrie: „Au!"

„Wenn ich mir einen Dienstmann von der Straße hole oder einen Schornsteinfeger vom Dach oder einen Hanswurst von den Seiltänzern oder einen Pudel aus dem Affentheater und zapf' von diesen sieben Seifensiedern alle Dummheit ab, die sie nur im Leibe haben, und schmier' sie auf das dümmste Rhinoceros — dann ist dieses Rhinoceros noch nicht ein und dreiviertel Achtel und ein und ein halb zweiunddreißigstelmal so dumm, wie Sie, der Rekrut Stromberger — hast du mich verstanden? Sieh mal her, was du da gemacht hast!"

Und was hatte Stromberger gemacht? Er hatte die Sohlen seiner Stiefeln gewichst, ebenso schön gewichst wie das Oberleder, glänzend schwarz, und die Nägel, mit denen die Sohle rund herum beschlagen war, leuchteten sauber poliert aus dem Schwarz hervor, was einen schönen Farbenkontrast gab.

„Sieh mal her!" sagte Sergeant Trübsal und hielt Stromberger die Sohle so dicht unter die Nase, daß seine Nase einen schwarzen Punkt bekam. „Du verwetterter Taugenichts, du hergelaufener Spitzbube, der nichts mehr zu fressen hatte und daher zu den Soldaten lief; du elendiger Geselle. Aber freu' dich nur! Ich werde dich melden, und dann sollst du mir in Arrest gehängt werden wie die Wurst in den Schornstein. Du verdrehtes Bündel Heu! Aber du bist nicht mal so viel nütz wie das. Ein Bündel Heu kann man den Pferden zu fressen geben; aber dich würde nicht einmal ein Pferd fressen wollen! Erzähle mir mal: war deine Frau Mama ein Straßenfeger" (Trübsal wendete einen weniger ästhetischen Ausdruck an) „und dein

Vater eine baumwollene Nachtmütze mit einer großen Klunker daran? Anders könnte ich mir deine heidenmäßige Borniertheit nicht erklären, du liederlicher, nichtswürdiger Strick du! Und mit solchem Pack, wie das, wozu du gehörst, muß man sich nun hier 'rum schinden und plagen. Spring' doch in den nächsten Rinnstein und ersäufe dich oder laß dich als Mist aufs Kartoffelfeld fahren und schenk' dein Fell dem Schinder, damit er dich ausstopft und als vorsündflutliches Schnabeltier an den zotologischen Garten verkauft. Bitte, mach', daß du fortkommst, da unten am Kasernenthor steht gerade ein altes Bettelweib, geh' hin und laß dich von ihr als Hausknecht engagieren."

Zugleich faßte er Stromberger am Kragen und stieß ihn hin und her. Ermutigt durch das sich allerseits erhebende Gelächter (wenn mancher von den Soldaten auch recht brummig auf den Sergeanten blickte) fuhr Trübsal fort:

„Was, du willst nicht?" — Stromberger konnte aber gar nicht, weil der Unteroffizier ihn festhielt — „du willst bleiben? Gut, dann wundere dir aber auch nicht, daß du schlecht behandelt wirst, du ganz und gar verrotteter Bummler, du Bettler, du Tagedieb, du — —"

Stromberger weinte. Er war doch nicht aus Niederträchtigkeit so dumm, bei Gott nicht! Wie gerne wollte er klug sein! Tief unglücklich fühlte er sich über des Sergeanten ehrbeleidigende Reden.

„Ja, flenn' jetzt nur, du Krokodil! Das nützt dir alles nichts. Und nachher wirst du noch ganz anderen Grund zum Flennen haben als über das bißchen Ausschelten von mir. Behalt's nur, was du bist, damit ich dir's nicht später noch mal zu sagen brauche. Oder soll ich's dir lieber gleich jetzt wiederholen, daß du ein ganz niederträchtiger —"

„Nun, ich meunte," ertönte plötzlich eine tiefe Baßstimme, „Sü wären jetzt fertig, Sergeant Trübsal. Da

wollen Sii aber noch einmal von vorne anfangen. Das möchte üch mür doch verbeten haben."

Wie vom Blitzstrahl getroffen fuhr der Unteroffizier zusammen, drehte sich um und stellte sich stramm. Feldwebel Keller war während seiner an die Adresse des Rekruten Stromberger gerichteten Herzensergüsse hinter ihn getreten und hatte gerade die Haupt- und Kraftstellen seiner Rede mit angehört.

Seine Wort breit auseinanderziehend und dabei seinen langen Bart streichend, fuhr der Feldwebel fort: „Wenn ein Mann irgend etwas vergangen hat, dann üst es Ühre Pflicht, Sergeant Trübsal, den Betreffenden bei mür zu melden und üch werde ühn dann durch den Herrn Hauptmann bestrafen lassen; aber üch will nicht haben, daß Sii dii Leute auf offenem Kasernenhofe beschümpfen, weil das einen schlechten Eindruck macht auf die Compagnü selber, auf dii anderen Compagnüen und auf dii Leute, dii zufällig vorbeigehen und es hören. Üch habe ja gar nichts dagegen, wenn Sii eunem besonders verlodderten Gesellen den Standpunkt mit eun paar Worten klar machen; deshalb dürfen Sii aber nicht gleich dreinfahren mit Ausdrücken wü ‚krummer Hund' und ‚Schinder' und ‚vorsündflutliches Schnabeltier', ‚baumwollene Nachtmütze', ‚verwetterter Taugenichts' und ‚hergelaufener Bettler' — denn das verletzt dii Mannschaften an ührer Ehre, zumal wenn es bei vollständig versammelter Compagnü geschüht."

„Herr Feldwebel, der Muske—"

„Ich habe Ühnen noch gar nicht dii Erlaubnis zum Sprechen gegeben, Sergeant Trübsal. Werden Sii mür nücht auch noch frech! Sii wüssen, üch kann keine Unverschämtheit dulden! Zu verantworten haben Sii sich gar nücht, bis man deswegen nachfragt. Das wäre mür aber noch schöner, wenn von nun an ohne weiteres jeder Untergebene seunem Vorgesetzten in dii Rede fallen wollte. Ich für mein Teil bün wenigstens sehr fest entschlossen, es nü

zu dulden, und wenn üch zu etwas entschlossen bün, dann dürfen Sü sich auch darauf verlassen, daß üch es durchführe. Überhaupt scheunt mür bei Ühnen, Sergeant Trübsal, eine Anmaßung Platz gegrüffen zu haben, dü üch Ühnen empfehlen wollte, möglichst bald wieder abzulegen; denn sonst möchte es sich wohl nü ereignen, daß Sü Vicefeldwebel werden, worüber Sü sehr zuversichtlich zu sein scheinen; denn Sü thun gerade so, als wären Sü es schon geworden."

Feldwebel Keller sprach, wie bereits erwähnt, sehr langsam und deutlich, und das bis jetzt von ihm Gesagte hatte schon eine ziemliche Zeit in Anspruch genommen. Sergeant Trübsal meinte daher, der Feldwebel habe seine Rede geschlossen, als Keller seine Lippen nach den zuletzt von ihm angeführten Worten zuthat, und drehte sich daher von Keller weg, allerdings nur mit einer sehr verunglückten, gar nicht strammen militärischen Wendung. Er irrte sich indes. Keller hegte die Absicht, ihm noch einiges Weitere mitzuteilen, und schrie zornig auf, wie der Sergeant seine Bewegung ausführte, weil er hierin verwerflichen Trotz erblickte.

„Herr, in des Dreiteufels Namen!" donnerte er los. „Was ist Ühnen denn in dü Krone gestiegen? Sind Sü betrunken? Sü wagen es, müch hier einfach stehen lassen zu wollen, während üch Ühnen eine gerechtfertigte Ermahnung erteile! So etwas thut nicht einmal der jüngste neueingetretene Rekrut, ja sogar der gewöhnliche Anstand verbietet es, von dem Sü aber natürlich keine Ahnung haben! Auf Kosten der Einjährigen schmarotzen, das können Sü, und Leute kujonieren, das ist Ühr Vergnügen. Meinen Sü, üch wüßte nicht, daß Sü gestern Abend wieder beinahe auf allen Vieren heimgekrochen sind? Und jetzt eben wieder das gemeine Geschimpf, daß man es über den ganzen Kasernenhof hören kann und man sich zu Tode schämen muß, so ordinäre Menschen in seuner Compagnie

zu haben, dü nicht Maß noch Ziel halten können in ühren Reden und beu der gerüngsten Gelegenheit losheulen wü ein paar Wölfe! Ich sage Ühnen, das ist hier heute mit Ühnen zum letztenmale der Fall gewesen. Sü sollten dü Leute nicht schimpfen und nicht an den Ohren zerren! Sü selber, Sü verdienten, daß man Sü an den Ohren zerrte. Herrrrr — was machen Sü da für ein impertinentes Gesicht? Sergeant Trübsal, Sü sind ein Flegel. Man schneidet nicht solche Fratzen, wenn der Vorgesetzte einem eine Ermahnung giebt. Und wenn das Ühre gewöhnliche Visage ist, dann können Sü mür damit nur leid thun. Ferner, das wollte üch mür ebenfalls ausgebeten haben, räkeln Sü sich auf Ühren zwei Stelzbeinen nicht so hün und her. Sü werden doch wohl einmal fünf Minuten Ühre Knochen ruhig halten können! Üst das nicht der Fall, so muß es Ühnen wieder beigebracht werden wü einem Rekruten. Ich für meine Person ästimiere Sü auch für gar nicht mehr als einen Rekruten — —"

Stromberger, und er gewiß nicht allein, freute sich bis in das Innerste seiner Seele, daß Trübsal so energisch heruntergeputzt wurde. Rache ist süß. Aber es sollte noch besser kommen.

Sergeant Trübsal fühlte sich durch die wiederholte Gleichstellung seiner Person mit einem Rekruten so sehr beleidigt und erniedrigt, daß er, sich vergessend, einen Schritt näher auf den Feldwebel zu machte und zu sprechen beginnen wollte: „Herr Feldwebel —"

„Potzdonnerwettertausendmillionendonnerunddoria! Sergeant Trübsal! Stille gestanden! Hände an die Hosennaht, Hacken zusammen! Wenn Sü nicht gehorchen, lasse ich Sü augenblicklich in Arrest abführen! Was fällt Ühnen Windbeutel denn ein? Wollen Sü sich gegen mich auflehnen, wollen Sü sich der Insubordination schuldig machen? Sü geben der Mannschaft ein schönes Beispiel. Ich sagte es ja, Sü müssen noch einmal ganz wü von vorne einexer-

ziert werden, Süi dummer, aufgeblasener Laffe Süi, Süi Hanspeter, Süi verfluchter. Schümpft dieser elendige Geselle hier erst mit den gemeinsten Worten um sich herum und nachher lehnt er süch gar noch gegen seinen Vorgesetzten auf! Süi Grünspecht, Süi. Schon lange habe ich Süi auf dem Striche. Süi sollen mir in Arrest gehängt werden wie eine Wurst — Süi verstehen mich doch, der Sergeant Trübsal. Süi sind ein lüderlicher, nichtswürdiger Strück. Und mit solchem Pack wüi das, wozu Süi gehören, muß man sich schinden und plagen. Springen Süi doch in den nächsten Rinnstein und ersäufen Süi sich oder lassen Süi sich als Mist auf das nächste Feld fahren und schenken Süi Ühr Fell dem Schünder, damit er Süi ausstopft und als vorsündflutliches Schnabeltier an den zotologischen Garten verkauft. Bitte, machen Süi, daß Süi fortkommen; da unten an dem Kasernenthore steht gerade ein altes Bettelweib; zu der gehen Süi und lassen sich von üihr als Hausknecht engagieren —"

„Ach, Feldwebel Keller, wollen Sie nicht mal nach dem Kasernenthore hinsehen, gefälligst. Ich glaube wirklich, er hat es gehört. Wissen Sie, daß ich mich sehr über Sie wundere?"

Das war Hauptmann von Ziegenbrück, der das sagte.

Dem Feldwebel fuhr kein schlechter Schreck in die Glieder, als er den Compagniechef erblickte und am Kasernenthore den Major, der mit einem andern Offizier daselbst sprach und, wie ihm schien, einen wenig Gutes bedeutenden Blick nach ihm hinüberwarf. Er vergaß ganz, die vorschriftsmäßige Meldung zu machen, und als er daran dachte, war es zu spät; denn der Hauptmann, den er doch nicht unterbrechen konnte, hatte schon zu sprechen begonnen.

„Ich muß mich wirklich sehr über Sie wundern, Feldwebel, eh," wiederholte der Hauptmann. „Neulich erst habe ich Ihnen eingeschärft, Sie sollen darauf achten, daß die Leute ordentlich behandelt werden; es ist der Wille Seiner

Majestät! Seine Majestät verlangen vom Soldaten Ehrgefühl; aber wo soll das Ehrgefühl herkommen, wenn er bei jeder Gelegenheit so schlecht gemacht wird, daß kein Henker ihn an einen Galgen hängen möchte? Und eine weitere Folge ist, wenn der Mann von den Unteroffizieren und dem Feldwebel wie ein Hund traktiert wird, daß dann die anständigen Ermahnungen seiner höheren Vorgesetzten keinen Eindruck mehr auf ihn ausüben. Aber als ob alles, was ich Ihnen neulich sagte, in den Wind gepredigt wäre, finde ich Sie hier, wie Sie vor der ganzen Compagnie, und wo Sie doch meines Eintreffens jeden Augenblick gewärtig sein konnten, schimpfen wie ein Rohrsperling. Sie geben ein hübsches Beispiel! Haben Sie nicht, wie ich Ihnen befohlen, beim Rapport die Unteroffiziere strengstens angewiesen, sich jeglichen Schimpfens zu enthalten — antworten Sie mir, Feldwebel Keller?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, das habe ich gethan; aber —"

„Bitte, keine Leichenreden! Wiederholen Sie den Unteroffizieren auch genügend, daß nicht geschimpft werden soll, wie ich Ihnen noch besonders aufgetragen habe? — Ich bitte mir Antwort aus, Feldwebel Keller."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Dann möchte ich ferner erfahren, wann es zuletzt geschehen ist — ich bitte mir Antwort aus, Feldwebel Keller."

„Heute Morgen beim Rapport, Herr Hauptmann, zu Befehl!"

„So — also heute Morgen. Und da stellen Sie sich jetzt selber hin und schimpfen, daß das Blaue am Himmel vor Scham rot werden könnte, weil es solche Worte hören muß. In dieser Weise befolgen Sie meine Gebote; in dieser Weise geben Sie den Leuten ein Beispiel? Da sieht man deutlich, was Sie wert sind — nichts! Kein Funke von Disciplin steckt in Ihrem Leibe. Gegen meinen, gegen den ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät, schimpfen Sie,

Sie, der Sie gerade dafür eingesetzt sind, dafür zu sorgen, daß es nicht geschehe! Ich will ja gerne zugeben, es kann einmal vorkommen, daß einem die Galle überkocht und man etwas heftig ist; aber nie darf sich der Mensch, namentlich wenn ihm das Gegenteil zur Pflicht gemacht ist, so weit vergessen, wie Sie, Feldwebel Keller. Ein Unteroffizier soll überhaupt nicht in Gegenwart der Mannschaften getadelt werden, wenn es irgend zu vermeiden ist, sondern privatim oder beim Rapport. Schämen Sie sich, Sie wollen ein halbwegs gebildeter Mann aus den mittleren Ständen sein und werfen mit solchen Ausdrücken um sich."

Der Hauptmann wurde immer heftiger und fing an zu schreien. Sergeant Trübsal war innerlich sehr vergnügt.

„Herr! und gucken Sie mich nicht noch obendrein so impertinent an, als wären Sie wunder wie unschuldig —"

„Ich habe auch nicht geschimpft, Herr Hauptmann," fiel der Feldwebel dem Hauptmann in die Rede. „Ich habe —"

Es war frech vom Feldwebel Keller, seinen Vorgesetzten zu unterbrechen. Wir möchten es allerdings entschuldigen; aber der Hauptmann nahm es krumm.

„Was," schrie er und stampfte mit dem Fuße auf, „Sie wagen, mir drein zu reden? Herr, ich lasse Sie augenblicklich in Arrest abführen. Was fällt Ihnen ein, Sie unverschämter Mensch, Sie? Sie sind Soldat und haben zu gehorchen und Ihrem Vorgesetzten Ehrfurcht zu erweisen; und wenn Sie das nicht wollen, können Sie wieder dahin gehen, wo Sie hergekommen sind. Sie sollen mir die längste Zeit Feldwebel gewesen sein! Ohne Versorgungsschein jage ich Sie fort und dann können Sie Steinklopfer werden oder gemeiner Abschreiber. Ist eine solche Frechheit je gehört worden? Sie hätten nicht geschimpft, Herr?" Der Hauptmann lachte bitter, als sei ihm ein großer Seelenschmerz bereitet worden. Er machte eine Pause und fuhr dann mit beißender Ironie fort:

„Mit solchem Pack wü das, wozu Sü gehören, muß man süch rumplagen! Sü sünd eun Flegel! Potztausendmillionendonnerunddoria, was fällt Ühnen Windbeutel eun? Sü machen süch dör Ünsubordination schuldig. Sü dummer, aufgeblasener Laffe Sü, Sü Hanspeter, Sü Grünspecht! Sü sollen mür in Arrest gehängt werden wü eine Wurst, Sü lüderlicher nüchtswürdiger Strück. Sprüngen Sü doch ün den nächsten Rünnsteun und ersäufen Sü süch! Lassen Sü süch als Müst auf das Feld fahren und schenken Sü Ühr Fell dem Schünder, damit er Sü ausstopft und an den zoologischen Garten verkauft. Bütte —"

„Ja, bitte, Herr Hauptmann, nämlich daß Sie aufhören. Sie haben noch einige andere Pflichten zu erfüllen, als Ihrem Feldwebel den Standpunkt klar zu machen. Wollen Sie so gut sein und melden."

Der das sagte, war der Herr Major von Kleinhaus.

„Zweite Compagnie zum Appell angetreten," meldet Hauptmann von Ziegenbrück, nicht gerade angenehm durch die plötzliche Intervention des Herrn Majors überrascht.

„Zum Appell angetreten — nur zum Appell?" fragt Major Kleinhaus und läßt den Hauptmann ruhig mit der Hand am Mützenschirm dastehen.

„Zum Appell mit Montierungsstücken," wiederholt Ziegenbrück.

„Ja — hm, bitte, lassen Sie die Hand nur runter. Ja, ich dächte, Herr Hauptmann, Sie hätten auf mein Erscheinen vorbereitet sein können; aber, wenn man sich mit seinem Feldwebel — — unterhält, will ich fürs erste mal sagen, kann man natürlich nicht genau Achtung geben, ob der Major kommt. Treten Sie mal etwas mit beiseite."

Herr von Kleinhaus nimmt Herrn von Ziegenbrück ein paar Schritte mit sich von der Compagnie fort. Der Feldwebel, Sergeant Trübsal bleiben stehen, die Mannschaften natürlich auch. Rekrut Stromberger sieht etwas schadenfroh auf den Sergeanten; der Sergeant sieht etwas schaden-

froh auf den Feldwebel; der Feldwebel sieht etwas schadenfroh auf den Hauptmann.

Fast ziemlich leise, dann aber lauter, so daß wenigstens die zunächst Beteiligten alles genau verstehen können, fängt der Major an:

„Ich kann nicht umhin, Herr Hauptmann, Ihnen eine sehr ernst gemeinte Mahnung zu geben. Es ist allerstrengster Befehl gekommen, daß ein Vorgesetzter seine Untergebenen nicht mit Schimpfworten traktieren soll. Der Herr Regimentskommandeur erließ deswegen erst neulich eine scharfe Verfügung — und nun muß ich mit eigenen Ohren hören, wie Sie den Feldwebel vor der gesamten Compagnie in einer Weise heruntermachen, wie es sich nicht der niedrigste Dienstbote gefallen lassen würde. Es thut mir leid, aber ich werde nicht umhin können, von der Sache weitere Meldung zu machen. Es soll nicht in ehrenrühriger Weise geschimpft werden, und wer sich dagegen vergeht, muß seine Strafe erhalten, einerlei, wer es ist. Ich für mein Teil kann mir gar nicht vorstellen, Herr Hauptmann, wie jemand aus unseren Kreisen sich so weit vergessen kann, daß er dergleichen Ausdrücke, wie ich Sie aus Ihrem Munde vernehmen mußte —“

„Herr Major, ich versichere Ihnen, es ist mir gar nicht in den Sinn gekommen, den Feldwebel ehrenrührig zu schelten; ich —“

„Mein lieber Herr Hauptmann, Sie sparen sich am besten alle Entschuldigungen; damit ändert sich an der Sache nichts. Machen Sie mich nicht noch obendrein ärgerlich. Wie spät ist es?“

Der Hauptmann sah nach seiner Uhr und gab Bescheid. „Halb zehn.“

„Das ist auch wieder so eine Sache! Um zehn habe ich Antreten befohlen und jetzt, um halb zehn, steht die ganze Compagnie schon da. Die Leute müssen ja müde werden; wie kann jemand das aushalten? Ich möchte

wetten, Sie haben sogar schon um neun zum Appell blasen lassen. Wenn Sie die Montierungsstücke erst noch einmal nachsehen wollten, so hätte es gestern geschehen können."

„Erlauben Sie mir, noch einmal auf die Anklage zurückzukommen, die Sie wegen des Feldwebels gegen mich erhoben?" fragt, ohne auf den ihm eben gemachten Vorwurf einzugehen, Hauptmann von Ziegenbrück, die Hand an den Mützenschirm legend.

„Na, in des Teufels Namen — was haben Sie zu sagen?"

„Ich versichere es Ihnen, Herr Major, daß die Sache auf einem Mißverständnis beruht."

Der Major war überrascht; er that wenigstens so.

„Ein Mißverständnis? Wie kann es ein Mißverständnis sein, wenn ich Sie fluchen und wettern höre?"

„Verzeihen Sie, Herr Major, ich habe weder geflucht noch gewettert."

„Geschimpft dann, wenn Sie es lieber wollen."

„Ich habe auch nicht geschimpft, Herr Major,"

„Na, das geht mir denn doch aber über die Brüche!" rief Kleinhaus. „Sie hätten nicht geschimpft?"

„Zu Befehl, nein, Herr Major."

„So! Sie haben wohl nicht gesagt: der Feldwebel gehöre zum Pack, er wäre ein Windbeutel? Haben Sie ihn nicht einen aufgeblasenen Laffen genannt, Grünspecht, Hanspeter und so weiter? Sie sollen mir in Arrest gehängt werden wie eine Wurst. Liederlicher, nichtswürdiger Strick! Springen Sie doch in den nächsten Rinnstein und ersäufen Sie sich. Lassen Sie sich als Mist aufs Feld fahren und schenken Sie Ihr Fell dem Schinder, damit er sie ausstopft und an den zoologischen Garten verkauft — -- haben Sie das alles nicht gesagt?"

„Das habe ich gesagt, Herr Major."

„Haha! Also Sie gestehen es doch ein. Sie meinten

wohl, ich hätte nichts verstanden? Ich habe es doch verstanden."

„Trotzdem habe ich nicht geschimpft, Herr Major."

„Nun hört aber doch die Weltgeschichte auf! Herr Hauptmann, Sie vergessen sich! Wie können Sie es wagen, mir in das Gesicht hinein zu behaupten, Sie hätten nicht geschimpft, nachdem Sie selber eben alles zugestanden haben. Schweigen Sie jetzt von der ganzen Geschichte!"

„Verzeihen Sie, Herr Major. Meine Ehre gebietet mir, mich zu verteidigen."

„Schweigen sollen Sie!"

„Herr Major — —"

„Halten Sie den Mund, Hauptmann von Ziegenbrück!"

„Nur seine eigenen Worte —"

„Herr Hauptmann von Ziegenbrück — Sie begeben sich sofort in Stubenarrest!" schrie der Major. „Sie sollen nicht widersprechen!"

Der Oberst, der Kommandeur des Regiments, erschien. Der Major sah ihn kommen, eilte ihm entgegen und stattete die vorschriftsmäßige Meldung ab.

„Nun," sagte der Oberst von Schlangenfeld, „hat unter den Herren ein Wortwechsel stattgefunden? Das sollte mir leid thun, sehr leid sogar. Und, Herr Major von Kleinhaus — ich bedaure besonders, daß mein Urteil über diesen Wortwechsel Ihnen durchaus nicht günstig ist, wenigstens bis jetzt nicht. Ich höre Sie auf eine Entfernung von tausend Schritten schreien, und vernahm ganz genau, gelinde ausgedrückt, höchst merkwürdige Worte: Grünspecht, Schinder, Windbeutel — halten Sie den Mund! Hoffentlich, Herr Major, liegt ein Mißverständnis zu Grunde; denn sonst möchten die Folgen gerade nicht angenehm für Sie sein. Selbst aber, wenn alles noch in Wohlgefallen verläuft, Herr Major, schreit man doch nicht über den Kasernenhof wie ein wütender — — na, ich bitte um einige nähere Meldungen."

„Ich habe dem Herrn Hauptmann von Ziegenbrück befehlen müssen, sich sofort in Stubenarrest zu verfügen," antwortete der Major, sehr ärgerlich und zugleich erstaunt über des Obersten ungnädige Anrede, während Ziegenbrück, welcher bei Zwischentreten des höheren Vorgesetzten stehen geblieben war, ein etwas boshaftes Gesicht machte.

„So — und weshalb denn?" fragte Schlangenfeld.

„Ich überraschte den Hauptmann von der zweiten Compagnie, wie er den Feldwebel Keller vor der ganzen Compagnie in geradezu unerhörter Weise beschimpfte. Sie werden mir, Herr Oberst, meine eigene Entrüstung zu gute halten, wenn Sie vernehmen, in welcher schrankenlosen Weise der Hauptmann der zweiten Compagnie sich erlaubte, die Befehle unseres allerhöchsten Kriegsherrn zu mißachten und zu übertreten. Der Feldwebel gehöre zum Pack, sagte er, wäre ein Windbeutel, ein aufgeblasener Laffe, Grünspecht, Hanspeter und ähnliches; er wolle ihn in Arrest hängen wie eine Wurst; der Feldwebel solle doch in den Rinnstein springen und sich ersäufen, sich als Mist aufs Feld fahren lassen und sein Fell dem Schinder schenken, damit der Schinder ihn ausstopfe und als vorsündflutliches Schnabeltier an den zoologischen Garten verkaufe; liederlicher Strick, gemeiner Geselle, elender Mensch — die feinen Wendungen sind gar nicht wiederzugeben, Herr Oberst. Und obwohl ich das alles mit eigenen Ohren höre, besitzt der Hauptmann der zweiten Compagnie Verwegenheit genug, mir alles abzuleugnen, fällt mir in die Rede und benimmt sich vor der versammelten Mannschaft subordinationswidrig. Die Worte, welche der Herr Oberst von mir hörten, waren nur Wiederholungen, welche ich anführte, um dem Hauptmann der zweiten Compagnie zu beweisen, daß ich alles wohl vernommen hätte und sein Ableugnen nutzlos sei."

„Das ändert den Fall einigermaßen. Trotzdem, Herr Major, kann ich doch nicht die Bemerkung unterdrücken, daß man mit einem Hauptmann gemäßigter redet, als Sie ge-

thau haben. Man macht privatim ab, was gerechten Anlaß zu Monierungen bietet, und ich kann durchaus nicht dulden, daß eine Sitte einreiße, von der ich soeben ein nicht zu schönes Beispiel erlebte. Ein Kamerad, der eine Compagnie führt und uns, ich meine Ihnen, an Dienstalter nahezu gleichkommt, auch Ihrer Charge nahe ist, muß eben mit Rücksicht und Freundschaft behandelt, aber nie angeschrien werden — und das thaten Sie doch immerhin. Es ist eigentlich nicht verzeihlich und wird durchaus noch nicht aufgehoben durch die eigenen Fehler, welche sich der Hauptmann zu Schulden kommen ließ. Behalten Sie, bitte, Herr Major, im Auge, daß Seiner Majestät Befehl, die Untergebenen anständig zu behandeln, die Offiziere nicht ausschließt; ich dächte im Gegenteil, gerade auf die Offiziere, und zumal auf ältere, hätte er ganz besonderen Bezug. Ich hoffe ernstlich, Herr Major, daß es mir gelingen wird, Sie mit dem Hauptmann ernstlich auszusöhnen; als Zeuge auf Ihrer Seite stehe ich nicht, und gelänge es Ihnen selbst, Herrn Hauptmann von Ziegenbrück eine Strafe zu verschaffen, so können Sie sich ebenfalls auf eine nicht minder große gefaßt machen; denn Offiziere dürfen nicht angeschrien werden, sollen nicht angeschrien werden — unter keinen Umständen."

Der Oberst hatte Kleinhaus und Ziegenbrück noch ein Stück weiter auf die Seite genommen. Er sprach nicht laut; aber was er sagte, blieb doch nicht in dem Familienkreise der drei: der Feldwebel konnte einiges aufschnappen, weil er am weitesten vor der Front der ersten Korporalschaft stand.

Unteroffiziere und Gemeine konnten an den Gebärden des Obersten ziemlich leicht erraten, welcher Art die Auseinandersetzung war, die Schlangenfeld dem Major machte.

„Was wohl zuletzt da 'rauskommt," dachte der Feldwebel; Sergeant Trübsal dachte genau dasselbe; Rekrut Stromberger schwang sich zu der gleichen Theorie über den Fall auf, und das war für seine Verhältnisse schon bedeutend.

Nach einer kleinen Pause, welche er dazu benutzte, erstens seinen Schnurrbart etwas zu drehen und zweitens eine Viertelwendung zu machen, damit er dem Hauptmanne gerade gegenüberkomme, spann der Regimentskommandeur seine Rede weiter.

„Herr Hauptmann von Ziegenbrück — Sie müssen mir jedenfalls bekennen, daß Sie sich vergessen haben. Die Kraftwendungen, die Sie dem Feldwebel gegenüber gebrauchten, waren doch wirklich zu stark. Ein Feldwebel, der Vertrauensmann des Compagniechefs, hat doch Anspruch darauf, nicht geschimpft zu werden, obendrein in Gegenwart aller, die ihm den größten Respekt schuldig sind. Das geht nicht an. Energisch warne ich Sie, ja niemals wieder in dieser Weise, wie mir eben berichtet wurde, aufzutreten. Beschwert sich der Feldwebel über Sie, so treffen Sie ohne Frage nicht sehr angenehme Folgen. Mein Gott, ich weiß wohl, mit feinen Schmeicheleien kommt man nicht durch; aber Sie schossen doch zu weit über das Erlaubte hinaus. Sie durften nie außer acht lassen, daß Sie jemand vor sich hatten, der die höchste Charge unter den Unteroffizieren bekleidet. Nun, jedenfalls werden Sie einen Grund für Ihre Strafrede haben, nennen Sie ihn mir und darnach werde ich bemessen, ob ich die Sache ganz niederschlage oder weiter verfolge.“

Hauptmann von Ziegenbrück lächelte leicht, aus Vorfreude über die nun folgende Aufklärung, die des Majors Ärger noch steigern mußte.

„Alles ist durchaus ein Mißverständnis, Herr Oberst,“ sagte er. „Ich überraschte den Feldwebel Keller, wie er den Sergeanten Trübsal in verbotener Weise schimpfte. Der Feldwebel Keller leugnete — ich wiederholte ihm seine eigenen Worte, zum Beweise, daß ich sehr wohl gehört hätte, welche Ausdrücke er sich zu Schulden kommen ließ. Der Herr Oberstwachtmeister von Kleinhaus, welcher nicht von Anfang an mit zugegen gewesen, meinte daher, ich hätte in

so gemeiner Manier auf den Feldwebel Keller geschimpft. Das ist der Hergang."

Der Oberst sah ganz erstaunt den Major an und der Major sah ganz betroffen den Obersten an.

„Wenn der Herr Hauptmann mich über diesen Sachverhalt nur aufgeklärt hätte, so wäre das unangenehme Mißverständnis vermieden worden," sagte Kleinhaus in entschieden brummigem Tone.

„Wenn der Herr Oberstwachtmeister mich nur hätte zu Worte kommen lassen, so wäre — —" begann der Hauptmann, den aber Schlangenfeld unterbrach: „Das ist allerdings eine höchst sonderbare Geschichte; aber ich hoffe, die Aussöhnung zwischen den Herren wird nunmehr um so leichter von statten gehen. Feldwebel!"

Der Feldwebel trat vor.

„Also Sie haben so mörderlich geschimpft und geflucht?" redete der hohe Stabsoffizier ihn an. „Ich werde Sie wohl mit Arrest bestrafen müssen. Wem galt denn des Herrn Feldwebels Strafpredigt?"

Der Herr Feldwebel antwortete der Wahrheit gemäß, sie hätte dem Sergeanten Trübsal gegolten. Er wollte noch etwas hinzusetzen; aber das litt der Oberst nicht, sondern verlangte vorher, der Feldwebel solle ihm das ganze Gedicht noch einmal wieder aufsagen. „Wenn Sie damit fertig sind, werde ich Ihnen erlauben, vorzubringen, was Sie vielleicht zu Ihrer Entschuldigung anzuführen haben," bedeutete ihm der Oberst.

Mit viel größerem Behagen, als man eigentlich erwarten sollte, hielt der Feldwebel seine Predigt; so konnte man es nennen, denn der Bericht war ziemlich lang. Als er aber fertig war, fiel es dem Obersten gar nicht ein, sein Versprechen zu halten, sondern er hub an, dem Feldwebel Keller einen kräftigen Verweis zu erteilen; zwischen dem, was er erst dem Major, dann dem Hauptmann gesagt hatte, und dem, was er nun dem Feldwebel sagte, gab es

zwei Unterschiede: erstens behandelte er den Feldwebel nicht so höflich wie die Herren Offiziere, und zum andern schien er all' die schönen Redensarten für lange nicht so schädlich zu halten, da sie nur einem Unteroffizier gegolten, denn früher, wo er sich sehr entrüstet gezeigt, als er noch geglaubt, sie wären auf den Hauptmann gemünzt gewesen, und sich sehr tadelnd geäußert hatte, wie er noch in dem Wahne geschwommen, der Feldwebel hätte sie hinunterschlucken müssen. Er meinte, ein Unteroffizier könne doch nicht so mir nichts dir nichts à la Stiefelputzer und als Unterhausknecht behandelt werden; sein Ehrgefühl sei zu schonen, und wenn er selber schlecht traktiert würde, so traktiere er nachher auch wieder die Gemeinen schlecht. „So," sagte er dann endlich, „nun rücken Sie damit heraus, was Sie noch im Hinterhalte haben."

Natürlich rückte der Feldwebel damit heraus — und man sah es ihm an, was es ihm für Freude bereitete —: daß er gar nicht geschimpft hätte, sondern der Sergeant Trübsal, und daß er dem letzteren nur seine Worte wiederholt habe.

Nun waren drei überrascht; der Oberst, der Major und der Hauptmann; vorhin waren es nur der Major und der Oberst gewesen. Der Compagniechef sagte nichts; der Bataillonskommandeur sagte nichts; der Regimentsinhaber sagte: „Nun wird die Geschichte verwickelt." Und darin hatte er unzweifelhaft recht. Der Feldwebel mußte noch einmal sagen, was er eben gesagt hatte.

„Das nehme mir aber keiner übel!" rief der Oberst (es that's auch keiner). „Unteroffizier, treten Sie mal vor."

Mit fünf und einem halben Schritt marschierte Sergeant Trübsal vor den Gewaltigsten im Regimente; er sah etwas schwarz in die Zukunft; denn nun war er doch der Gesenkteste.

„Mann, Sergeant — Sie sind es also gewesen, der ursprünglich geschimpft hat?" wurde er gefragt.

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

„So — Sie können aber schön schimpfen! Ich möchte Ihnen wohl mal zuhören. Werde Sie nächstens einladen und Ihnen einen alten Besenstiel vorsetzen; an dem können Sie dann Ihre Kunst zeigen, weil es an lebendigen Soldaten verboten ist. Und deshalb gebe ich Ihnen auf drei Tage Arrest. Jetzt zeigen Sie mir mal den Kerl, der sich Ihre Ungnade zugezogen hat.“

Eben hatte der dumme Stromberger sich schon gefreut, daß der Sergeant in den Kasten müsse (er bedachte nicht, wie teuer der Sergeant ihn das entgelten lassen würde); als der Oberst nach ihm begehrte, schwand seine Freude augenblicklich zum Teufel in die Hölle.

„Geben Sie Ihren Kram an die Nebenleute ab,“ befahl der Hauptmann. „Und treten Sie vor.“ Stromberger benahm sich verdammt ungeschickt bei Ausführung dieses Befehls und seine Paradehose fiel ihm auf die Erde, gerade auf die einzigste Stelle im Hofe, die schmutzig war.

„Esel!“ sagte der Hauptmann. Der Oberst hörte es wohl; aber der Hauptmann bekam keine drei Tage Loch; es muß doch ein Unterschied gemacht werden zwischen einem Hauptmann und einem Sergeanten.

Zitternd stand Stromberger vor dem gefürchteten Oberst. „Weshalb hat Ihr Unteroffizier mit Ihnen gescholten?“ Darauf sollte er Bescheid geben. Es dauerte eine Weile, bis er es begriff.

„Weil ich — weil ich meine Stiefels ge — geputzt thun — haben thun thate,“ redete Stromberger.

Das begriff nun wieder der Oberst nicht; er wollte es aber gerne und bat um deutlichere Antwort. Er gebrauchte eine gewählte Wendung dabei, in welche er einige Malice hineinlegte. Die Malice war an Stromberger natürlich rettungslos verloren — er verstand keine; indessen hielt er jetzt doch einen etwas klarer durchdachten Vortrag über den neuesten Schwank aus seinem Leben. Wir wollen den-

selben wörtlich anführen, weil er nicht lang ist, was wir für einen Vorzug zu halten geneigt sind, obgleich Lasker ihn gewiß deswegen verachten würde.

„Weil 'n ... weil 'n ich meine Stiefels ... geputzt ... gehaben thun that."

Das war nämlich der Vortrag.

„Ja, mein Sohn. Weil du deine Stiefeln geputzt hast? Du meinst, weil du sie schlecht geputzt hast, nicht wahr?" forschte der Oberst in gütigem, wahrhaft väterlichem Tone weiter nach.

Stromberger antwortete gar nicht mehr. Er dachte: er hätte nun genug gesagt und wisse auch nicht mehr. So sah er den Oberst denn nur an.

Einige Lieutenants waren erschienen; sie mußten kommen. Die Herren amüsierten sich köstlich, solchen Spaß hatten sie von der Lumpenparade nicht erwartet.

Schlangenfeld kam auf die Idee, die Stiefeln holen zu lassen. Das mußte Stromberger selber besorgen. Der arme Rekrut wäre am liebsten mit den Unglücksstiefeln in die weite Welt gelaufen; aber es ging nicht. Mit ganz kläglicher Miene hielt er dem Obersten die Stiefeln hin, die Sohlen selbstverständlich nach unten.

Schlangenfeld neigte sich auf sie hinab, um sie näher zu besichtigen; denn er war ziemlich lang, Stromberger dagegen nur von mittlerer Größe. Zu weit beugte er sich jedoch nicht hinab, weil die Stiefeln nach Wichse rochen; und er liebte diesen Geruch nicht.

„Ich weiß wahrhaftig nicht, was an den Stiefeln ist," äußerte sich Schlangenfeld. „Sergeant — haben Sie wegen dieser Stiefeln den Mann ausgescholten?"

Trübsal entgegnete: „Zu Befehl!"

„So zeigen Sie mir, was Sie an den Dingern denn eigentlich —"

Er sprach nicht weiter. Auf sein erstes Wort hatte Trübsal dem Rekruten die Stiefeln aus der Hand genom-

men, sie umgedreht und präsentierte dem Obersten die gewichsten Sohlen.

„Du heiliger Bimbam!“ rief Schlangenfeld und fing an herzlich zu lachen. Der Major, der Hauptmann, die Lieutenants, der Feldwebel lachten mit. Sogar Sergeant Trübsal verzog sein Gesicht ein wenig. Stromberger lachte nicht mit.

Als er genug gelacht hatte, besah der Oberst den Rekruten lange, von oben bis unten, schüttelte den Kopf und sprach Herrn Stromberger sodann seine Überzeugung aus, daß er ohne Frage ein dummer Kerl wäre.

„Nun geben Sie mal Rechenschaft, Mann, wie sind Sie auf diesen tollen Einfall gekommen. Sahen Sie auch nur einen Ihrer Kameraden das gleiche machen? Sie dienen doch auch nun schon über ein halbes Jahr!“

„Der Muspickel hat's mich gesagt!“ rief Stromberger aus. Es wurde ihm zu viel. Er fing an zu weinen. Darüber erhob sich neues Gelächter; es war niemand zu verdenken; es sah zu komisch aus, wie Stromberger weinte.

Muspickel wird vor Gericht geladen. Die Verhandlung dauert nicht lange; er ist in allen Punkten geständig. Das Urteil lautet auf Freisprechung, an die sich eine Ermahnung knüpft.

„Eintreten!“ befahl der Oberst. Stromberger und Muspickel kehrten ins Glied zurück.

Nun wurde die Lumpenparade gefeiert.

Der Oberst war sehr zufrieden; der Major war recht zufrieden; der Hauptmann war im höchsten Grade zufrieden mit dem Ergebnis der Besichtigung. Der Oberst sprach seine Ansicht der Compagnie aus; die beiden andern behielten sie für sich — es wäre auch langweilig gewesen, wenn die Compagnie dasselbe dreimal hätte hören müssen. Übrigens dachten die Lieutenants schon stark an ihren Frühschoppen.

„Feldwebel!“

„Herrrr Oberst!“

„Haben Sie die drei Tage Arrest für den Sergeanten schon notiert?“

„Zu Befehl!“

„Dann streichen Sie's wieder aus. Will diesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Aber das bitte ich mir ernstlich aus — —“ folgt eine lange Ermahnung. Der Leser möge raten, an wen dieselbe hauptsächlich gerichtet war und wovon sie handelte; für uns ist's zu langweilig, dasselbe öfters niederzuschreiben. —

„Ganzes Bataillon — kehrt! Wegtreten!“

„Die Offiziere konnten nun zum Frühschoppen wandern; die Compagnie wanderte in die Kaserne, mit Ausnahme der Einjährigen und verschiedener Unteroffiziere — die gingen auf die Kneipe.

Der Oberst begleitete seinen Hauptmann und seinen Major. Man sah die drei später sehr vergnügt und sehr einträglich in einer feinen Restauration dejeunieren; ich wähle absichtlich dieses Fremdwort, um die Feinheit ihrer Genüsse anzudeuten; unter Frühstück denkt sich der Deutsche zu wenig.

Zwischen Stromberger und Muspickel gab es Streit. Die Kameraden bildeten ein Ehrengericht und entschieden: Ihr müßt euch schlagen — auf Fäuste verstanden sie darunter. Das geschah auch. Muspickel war zwar nur ein Schneider, aber gewandt, und konnte sich drehen wie ein Zwirnsfaden. Stromberger richtete nicht viel gegen ihn aus. Die Geschichte verlief ohne Niederlage des einen oder des andern; es wurde ausgepaukt, sagen die Studenten.

Sergeant Trübsal kam gegen ein Uhr — es war kein Nachmittagsdienst — in sehr versöhnlicher Stimmung in die Kasernenstube; er war mit den Einjährigen irgendwo gewesen.

„Hast du deine Sohlen wieder reingemacht?“ fragte er Stromberger, den Rekruten. Stromberger sagte: „Ja.“

„Dann weise mal her, mein Sohn." Stromberger trat bei ihm mit den Stiefeln an. „Na," meinte der Sergeant, „wenigstens den guten Willen hast du gehabt." Darauf zauste er ihn freundschaftlich ein wenig an den Ohren (es that nicht weh; Stromberger lachte dabei), berührte mit einigen Worten die Stromberger eigentümliche Dummheit und legte sich dann auf sein Bett, weil er etwas schlafen wollte.

Ende des vierten Bändchens.

Humoristische Werke

aus Ph. Reclams Universal-Bibliothek.

Adlersfeld-Ballestrem, Euf. v., Die blonde Ida u. and. Humoresken. 20 Pf.
—, Windbeutel und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
—, Tiere und Menschen. Heitere Geschichten. 20 Pf.
Anstey, F., Der Mann von Blankley und andere Humoresken. 20 Pf.
Balázs, Alexander, Heitere Lebensbilder. Humoresken. 20 Pf.
Bandlow, Heinrich, Ernst Spillbom. Eine heitere Geschichte. 20 Pf.
—, Köster Hemp. 20 Pf.
—, Lustig Tügs. Humoresken. 20 Pf.
—, Naturdokter Stremel. 20 Pf.
—, Stratenfegels. Humoristische Geschichten. 5 Bde. à 20 Pf.
Baudissin, Eva Gräfin v., Daheim und Draußen. Humoresken. 20 Pf.
Beaulieu, Gertraut von, Großstadt-Originale. 20 Pf.
Beeker, K. van, Großstädtischer Besuch. Eine kleinstädtische Familiengeschichte. 20 Pf.
Beetschen, Alfr., Flegeljahre der Liebe. 20 Pf.
Berczik, Arpád von, Ehestandsgeschichten u. and. Humoresken. 20 Pf.
—, Bunte Geschichten aus Ungarn. 20 Pf.
Berger, C. L. M., Ehe man Ehemann wird u. and. Humoresken. 20 Pf.
Berges, Amerikana. Humoristische Skizzen aus d. amerikanischen Leben. 5 Bände à 20 Pf. Zus. in 1 Band geb. 1 M. 50 Pf.
Bliß, Paul, Sorgenbrecher. Lustige Geschichten. 20 Pf.
Blumauer, Alois, Virgils Aeneis. Travestie. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Blüthgen, Victor, Gedankengänge eines Junggesellen. 20 Pf.
Bögh, Erik, Humoristische Vorlesungen. 2 Bde. à 20 Pf.
—, Der Theaterkobold. Humoreske. 20 Pf.
Borgfeldt, G., Eine Opernpremiere. — Das verkannte Genie. — In ärztlicher Behandlung. Drei Humoresken. 20 Pf.
Bornstein, A., Der Theaterarzt und andere Humoresken. 20 Pf.
Bötticher, Georg, Alfanzereien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Allerlei Schnick-Schnack. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Neue Allotria. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Bunte Reihe. Humoresken. 20 Pf.
—, Schnurrige Kerle und andere Humoresken. 20 Pf.
—, Weiteres Heiteres. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Brentano, Fritz, Heitere Geschichten. 5 Bde. à 20 Pf. — Zus. in einem Band geb. 1 M. 50 Pf.
Brinckman, John, Kasper-Ohm un ick. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Bürger, G. A., Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer zu Wasser und zu Lande. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Crome-Schwiening, C., Allerhand Humoristische Kleinigkeiten. Novelletten und Skizzen. 20 Pf.
Cronheim, R., Fähnrichsgeschichten. Humoresken. 20 Pf.
Daudet, Alphonse, Die wunderbaren Abenteuer des Herrn Tartarin aus Tarascon. 20 Pf.
Degen, A. v., In der Kaserne. Aus den Memoiren eines Reservisten. 20 Pf.
—, Aus dem Militärleben. 4 Bde. à 20 Pf.
Denison, M. A., So'n Mann wie mein Mann. Eine Ehestands-Humoreske. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.

Detmold, Joh. Herm., Randzeichnungen. — Anleitung zur Kunstkennerschaft. Satiren. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Eckstein, E., Humoresken. 2 Bde. à 20 Pf.
—, Besuch im Carcer Humoreske. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Eysell-Kilburger, Clara, Brillanten u. andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Fischart, Johann, Die Flohhatz. Humoristisches Gedicht. 20 Pf.
—, Das Jesuiterhütlein. Satirisches Gedicht. 20 Pf.
—, Das glückhafte Schiff von Zürich, nebst dem Schmachspruch und Kehrab und einigen verwandten Gedichten. 20 Pf.
Fließ, Erich, Außer Reih und Glied. Humoresken. 20 Pf.
Fritz (Singer), Briefe eines Junggesellen. 20 Pf.
—, Toren und Törinnen. Kleine Geschichten. 20 Pf.
—, Ein Jahr. Duette aus dem Eheleben. 20 Pf.
Gaudy, Franz Frhr., Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Schülerliebe und andere Humoresken. 20 Pf.
Gerstäcker, Friedrich, Das sonderbare Duell und zwei andere humoristische Erzählungen. 20 Pf.
—, Herrn Mahlhubers Reiseabenteuer. Erzählung. 20 Pf.
Groller, Balduin, Aus meinem Briefkasten der Redaktion. 20 Pf.
—, Ganz zufällig und andere humoristische Novellen. 20 Pf.
—, Der olle ehrliche Lehmann und andere Geschichten. 20 Pf.
Habberton, John, Helenes Kinderchen. Humoreske. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Anderer Leute Kinder oder Bob und Teddi in der Fremde. 60 Pf. Geb. 1 M.
(Beide vorgenannte Werke in 1 eleg. Ganzlband. mit Goldschn. 2 M.)
—, Frau Marburgs Zwillinge oder Mütterchens Leiden und Freuden. Deutsch v. M. Greif. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Jahn, Ernst Reinh., Humoristische Erzählungen. 20 Pf.
—, Die beiden Engländer. Humoreske. 20 Pf.
Jerrold, Douglas, Frau Kaudels Gardinenpredigten. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Ingoldsby, Thomas, Die Ingoldsby Legenden oder Spaß und Spuk. 20 Pf.
Junggesellenbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Knigge, Adolph Freiherr, Die Reise nach Braunschweig. Ein komischer [Roman. 20 Pf.
Kock, Paul de, Der bucklige Taquinet. Komischer Roman. 40 Pf.
—, Herr Krautkopf sucht seine Frau. Roman. 40 Pf.
Köhler, Br., Dies und Das. Humoresken. 20 Pf.
Kortum, Dr. Carl Arnold, Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Teilen. Mit einer literarhistorischen Einleitung von F. Schnettler. 60 Pf. — Geb. 1 M.
Krackowizer, Dr., Naturgeschichte des österreichischen Studenten. Gymnasial-Humoresken. 20 Pf.
Kraßnigg, Rudolf, Militär-Erinnerungen eines österreichischen Artilleristen. Skizzen und Bilder. 20 Pf.
—, Tierleben in der Artillerie-Kaserne. 20 Pf.
Kraus, Oskar, *ΜΕΥΡΙΑΣ*. Die Meyeriade. Humoristisches Epos aus dem Gymnasialleben. 20 Pf.
Kunterbunt. Humor. Allotria in Vers und Prosa. 20 Pf. — Geb. 60 Pf

Lennig, Friedrich, Etwas zum Lachen. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Lenz, Philipp, Militärische Humoresken. 5 Bde. à 20 Pf. — Zus. in 1 Band geb. 1 M. 20 Pf.
Lichtenberg, Georg Christ., Ausgewählte Schriften. Herausgegeben und mit Anmerkungen von Eugen Reichel (Eugen Leyden). 80 Pf. — Geb. 1 M. 20 Pf.
Liebesbrevier. Gesammelte Aphorismen über Frauen, Liebe und Ehe. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Ludwig, Otto, Die Heiterethei und ihr Widerspiel. Erzählungen. 60 Pf. — [Geb. 1 M.
Mark Twain, Ausgewählte Skizzen. 6 Bde. à 20 Pf.
Märzroth, Dr., Lachende Geschichten. Humoristische Erzählungen und heitere Geschichten. 4 Bde. à 20 Pf.
Maurik jun., J. van, Ein Journalistenstreich u. and. Humoresken. 20 Pf.
—, Mein Vortragsabend und andere Humoresken. 20. Pf.
Mehring, Sigmar, Ungebundenes in gebundener Form. Launige Vortragslyrik. 20 Pf — Geb. 60 Pf.
Merth, Volksschullehrers Freud und Leid. 20 Pf.
Mikulitsch, W., Mimis Badereise. 20 Pf.
Müller, Joh. Gottw., Siegfried von Lindenberg. 80 Pf.
Nötel, Louis, Vom Theater. 5 Bde. à 20 Pf
Pauli, K., Theater-Humoresken. Mit 5 Illustrationen. 20 Pf.
—, Dreizehn und eine Geschichte. Humoresken. 20 Pf.
Pohl, Rob., Peppis Soldat u. and. heitere Bilder u. Geschichten. 20 Pf.
Pötzl, Eduard, Kriminal-Humoresken. Skizzen und Typen aus den Wiener Gerichtssälen. 3 Bde. à 20 Pf. — Alle 3 Bde. mit 8 Abbildungen zus. in 1 Bd. gebunden 1 M.
—, Der Herr v. Nigerl u. and. humor. Skizzen. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Rund um den Stephansturm. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Wien. 1. Bd. Skizzen von E. Pötzl. 2. Bd. Alt-Wiener Studien von E. Hoffmann. 3. Bd. Neues humoristisches Skizzenbuch von E. Pötzl. 3 Bände à 20 Pf.
—, Die Leute von Wien. Neue Folge ausgew. Skizzen. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Hoch vom Kahlenberg. Heitere und ernste Skizzen aus dem Wiener Leben. 3 Bde. à 20 Pf. — Zus. in 1 Band geb. 1 M.
Rákosi, V., Mein Dorf und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
—, Wie man sich einen Gatten leiht und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Rechert, Emil, Das Leben ohne Schicksal. Humoristische Novelletten. 20 Pf.
Resa, T., Mein erster Freier und andere Humoresken. 20 Pf.
Riecl-Gerolding, L. G., Gelehrter Zecher goldnes Alphabet. Feucht-fröhliche Studien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
Roe, Edwin P., Wie sich jemand in seine Frau verliebt. Eine amerikanische Dorfgeschichte. 20 Pf.
Roehl, Freilichtbilder. Humoresken. 20 Pf.
Sailer, Ausgewählte Possen in schwäbischer Mundart. 20 Pf.
Saphir, Meine Memoiren und anderes. 20 Pf.
—, Humoristische Vorlesungen. 3 Bde. à 20 Pf.
—, Humorist.-satir. Novelletten und Bluetten. 40 Pf.
Schlicht, Frhr. von, Militaria. Heitere Soldatengeschichten. 20 Pf.

Schnadahüpfl, Tausend. Gesammelt und mit Einleitung, erklärendem Wörterverzeichnisse und acht Singweisen herausgegeben von Fritz Gundlach. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Schöne, Hermann, Aus den Lehr- und Flegeljahren eines alten Schauspielers. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
—, Theaterluft. Humoresken. 20 Pf.
— Welt und Scheinwelt. Humoresken. 20 Pf.
Schönthan, Franz und Paul von, Kleine Humoresken. 4 Bde. à 20 Pf.
—, **Paul von,** Kindermund. Gesammelte Aussprüche und Szenen aus dem Kinderleben. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Kinder von heute. Humoristisches aus d. modernen Kinderleben. 20 Pf.
—, Der Kuß. Gereimtes und Ungereimtes über den Kuß. 20 Pf. Geb. 60 Pf.
Schröder, Willem, De Plattdüdsche Sprückwörder-Schatz, d. i. Dusend plattdüdsche Sprückwörders van A — Z, Ostfresische, Oldenborgsche, Hannoversche, Holsteensche, Mecklenbörgische u. A. En spaßig un lehrriek Book för lütje un groote Lühde. 20 Pf.
—, Plattdüdsche Leeder und Döntjes. 20 Pf.
—, W. und A., Humoresken. 7 Bde. à 20 Pf. [leben. 20 Pf.
Sienkiewicz, H., Die Dritte. Eine heitere Erzählung aus dem Künstler-
Stell, Lustigi Thurgauer G'schichte. 20 Pf.
—, Studentenrache und andere heitere Geschichten. 20 Pf.
Stenglin, Felix von, In heiterer Laune. Humoresken. 20 Pf.
Sterne, Laurence, Empfindsame Reise durch Frankreich und Italien. 20 Pf. — Geb. 60 Pf.
—, Leben und Meinungen des Herrn Tristram Shandy. 1 M. — Geb. 1 M. 50 Pf.
Tagebuch eines bösen Buben. 40 Pf. — Geb. 80 Pf.
Tann-Bergler, Ottokar, Alt-Wiener Ränke und Schwänke. 20 Pf.
Tewfik, Mehemed, Die Schwänke des Naßr-ed-din und Buadem. 20 Pf.
Tillier, Claude, Mein Onkel Benjamin. Sozial-Roman. 40 Pf.
Torn, Teo von, Offiziersgeschichten. Humoresken. 3 Bde. à 20 Pf.
Vacano, E. M., Humbug. Eine wunderliche Historie. 20 Pf.
—, Komödianten. Erzählung. 20 Pf.
Velde, C. F. van der, Das Liebhaber-Theater. Humoreske aus dem ersten Zehntel des 19. Jahrhunderts. 20 Pf.
Viola, Max, Die Nadel der Kleopatra u. andere Humoresken. 20 Pf.
Volger, Eduard, Allerhand Dummheiten. 20 Pf.
Webers Demokritos. 1. Bd.: Das Lachen. 2. Bd. Was ist lächerlich? 3. Bd.: Das Weib. 4. Bd. Der Humor. 5. Bd.: Der Witz. 6. Bd.: Das Temperament. à Bd. 20 Pf.
Weisflog, Das große Los. In etlichen anmutigen Historien. 20 Pf.
Weiß, Julian, Von der heiteren Seite. Deutsche Humoresken aus Ungarn. 20 Pf.
Wolzogen, Alfred Freiherr von, Zwei Humoresken. (Die Unke. — Lori.) 20 Pf.
Zachariä, J. F. Wilh., Der Renommist. 20 Pf.
Zeitler, Rudolf, Jagdgeschichten. 20 Pf.
Zschokke, Heinrich, Tantchen Rosmarin. — Das blaue Wunder. 20 Pf.

Militärische Humoresken

von

Philipp Lenz.

Fünftes Bändchen.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Der Säbel.

Borsig, durchaus nicht zu verwechseln mit einem gewissen Borsig in Berlin, war Unteroffizier du jour. Es passierte ihm das so oft, wie es jedem andern ehrenwerten Unteroffizier passiert, und er nahm es daher hin, weil es nicht anders sein konnte, obgleich er sich jedesmal fürchterlich dabei langweilte. Um dieser Langenweile in etwas zu begegnen, suchte er, wenn er so in den Ställen umherging, harmlose Unterhaltungen und allerlei Beschäftigungen auf. Zu den harmlosen Unterhaltungen gehörte zum Beispiel, mit Peter, der Stallkatze, spielen oder irgend einem Gaul zugucken, der in dem Rufe stand, ein Spaßmacher zu sein oder mit jemand in einer sicheren Ecke 66 löffeln, die Karte (zu 7 Points) à 1 Dreier. Seine Beschäftigungen bestanden darin: den Stallgang zu kehren — das that er sehr gerne — kleine Rinnen zu graben, in denen das vor den Ställen sich ansammelnde Wasser nach dem Misthaufen hin ablaufen konnte — das that er mit Vorliebe — und endlich: Häcksel zu schneiden — dafür hatte er eine Leidenschaft.

Nun war ein schöner Sommermorgen — was zwar an sich für diese Geschichte von keiner besonderen Bedeutung ist, aber doch von uns angeführt werden soll; sagen wir: der größern Gemütlichkeit halber.

Borsig stand unter der Mittelthür des Stalles Nr. 1, der Art Scheune gegenüber, in welcher die Heu- und Hafervorräte lagerten, und schaute den Sperlingen zu, welche sich auf dem Platze zwischen dem Stall Nr. 1 und dieser Art Scheune um einige anderthalb Dutzend Haferkörner

zankten, wie man das so oft bei Sperlingen findet und jeder, der's noch nicht gesehen haben sollte, leicht kennen lernen kann, wenn er nur einmal an Droschkenhalteplätzen oder wo sonst Pferde stehn oder gestanden haben, Achtung giebt; es ist ganz amüsant. Auch Borsig fand es amüsant; denn er schaute mit regem Interesse zu und war gerade im Begriff, zu Gunsten eines armen Spatzen, der von den andern immer arg gebissen wurde, zu intervenieren, als plötzlich gewisse Töne an sein Ohr drangen.

Er horchte auf, rekognoszierte diese gewissen Töne, nickte befriedigt und schritt — die dummen Vögel meinten, es gälte ihnen und flatterten, tapfer piepsend, auf das nächste Dach — nach der Scheune hinüber. Richtig, da wurde Häcksel geschnitten. Der Dragoner Sobel hatte sich die Jacke ausgezogen und arbeitete in Hemdsärmeln — wenn man von Hemdsärmeln bei jemand sprechen darf, der keine Weste trägt — an der Häcksellade; er war sehr geschickt darin.

Borsig trat näher, sah einen Augenblick zu; dann sagte er: „Lassen Sie mich mal 'ran." Bereitwillig machte Sobel seinem Vorgesetzten Platz, und dieser nahm nun seine Stelle ein. Wenn man aber den Helm auf dem Kopfe, das Bandelier umgehängt und namentlich den Säbel an der Seite hat, läßt sich schlecht Häcksel schneiden; der Säbel vor allen Dingen ist unbequem. Darum schnallte sich Borsig gleich nach den ersten Tritten die Plempe ab und reichte Sobel den Säbel, der ihn in eine Ecke stellte. Bald darauf schob er sich auch den Helm vom Kopfe, der in das weiche Stroh fiel, und konnte nun freier und leichter arbeiten. Nur das Bandelier behielt er an und ließ es ruhig auf seinem Rücken auf und ab tanzen. Erst schnitt Borsig etwas hastig und unegal, bald aber kam er in das richtige Tempo und schnitt ruhig, gleichmäßig, aber doch schnell.

Er war gerade im besten Zuge und dachte noch gar nicht an aufhören, als jemand kam und meldete, der Ritt-

meister verlange nach ihm. Sehr ungern gab Borsig seine Arbeit auf, wischte sich den Schweiß vom Antlitz, strich sich das durch die Erschütterung beim Treten in Unordnung geratene Haar von der Stirn und griff nach seinem Helm, den er, bereits im Fortgehen begriffen, wieder aufsetzte. Als er in den Stall kam, langte er in die Ecke neben der Thür, in welche er gewöhnlich seinen Säbel zu stellen pflegte, wenn er denselben im Stalle abschnallte, fand ihn natürlich nicht und erinnerte sich, daß er die Plempe drüben in der Scheune abgenommen habe. Er sah sich um, ob Sobel vielleicht drüben an der Thür sei, damit er ihm seine Hau- und Stechwaffe hinüberbringe; aber Sobel war schon wieder beim Häckselschneiden, und da es ihm zu unbequem war, noch einmal wieder hinüberzugehen: so nahm er ohne Umstände den ersten besten Säbel, der an einem Pfosten hing, gürtete ihn sich um, schob dann auch das Bandelier zurecht, knüpfte es fest und ging dann zum Rittmeister.

Der betreffende Säbel, den er sich geliehn, war Eigentum des Dragoners Milchner, das heißt: er war eigentlich Eigentum Seiner Majestät und der Dragoner Milchner hatte ihn nur zar Benutzung überliefert erhalten, für die Dauer seiner Dienstzeit und um das Vaterland damit zu verteidigen, so es in Gefahr geraten sollte. Unteroffiziere tragen schwarz-weiße Faustriemen (bei den Preußen; bei den Sachsen sind sie grün-weiß, bei den Bayern weißblau); die gemeinen Kavalleristen haben solche von verschiedenen Farben, je nach der Schwadron. Milchners Faustriemen war weiß; er stand bei der ersten Eskadron.

Borsig kümmerte sich nicht viel um den Unterschied in den Farben und daß er weiß an seinem Säbel hatte, statt schwarz-weiß. Er war nicht so versessen auf seine Chargenabzeichen wie einige es sind. Im schlimmsten Falle konnte der Rittmeister es bemerken und schelten, weil niemand die Waffen eines andern benutzen soll; aber dann konnte Borsig sich leicht mit einer Verwechslung entschuldigen. Unter

uns: er machte sich nicht viel aus den Strafreden seiner Vorgesetzten — da hätte man sich viel zu ärgern beim Militär, wenn man das wollte; er hörte sie an, und wenn er sich umgedreht hatte, hatte er sie auch schon vergessen oder dachte absichtlich nicht mehr an sie, sondern ging mit Gemütsruhe ans Graben von Regenrinnen oder zum Häckselschneiden.

Der Rittmeister wollte den Unteroffizier nur auf das Regimentsbureau schicken, wo er eine Meldung machen und weitere Befehle erwarten sollte — was für welche sagte der Rittmeister nicht. Borsig nahm das abzugebende Papier in Empfang, sagte: „Zu Befehl, Herr Rittmeister!!!" — er sagte es wirklich so kräftig, daß drei Ausrufungszeichen nötig sind — vollführte eine prachtvolle Wendung (natürlich mit dem linken Fuße) und stampfte mit dem rechten, indem er ihn beisetzte, auf, daß es dröhnte; darauf trat er (wieder mit dem linken Fuße) an und schritt fort.

„Ein prächtiger Mann, ausgezeichneter Unteroffizier," meinte der Rittmeister bei sich. Ja — er hatte nicht gesehn, daß der prächtige Mann, der ausgezeichnete Unteroffizier, einen falschen Säbel trug und nicht einmal einen richtigen Unteroffiziers-Faustriemen daran hatte, sondern nur einen Gemeinen-Faustriemen!

Borsig ging erst in schnellem militärischen Tempo bis zur nächsten Ecke, nachdem er um die Ecke herum war, ging er langsamer und gemächlicher — der Rittmeister konnte ihn jetzt nicht mehr sehn. Er nahm den Säbel bequem unter den Arm, ließ sich von einem ihm begegnenden Einjährigen eine Cigarre schenken und hielt den Einjährigen auch noch damit auf, ihm Feuer zu verschaffen. Ohne sich im geringsten zu übereilen, schlug er dann eine stille Seitengasse ein, die zwar nicht direkt zum Regimentsbureau hinführte, auf welcher man aber jedenfalls noch vor Untergang der Welt und wahrscheinlich noch vor dem Mittagsessen zu ihm hinkam. In einer Seitengasse geht sich's

erstens besser, und zweitens trifft man dort nicht so viele Offiziere, die alle gerne gegrüßt sein wollen und es leicht übel nehmen, wenn man es nicht thut.

Borsig wußte noch einen dritten Grund, warum er nicht den nächsten Weg wählte. Er dachte nämlich — und das ist eine Eigentümlichkeit aller Boten — er käme nicht zu spät, wenn er sich erst einen kleinen Frühtrunk gönne, und gerade in dieser Seitenstraße kannte er eine Kneipe, wo er gerne trank, nicht nur in der Frühe, sondern auch mittags und namentlich gerne abends. Zu der Kneipe gehörte ein Garten; in den setzte er sich und ließ sich ein Glas Bier geben. Den Helm etwas zurückgeschoben, den Säbel zwischen den Knieen auf die Erde gestemmt, die Hände auf den Säbelkorb und auf die Hände sein Kinn gestützt, betrachtete er die idyllische Ruhe und den tiefen Frieden um sich her. Wohl stieg der Wunsch in ihm auf, er könnte den ganzen Tag hier sitzen in der milden frischen Luft, statt zwischen den langweiligen Ställen herumlaufen zu müssen; aber da fiel ihm auch wieder ein, wenn er heute nicht Unteroffizier du jour wäre, hätte der Rittmeister ihn auch nicht fortgeschickt, könnte er sich hier jetzt nicht an einem Glase Bier erquicken, sondern müßte mit der Schwadron nach der Haide reiten zum Exerzieren. Nein, er wollte doch lieber damit zufrieden sein, wie der liebe Gott in seiner Weisheit es eingerichtet hatte und keinen thörichten Wünschen nachhängen.

Indem er so vernünftig philosophierte, spielte er mit seinem Faustriemen und erinnerte sich, daß er ganz vergessen hatte, den ohne Befragung des Eigentümers geliehenen Säbel wieder an den alten Platz zu hängen und sich den seinigen aus der Scheune zu holen.

„Hm," dachte er, „der Kerl wird schön nach seinem Säbel suchen." Bedauern über den Fall hegte er übrigens nicht weiter. Hingegen überlegte er, daß es doch vielleicht vorsichtiger wäre, sich vor dem Obersten nicht mit einem

falschen Faustriemen zu zeigen. Der Oberst war genau in solchen Sachen, hatte ein scharfes Auge für sie und nahm niemals Entschuldigungen an. Also was thun — nochmal in den Stall zurückkehren? Man sollte meinen, daß nichts anderes übrig bliebe. Es fiel Borsig gar nicht ein. Er ließ sich vom Zapfjungen Tinte und Feder bringen und zog dicke schräg laufende Querstreifen auf die weiße Trodbel. Eigentlich war die Tinte gar nicht schwarz, sondern irgend so ein grau-blau-braun-rotes chemisches Gemisch, wie sie heutzutage als Tinte benutzt werden; der Stoff des Faustriemens sog indes die Flüssigkeit ein, beförderte ihre Verdunstung und ließ die Streifen binnen kurzem ganz dunkel erscheinen, wenn auch die preußischen Farben schwarz und weiß noch lange nicht herauskamen.

„So,“ sagte Borsig, beschaute sein Werk und ließ den Zapfjungen, der höchst erstaunt zugeguckt hatte, die Tinte wieder forttragen. Der Zapfjunge erlaubte sich die bescheidene Frage, was die Prozedur denn zu bedeuten habe. Borsig gab ihm die vortreffliche und völlig erschöpfende Erklärung: „Das machen wir immer so,“ worauf er sein Bier bezahlte und aufbrach. Der Junge wußte nun Bescheid; er sagte wenigstens: „Ach so,“ und lächelte.

Borsig gab seine Meldung auf dem Regimentsbureau ab und wartete auf weitere Befehle. Der Oberst war noch nicht da, wohl aber die Regimentsschreiber, mit denen er sich die Zeit indessen weit besser vertrieb, als er sie sich mit dem Obersten vertrieben haben würde, wenn der Oberst da gewesen wäre. Als der hohe Offizier endlich erschien, las er die Meldung durch und erteilte dem Überbringer den Bescheid: „Es ist gut, gehn Sie nur wieder nach Hause.“ Borsig ging also wieder nach Hause, das heißt, nach dem Stall. Unterwegs kehrte er noch einmal in der Kneipe, wo er sich die Trodbel an seinem Faustriemen geschwärzt hatte, ein und trank zwei Glas Bier, weil alles so glücklich überstanden war.

Nicht weit von der Kaserne begegnete er der zum Exerzieren ausrückenden Schwadron. Der Rittmeister rief ihn an: Was der Herr Oberst gesagt hätte? — Er solle nur wieder nach Hause gehn. — Weiter nichts? „Zu Befehl nein, Herr Rittmeister!“ Der Rittmeister schien sich zu wundern; dann sagte er ebenfalls: „Es ist gut; gehn Sie nur nach Hause.“ Wieder machte Borsig seine stramme Wendung, setzte den rechten Fuß bei, daß es dröhnte und ging mit militärischem Tritt weiter, worüber der Rittmeister sich schon am Morgen gefreut hatte und worüber er sich jetzt noch einmal freute.

„Ich glaube, der Borsig gäbe einen tüchtigen Wachtmeister — Rademacher wird alt,“ dachte der Rittmeister.

Borsig kam wieder in den Stall, hängte den geliehenen Säbel auf denselben Pfosten, von welchem er ihn herabgenommen, holte sich den eigenen aus der Scheune oder dem Futterhause, wie sie offiziell genannt wurde, und suchte sich sodann einen gemütlichen Platz im Schatten aus, auf dem er eine Cigarre rauchte. Das war zwar verboten; aber wenn man alles nicht thun will, was verboten ist, könnte man zuletzt gar nichts mehr thun, war Borsigs Wahlspruch. Als der Unteroffizier mit seiner Cigarre zu Ende war, wollte er sich eine zweite anstecken, fand aber seinen Vorrat, den er in der Patronentasche bei sich zu führen pflegte, wenn seine Dienstpflicht erforderte, daß er im kompletten Anzuge einherging, bis auf den letzten Rest verbraucht. Einen Einjährigen, der ihm mit einigen Glimmstengeln hätte aushelfen können, gab es nicht auf tausend Schritt — und vielleicht noch weiter — in der Runde. Borsig ärgerte sich nicht deswegen; er wußte schon, was er thun sollte, hängte seinen Säbel ein, nahm einen Besen und kehrte die Stallgänge, alle zusammen, von Stall eins an bis Stall vier.

Damit wollen wir von Borsig Abschied nehmen und etwas in der Zeit zurückschreiten. Es ist beinahe dreiviertel

auf neun; um neun soll die Schwadron zum Ausrücken nach dem Exerzierplatz bereit stehen.

Der Dragoner Milchner kommt in den Stall, um zu satteln; wie gewöhnlich kommt er etwas spät, und sein Berittsunteroffizier schreit ihn deswegen an. Milchner ist aber eine Natur, die kein Anschreien vertragen kann, wird hitzig, will alles schnell machen und kommt nun natürlich gar nicht zu Stande.

„Rausführen!“ brüllt der Wachtmeister in die Ställe hinein. Milchner ist eben mit Satteln fertig geworden; nun soll er noch sein komplettes Zeug anlegen, den Gaul äußerlich sauber machen und auch sich noch abbürsten und abputzen.

„Sind Sie denn noch nicht fertig, alter Trödelfritze!“ schilt der Wachtmeister; er meinte Milchner. Um so zu thun, als ob er fertig wäre, setzt Milchner sich den Helm auf und hängt das Bandelier um. Währenddessen verschwindet der Wachtmeister wieder. Nun zieht er seinen Gaul mit fieberhafter Eile aus dem Stand, säubert ihm Mähne und Schweif von Stroh, wäscht die Hufe mit etwas schmutzigem Wasser, das in irgend einem Stalleimer stehn geblieben ist, ab, bürstet ein paar Sekunden an sich selber herum und will nun seinen Säbel umschnallen.

Der Säbel hängt nicht mehr am Pfosten! Es überrascht ihn; er erinnert sich ganz genau, ihn dort aufgehängt zu haben — ob er ihn doch in irgend eine Ecke gestellt hat, ob er heruntergefallen ist, jemand ihn aufhob und an einen andern Platz hängte? Er fängt an zu suchen. Kein Säbel zu finden! Jemand muß ihm denselben aus Niederträchtigkeit versteckt haben. In Todesangst durchläuft er den ganzen Stall, alle anderen Ställe und späht und fragt nach seinem Säbel, nach irgend einem Säbel — ihm ganz gleich. Kein Säbel da — kein Säbel da! Er kehrt in den ersten Stall zurück. Er wühlt die Streu auf, ob sein Säbel darunter liege; er rennt in wahnsinniger Verzweiflung

umher und weint. Wer sollte aber seinen Säbel versteckt haben? Unsinn daran zu denken! Nein, gewiß hatte jemand den eigenen oben in der Kaserne vergessen, war zu faul sich ihn zu holen oder hatte keine Zeit mehr dazu gehabt und nahm nun gewissenlos den ersten besten, den er fand und machte einen unschuldigen Kameraden unglücklich!

Milchners Berittsunteroffizier kommt in den Stall, wo schon niemand mehr sich noch aufhält außer Milcher, und schreit: „Führen Sie 'raus der Milchner oder —!" Der geängstigte Soldat, der vor Zittern und Beben nicht weiß, was er thun soll und ganz wie geistesabwesend in völligster Ratlosigkeit vergebens nach einem rettenden Engel betet, holt, mechanisch dem Befehl gehorchend, seinen Gaul wieder aus einem Stand heraus, in welchen derselbe sich während der Zeit, da sein Herr dem Säbel nachstöberte und er unbeaufsichtigt war, gemütlich niedergelegt und an der einen Seite ganz und gar schmutzig gemacht hatte. Milchner sieht es gar nicht; das ist nur eine Kleinigkeit.

„Nun, wird es bald!" donnert der Unteroffizier von neuem. „Na — ich melde Sie jetzt!" damit ging er fort.

Im Stalle bleiben kann Milchner nicht; er muß hinaus, sein Unglück dem Wachtmeister melden und erdulden, was über ihn verhängt wird, wenn es nicht gelingt, den wirklich Schuldigen herauszufinden. Jeder Säbel hat seine bestimmte Nummer und jeder Mann bekanntlich seine bestimmte Waffe, sodaß bei einer Nachsuchung der Frevler ohne Frage entdeckt werden muß!

Der Dragoner Sobel hat im Futterhause drüben das Schreien gehört und kommt in den Stall hinüber, zu sehn, ob er vielleicht jemand helfen kann, der mit dem Satteln nicht fertig geworden ist oder dem sonst was fehlt.

„Um Gottes willen, Sobel, hast du keinen Säbel für mich!" spricht Milchner ihn mit flehender Stimme an. „Mein Säbel ist mir fortgenommen worden."

„Dein Säbel ist fort — wie ist das möglich?" fragt

Sobel, der übrigens mit schnellem Blick die Situation übersieht. „Stell dir man ruhig mit in die Reihe hinein," riet er dem Kameraden, „und sag nichts, bis der Wachtmeister neben dich ist. Ich will schnell in die Kaserne laufen und dich deinen Säbel holen oder irgend einen anderen." Sobel läuft fort. Etwas beruhigter, aber doch mit furchtbarem Herzklopfen führt Milchner hinaus.

Er kommt eben noch zur rechten Zeit, um vor dem Kommando: „Aufsitzen!" sich an seinen Platz in der Schwadronsfront drängen zu können, was ohne leises Fluchen, Schelten und Stoßen von seiten der Kameraden, die er belästigt, nicht abgeht. Glücklicherweise merkt niemand seine Verspätung. Die Unteroffiziere bilden ihre eigene Linie und kehren der Front den Rücken zu; die Offiziere plaudern zusammen, und der Gefährlichste, der Wachtmeister, hat an irgend einem Punkt, zwanzig Rotten von Milchner entfernt, bei irgend einem Dragoner irgend was zu räsonnieren.

„Na, du kannst dir gratulieren," meint sein Nachbar, der Gefreite Kiel, zu Milchner. „Der Wachtmeister is schon vorbeigegangen. Nu wird bei dir gar nich nachgesehn. Von den andern haben fünf Stück Strafwachen bekommen, da wärst du auch dabei gewesen; denn bei dich is immer was nich in Ordnung." Milchner antwortet gar nicht. Er atmet tief und schwer. Er findet, Sobel bleibt sehr lange!

Der Rittmeister sprengt daher. „Aufgesessen!" ertönt sein lautes Kommando. Säbel rasseln, Steigbügel klirren; die Pferde pusten und keuchen, wie des Reiters Last sich auf sie senkt; einige treten unruhig hin und her. Aber alles das ist nur ein kurzer Moment. Gleich darauf steht die Front wieder starr, ruhig und ausgerichtet da. Aber dem Rittmeister ist's nicht schnell genug gegangen. Er donnerwettert. „Abgesessen! — Aufgesessen!" kommandiert er. „Noch immer zu langsam, zu träge, zu schlafmützig!" kritisiert er die Leistung seiner Dragoner. „Der eine Kerl da ist gleichsam auf seinen Gaul hinaufgekrochen. Aber warte,

ich werde ihn mir schon merken!" Der eine Kerl ist Milchner. „Pferde gerade stellen, Leute!" fängt er wieder an, nachdem er die Front einen Augenblick lang gemustert hat. „Was ist das für eine Nachlässigkeit! Könnt wohl nicht einmal mehr eure Pferde regieren, habt keine Kraft in den Beinen! Der dritte Mann von oben — Kerl, dein alter lahmer Schimmel bildet ja einen rechten Winkel mit seinem Nebengaul; du brauchst nicht der Breite nach in der Front zu stehn, wenn alle anderen sich mit einem bescheidenen Plätzchen der Länge nach begnügen. Kreuzsakerment — —!" Er will auf den dritten Mann zureiten, als es diesem glücklich noch gelingt, seinen Schimmel dazu zu bewegen, daß er sich gerade stellt; wäre es ihm nicht gelungen, so hätte er für den Schimmel büßen müssen. „Endlich!" sagt der Rittmeister, läßt nochmals seinen Blick die Schwadron entlang fliegen und bietet ihr dann seinen Gruß: „Guten Morgen, Leute!"

„Guten Morgen, Herr Rittmeister!" schallt es aus hundertfünfzig Kehlen zurück. Der Rittmeister hat die Eigenschaft, daß er seine Schwadron nicht begrüßen kann, ehe sie nicht tadellos vor ihm dasteht.

Sobel ist noch immer nicht da!

„Ober- und Unteroffiziere auf Posten!" ertönt des Rittmeisters Befehl. In der Carriere sausen die Lieutenants vor ihre Züge, die Unteroffiziere auf ihre Plätze in der Front, an die beiden Flügel eines jeden Zuges. „Abzählen zu dreien!" Es wird abgezählt, wobei jeder seine Nummer möglichst laut dem linken Nebenmanne zuschreit. „Zu Dreien rechts brecht ab — marsch!" erschallt das Kommando, und die Schwadron rollt sich als langer Zug auseinander. „Tete rechts schwenkt — marsch!" Es geht vom Platz vor den Ställen in die nächste Straße hinein. An der Ecke faßt der Rittmeister Posten und mustert scharf seine Leute, die zu drei und drei nebeneinander in strammer Haltung an ihm vorüberreiten.

„Daß Sie mir heute gut aufpassen und nicht träumen!" ruft er Milchner bei dieser Gelegenheit zu und hat auch noch für manchen sonst eine teils ermahnende, teils den Betreffenden etwas niederdrückende Bemerkung. Als der letzte Mann an ihm vorbei ist, giebt er seinem Fuchs die Sporen und sprengt über das Straßenpflaster, daß die Funken sprühen, an die Spitze der Schwadron.

Milchner hat wohl gehört, daß der Rittmeister ihm etwas gesagt hat, aber nichts verstanden. Er hat nur Sobel gesehn, Sobel, der mit einem Säbel unter dem Arme von der Kaserne daher kam — zu spät!

Milchner hat Nummer zwei; er reitet zwischen dem Einjährigen Schellhorn und dem Gefreiten Kiel. Er will aus dem Gliede brechen, sich melden — vielleicht kommt er noch mit einem Donnerwetter davon. Er zerrt sein Pferd an den Zügeln, um es aus der Reihe zu biegen; aber das Tier sieht keinen Grund hierfür ein, sondern biegt nur den Kopf und schreitet ruhig weiter.

„Kiel — Einjähriger!" ruft Milchner halblaut, „laßt mich durch, ich muß hinaus." Keiner von den beiden rührt sich; nur Kiel flüstert leise: „Sei still — sitz ruhig!"

„Ich muß aber, um Gottes willen — ich muß!" Milchner versucht den Gefreiten beiseite zu drängen, damit er hinaus kann. Der Gefreite drückt mit seinem Pferde gegen und bleibt in der Reihe.

Der die Schwadron schließende Lieutenant kommt herzu. „Was ist denn das für eine Unruhe hier, wenn stillgesessen kommandiert ist!" schilt er. „Der mittelste Kerl räkelt sich in einem fort herum und schwatzt nach rechts und nach links."

„Herr Lieutenant —"

„Halten Sie das Maul! Stillgesessen — sonst!"

Milchner darf nicht wagen sich zu rühren. Den ganzen Weg durch die Stadt beobachtet ihn der Offizier.

Vor dem Thor wird: „Rührt euch!" kommandiert. Die

Dragoner machen es sich gemütlicher, strecken die Beine, halten die Zügel nachlässiger, holen Frühstücksbrötchen aus den Rocktaschen, trinken Cognac, plaudern und zünden sich Cigarren an.

„So, Milchner,“ sagt der Lieutenant, „nun können Sie sich räkeln so viel Sie wollen,“ und trabt dann nach vorne an die Tete zu seinen Kameraden.

„Kiel, Kiel!“ redet Milchner seinen Nachbar an.

„Na, was giebt's?“

„Kiel, ich — ich hab keinen Säbel.“

Seinen Ohren traut er, der Gefreite, nicht; er sieht nach Milchners Seite — — reitet der Kerl da neben ihm ohne Säbel zum Exerzieren. So was ist ihm noch nicht vorgekommen. Er weiß gar nicht, was er sagen soll. Er fühlt unwillkürlich dahin bei Milchner, wo der Säbel sitzen soll.

„Ne,“ sagt er, „Milchner, ich begreife dir nicht. Du hast vergessen deinen Säbel umzuschnallen. Wie kann das möglich sein? Ich begreif das nicht!“

„Es hat mir einer meinen Säbel weggenommen,“ klagt Milchner, und die Thränen rollen ihm dabei über die Backen.

„Deinen Säbel weggenommen! Wer sollte das thun.“

„Ja, doch!“ Und nun erzählt er die traurige Geschichte. „Was soll ich jetzt anfangen, Kiel, was soll ich jetzt anfangen — sag es mir.“

„Was du anfangen sollst? Reite gleich zum Wachtmeister hin und melde dich.“

„Ach, ich krieg gewiß Arrest, strengen Arrest — was, Kiel?“

„Ohne Arrest wird's wohl nicht abgehen. Aber das kann man vorher noch nicht so genau wissen. Vielleicht wird's nicht so schlimm. Weshalb hast du dir denn nicht schon längst gemeldet, ehe abgeritten wurde. Da hätt der Wachtmeister bloß geschimpft und dir fortgeschickt, damit du dir einen andern Säbel holst oder er hätt auch nachgesehn, wer deinen genommen hat.“

„Ich konnt ja nicht, Kiel. Erst wollt der Sobel mich einen Säbel bringen und darum stellt ich mich ruhig ins Glied. Und nachher, da war immer Stillgesessen kommandiert und ich durfte mir nicht rühren.“

Unterdessen haben auch andere gemerkt, was Milchner passiert ist, das Gerücht von der unglaublichen Geschichte verbreitet sich immer weiter und weiter und erregt unglaubliches Gelächter. Böse Buben necken ihn: „Milchmann“ — so nennen sie Milchner. — „Wo hast du denn deinen Säbel gelassen? — Milchmann ficht heute bloß mit der Hand. — Milchmann hat heute lieber sein Taschenmesser mitgenommen, das ist leichter!“ Unteroffiziere kommen zum Besuch und lassen sich die Geschichte erzählen, wollen sich halbtot lachen, prophezeien ihm eine schöne Bescherung vom Rittmeister und halten ihn auf diese Weise ab, sich beim Wachtmeister selber anzugeben.

Der Rittmeister, Graf von Campen, liebt es, auf dem Wege zum Exerzierplatz allerlei kleine Übungen vorzunehmen. Plötzlich kommandiert er: „Stillgesessen!“ die beiden Unteroffiziere, die gerade bei Milchner reiten, kehren schleunigst auf ihre Plätze zurück, und Milchner ist abermals an seiner Meldung verhindert.

Der Graf läßt zu Einem abbrechen und Hiebe hauen. „Ich werde mich jetzt da oben, wo die drei Pappeln sind, hinstellen!“ ruft er, „und wenn ihr an mir vorbeikommt, schlägt jeder einen Hieb zur Erde, aber kräftig, das bitte ich mir aus. Eskadron . . . Teeeraaab! flott getrabt, Jungens, wenn auch der Gaul euch ein bißchen wirft, das schadet den Eingeweiden nichts!“ Er selber saust im Galopp nach dem von ihm bestimmten Punkte voraus.

Die Dragoner reiten vorüber, den einen lobt, den andern tadelt er. „Sand will ich sehn, Sand muß fliegen, so sollt ihr in die Erde hauen!“ schreit der Rittmeister. Der Einjährige Schellhorn haut mit der Klinge auf den Boden, daß es nur so stiebt; der schlaue Patron hat ab-

sichtlich die Klinge flachgehalten. „Gut gemacht, Schellhorn, gut gemacht!“ der Rittmeister sieht Schellhorn noch ein Stückchen nach. Hinter Schellhorn kommt Milchner; der unglückliche Kerl beugt sich so tief er nur irgend kann nach rechts von seinem Pferde und ahmt mit dem Arme die Gebärde des Schlagens nach. „Ach, Milchner — Sie sind mit Ihrem Säbel gar nicht einmal bis auf die Erde gekommen!“ ruft der Graf. „Noch 'mal!“ Und in dem festen Glauben, Milchner würde noch 'mal schlagen, wendet er den Blick auf den Gefreiten Kiel, der jetzt vorbeitrabt. Er ist zufrieden mit dem Gefreiten Kiel. Als die ganze Schwadron vorüber ist, befiehlt er wieder zu dreien aufzurücken. Beim Vorübersprengen an die Spitze erzählt er Milchner noch 'mal, daß er sehr schlecht geschlagen habe.

„Du bist mir aber ein Bruder,“ sagt Gefreiter Kiel zu Milchner. „Machst Zurerdehieb ohne Säbel. Das kann nicht jeder, wahrhaftig nicht, da möchte ich darauf schwören!“ Der Einjährige ist gleichfalls voll von Bewunderung. „Passen Sie 'mal auf, Sie kommen glücklich durch,“ meint er. „Wenn einem das Bandelier schief sitzt, wird es sofort gemerkt, aber daß man keinen Säbel haben könnte, daran denken weder Wachtmeister noch Rittmeister.“

„Meinen Sie wirklich, daß ich durchkomme?“ fragt Milchner ängstlich interessiert.

„Auf alle Fälle,“ versichert der Einjährige, und der Gefreite fängt an, eine Menge Geschichten zu erzählen, wie Wachtmeister und Rittmeister die großartigsten Nachlässigkeiten nicht gesehen hätten. Natürlich, die beiden schlechten Menschen versprechen sich einen großen Spaß von der Geschichte, wenn der Graf die Monstrosität selber entdeckt, was nur eine Frage der Zeit sein konnte, als wenn Milchner sie selber angiebt.

Die Schwadron bog auf den großen Exerzierplatz ein, wo die vier anderen Eskadronen des Regiments bereits manövrierten. Zuerst wurde Front gebildet und genau aus-

gerichtet. Dann kommandierte Campen: „Gewehr auf!“ und die blanken Säbel flogen aus den Scheiden. Nur Milchner hatte keinen Säbel zu ziehen; er war im dritten Zug der sechste Mann; Sergeant Grün kommandierte diesen dritten Zug. Er wußte auch schon, was der gute Milchner fertig gebracht hatte; aber behielt es noch für sich; zum Melden war immer Zeit später. Aber war denn der Rittmeister blind? Sah er nicht, daß ein Mann in seiner Schwadron ohne Säbel auf dem Gaule saß? Ob Milchner vielleicht irgendwoher einen Säbel bekommen hatte — Gott mochte wissen von wem? Leider durfte der Sergeant sich nicht umblicken, sondern mußte diese Fragen unbeantwortet bei sich im Busen tragen.

Der Rittmeister ließ Züge formieren, ließ traben, galoppieren, alle erdenklichen Formationen bilden, Gewehr einstecken, wieder aufnehmen, Schritt reiten, fluchte, schalt, drohte, erteilte Arrest, entdeckte das kleinste Versehn — aber daß der Herr Dragoner Milchner ohne Säbel exerzierte, entdeckte er nicht. Milchner wunderte sich selber darüber. Er wollte es jetzt darauf ankommen lassen. Größer konnte die Strafe doch nicht werden, ob er nun selber seine Schuld bekannte oder ob der Graf sie entdeckte.

Wenn beim Militär jemand irgend etwas Ungeheuerliches ausfrißt, das nicht gerade ein großes Verbrechen oder ehrenrührig ist, so macht es sich jeder zur Pflicht, ihm durchzuhelfen, und namentlich würde es gleichsam für die Verletzung eines Heiligen gelten, wenn man den Betreffenden, falls er Aussicht hat, ohne Strafe durchzuschlüpfen, aus Bosheit ins Malheur brächte; natürlich giebt es einige, die daran Vergnügen finden. Bei Milchners Schwadron gab es niemand der Art. Es machte den Unteroffizieren im Gegenteil ein Heidenvergnügen, daß der Rittmeister so blind war und nichts merkte, und es würde ihnen ein dreifaches Heidenvergnügen bereitet haben, wenn Milchner unangefochten, ohne abgefaßt zu sein, vor den Ställen wieder

absitzen könnte. Das war viel mehr wert als die schönste Strafpredigt des Rittmeisters, durch welche er Milchner das Abscheulichste und Fatalste anwünschte, was einen Menschen nur treffen kann.

Nach einer Stunde gönnte Campen den Pferden eine Erholungspause, den Pferden, nicht den Leuten. Er kommandierte: „Zu einem rechts brecht ab!“ Jeder sollte im Schritt mit angefaßtem Gewehr an ihm vorüber defilieren und dann sein Tier nach Belieben langsam hin und her reiten — natürlich nicht vom Exerzierplatz weg; wer die Geschichte so verstanden hätte, wäre sehr dumm gewesen — bis wieder zum Sammeln geblasen wurde.

„Nu platzt die Bombe,“ dachten alle, die in das monströse Faktum eingeweiht waren; der Wachtmeister gehörte noch nicht zu diesen. Er hielt links hinter seinem Chef, sein großes Notizbuch aufgeschlagen in der Hand, bereit, jeden zum Nachexerzieren zu Fuß (heute Nachmittag von fünf bis halb sieben — ein schönes Vergnügen im Sommer) aufzunotieren, den der Rittmeister ihm nennen würde.

Milchner schwitzte kalte Blutstropfen vor Angst; aber es half nichts, er mußte auch mit zu Einem abbrechen.

„Reiten Sie um Gottes willen zum Herrn Grafen hin und melden Sie, daß Sie ohne Säbel sind; ich rate es Ihnen zum Guten,“ sagte der Sergeant Grün zu Milchner; allein Milchner fand nicht den nötigen Mut dazu. Wohl flehte er: „O bitte, bitte, Herr Sergeant, helfen Sie mir“ — aber es war ihm nicht zu helfen. Der Sergeant hatte ihm den einzigen Weg gewiesen, der vielleicht seine Strafe noch mildern konnte.

Er wollte sich beiseite drücken, gar nicht bei dem Rittmeister vorbeireiten; aber das durfte Grün nicht leiden. „Jetzt nur vorwärts!“ befahl er. „Jetzt ist alles Klagen zu spät. Jetzt müssen Sie ausessen, was Sie sich eingebrockt haben durch Ihre Nachlässigkeit.“

Und Milchner ritt ab.

„Wachtmeister!“ wandte sich der Rittmeister an den hinter ihm Haltenden. „Das ist doch der Milchner, der daher kommt?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“

„Fällt Ihnen was an Milchner auf, Wachtmeister?“

Der Wachtmeister sah genau hin. „Ich glaube, der Kerl hat gar keinen Säbel — — wahrhaftig, er hat keinen um.“

„Das habe ich auch bemerkt. Was das wohl bedeuten mag, Wachtmeister?“

Der Wachtmeister wußte es nicht.

„Milchner, Milchner! komm 'mal her, mein Sohn!“ rief Graf von Campen.

Nicht ohne Mühe gelang es dem Beklagenswerten, sein Pferd aus der langen Linie herauszubringen und als er es herausgebracht hatte, mochte der Gefreite Kiel thun, was er wollte, sein Fuchs schloß sich Milchners Braunem an und erschien, mit seinem Reiter auf dem Rücken, ebenfalls vor dem Rittmeister.

„Nu, Gefreiter,“ bedeutete ihm der Graf, „Sie habe ich nicht mit gemeint; ich brauche Sie nicht zu meiner kleinen Unterhaltung mit Milchner, wahrhaftig, Sie brauchen mir nicht dabei zu helfen, ich werde schon allein mit ihm fertig. Reiten Sie, bitte, nur wieder an Ihren Platz.“

Gefreiter Kiel schämte sich entsetzlich über diese offenbare Verhöhnung; er zog und zerrte am Zügel — aber der Fuchs war neugierig und wich nicht.

„Hören Sie 'mal, Gefreiter, Sie werden zudringlich, unverschämt. Ich habe hier etwas Privates mit Herrn Milchner zu bereden. Ich kann keine Unverschämtheit leiden bei Soldaten und habe neulich erst jemand wegen Zudringlichkeit mit Arrest bestraft.“

Kiel wagte in Gegenwart seines Rittmeisters nicht, den malitiösen Fuchs so zu spornieren und zu bearbeiten, wie er sonst gethan, auch nicht die Mittel anzuwenden, durch

welche man den eigensinnigen Bock einzig und allein von der Stelle bringen konnte, wenn er keine Lust dazu hatte; diese Mittel waren aber nämlich das gerade Gegenteil von aller Reitkunst, wie sie beim Militär gelehrt wird und bei königlichen Dienstpferden einzig und allein angewendet werden darf.

Der Wachtmeister legte sich endlich ins Mittel.

„Na, nu süh einer den ollen Gefreiten an! Kann er nich mal mehr den lahmen Gaul regüren — — hottehüh, will he furt!" Und dann hieb er den Fuchs mit dem flachen Säbel über die Hinterschenkel, daß es nur so dampfte. Der Fuchs machte einen Satz und brannte durch.

Kiel hörte noch, wie der Rittmeister ihm nachrief: „He he — halt! In der Carriere zu einem abgebrochen wird erst nachher!"

Währenddessen hatte Milchner ruhig dagehalten.

„Nun," wandte sich der Graf, von der kleinen Scene mit dem Gefreiten innerlich belustigt, an ihn, „Sie haben ja keinen Säbel, Mann."

Weil die Thatsache unbezweifelhaft feststand und nicht zu leugnen war, glaubte Milchner, er könne sich die Bestätigung ersparen. Er irrte sich. Graf Campen verlangte von ihm das volle, unumwundene Zugeständnis, daß er keinen Säbel habe. Milchner drückte es durch die Worte aus:

„Nein, ich habe keinen Säbel, Herr Rittmeister."

„So, und wo haben Sie die Plempe gelassen?" Der Rittmeister war in der That sehr neugierig. Bis jetzt hatte er den Fall noch nicht erlebt, daß er jemand beim Schwadronsexerzieren ohne Säbel attrappierte.

Milchner wußte selber nicht, wie ihm die Antwort in den Mund kam, aber sie kam ihm in den Mund, wie von einem Engel zugeflüstert, und sagte: „Er ist mir vorhin abgefallen."

„Puh, eine ganz einfache prosaische Lösung," dachte der

Rittmeister. „Ist Ihnen abgefallen; da ist Ihnen der Gurt gewiß zu weit gewesen.“

„Es war vorhin, Herr Rittmeister, bei die starke Drängelei!“

„Bei die starke Drängelei,“ sprach der Graf ihm nach. „Was das für ein Deutsch ist! Also bei die starke Drängelei — höre einmal, mein Freund! ein Säbel darf nie abfallen, niemals, auch nicht bei der allerallerallerstärksten Drängelei, wie du es nennst, nicht einmal, wenn man totgeschossen wird. Das wäre eine schöne Bescherung, wenn in einer Schlacht, wo die Drängelei ganz verdammt ist, sage ich Ihnen, mit einem Male allen die Säbel abfallen wollten. Nein, mein Freund! königlich preußische Kavalleriesäbel sind nicht darnach eingerichtet, können gar nicht abfallen und wenn sie es thun, ist allemal der Kerl daran schuld, der ihn sich nicht fest genug umgeschnallt hat. — Wo hast du deinen Säbel verloren?“

Milchner wies nach einer ziemlich unbestimmten, aber von der Schwadron, so weit wie nach den Verhältnissen des Exerzierplatzes möglich, entfernten Gegend. „Da unten,“ sagte er.

„So, also reite 'mal da hinunter, hole deinen Säbel wieder und dann melde dich bei mir. Ich will mir bis dahin überlegen, welche Strafe du haben mußt,“ befahl der Graf, winkte mit der Hand, und Milchner war fürs Erste entlassen.

Ja — nun sollte er einen Säbel wieder suchen, den er gar nicht verloren hatte. Jetzt saß er erst recht schön in der Tinte.

Er dachte an Desertieren. Er glaubte nicht, daß er wieder von da unten, wo er das Unglücks-Mordinstrument verloren haben wollte, zum Rittmeister zurückkommen würde. War es nicht doch besser, er kehrte jetzt gleich wieder um und gestand: „Herr Rittmeister — ich bin überhaupt ohne Säbel ausgerückt?“ Er vermochte es nicht über sich zu

gewinnen, jetzt gar, wo er noch obendrein aufs frechste ins Blaue hineingelogen hatte.

Fürs erste konnte er nichts anderes thun, als sich nach der Stelle hinzubegeben, an welcher ungefähr laut seiner niederträchtigen Schwindelei, die Plempe liegen mußte. Ob er vielleicht glaubte, irgend ein Engel würde ihm da eine in das Gras legen?

Als er an dem Sergeanten Grün vorüberkam, fragte ihn dieser: „Wohin?“ Milchner zeigte trübselig nach der Chaussee zu. „Aha,“ dachte der Sergeant, „er soll nach der Kaserne zurück und sich zum Arrest melden.“

Ungefähr um die gleiche Frist, da Milchner sich von seiner Schwadron abteilte, löste sich auch von der dritten Eskadron ein Dragoner ab. Milchner sah ihn schon von weitem. Wie beneidete und schätzte er diesen Mann glücklich, der gewiß keine Säbel zu suchen brauchte, die er gar nicht verloren hatte.

Jeder der auf dem großen Exerzierplatz ihre Übungen abhaltenden Schwadronen war von Regiments wegen ein bestimmter Platz zugeteilt. Auf der Grenze des Gebietes der dritten Eskadron und derjenigen Schwadron, zu welcher Milchner gehörte, befand sich eine kleine Schanze, die, wer wollte von den Rittmeistern, benutzte, wenn Gefecht zu Fuß gespielt wurde. Auf diesem neutralen Flecken trafen Milchner und der von Eskadron III zusammen; Letzterer hielt schon einen Augenblick daselbst, als Milchner auf ihn zukam.

„Tag, Grützner,“ sagte er. „Was sollst du hier?“

„Tag, Milchner — und du?“

„Ach,“ versetzte der unglückliche Milchner.

„Du sollst wohl auch nach Hause reiten?“ fragte Grützner.

„Nein, ach nein — ich soll — — — denk dich 'mal, Grützner — ach, ich mag es gar nicht erzählen.“

„Verzähle es man,“ ermunterte ihn der andere Dragoner, vom Pferde absteigend.

Milchner stieg zuvor ebenfalls ab, setzte sich neben seinen Kameraden in den Schatten des Walls der kleinen Verschanzung und klagte ihm sein Leid. Grützner war sehr erstaunt. „Ich begreife gar nicht, wie das möglich sein kann," meinte er zu der Geschichte. Aber sie war möglich; sie war ja passiert. „Ich kann dich nicht helfen, Milchner," meinte er weiter. „Ich weiß dir keinen bessern Rat, als du gestehst dem Rittmeister alles. Oder willst du vielleicht sagen, du hättest deinen Säbel hier nicht finden können? Dann läßt er andere suchen, und es kommt doch heraus, muß herauskommen, Milchner; es wissen's auch schon zu viele. Ne, Milchner, das war 'ne furchtbare Dummheit von dich, daß du den Rittmeister erst noch 'was vorgelogen hast."

Milchner gab ihm Recht. „Aber ich konnte es nicht sagen; ich konnte es nicht!" jammerte er.

Grützner war ein guter Kerl; er dachte nach, wie dem Kameraden wohl aus der Patsche zu helfen sein möge; Milchner strengte ebenfalls sein Gehirn an, um einen rettenden Gedanken zu finden; und so saßen die beiden denn geraume Zeit stumm und traurig auf der schönen Haide im Gras.

Plötzlich fuhr Milchner auf.

„Du sollst nach die Kaserne führen?" fragte er.

„Ja, das soll ich."

„Dann gieb mich deinen Säbel, Grützner; Grützner, dann gieb mich deinen Säbel!" rief Milchner und sah Grützner an, wie einen, von dem er sein Urteil, Leben oder Tod, erwarte.

„Meinen Säbel willst du haben — das geht denn doch wohl nicht, Milchner. Das ist mich zu gefährlich, wenn's herauskommt," sagte er.

„Grützner, Grützner — du willst doch wohl nicht, daß ich in Arrest komm, in strengen Arrest! Bitte, bitte, Grützner — gieb mich deinen Säbel!"

Vor Aufregung fing Milchner an zu weinen.

Grützner überlegte. „Aber ich kann doch nicht bloß in Helm und Bandelier durch die Stadt führen, Milchner.“ Milchner bewies ihm haarklein, daß es ginge. „Aber wenn mir nun jemand sieht?“ Es würde ihn keiner sehn; Milchner war so leichtsinnig, seine Seligkeit dafür zu verpfänden. „Und wie krieg ich den Säbel wieder?“

„Ich bringe ihn dich, Grützner, ich bringe ihn zu dir auf deine Stube, verlasse dir darauf.“ Und von neuem flehte er mit den süßesten, schmeichlerischsten Worten.

Grützner wurde bleich; er schnallte den Säbel ab, Milchner ergriff ihn und gürtete seine Hüfte mit der Waffe. O, er hätte niederfallen mögen auf die Kniee und Gott laut danken für seine Gnade — wenn Grützner nicht dabei gewesen wäre; aber laut jubelte und sang er.

Zu noch größerer Freude paßte die Säbelkoppel ausgezeichnet; also nicht darüber einmal durfte der Rittmeister etwas sagen. O, wie frei, wie leicht fühlte sich der gute Milchner.

Er stieg wieder auf sein Pferd, dankte Grützner nochmals mit den herzinnigsten Worten und wollte wieder nach seiner Schwadron reiten. Was der Gefreite Kiel und der Einjährige und der Sergeant Grün und alle die übrigen wohl sagen würden, wenn er mit einem Säbel ankam?

Sein Brauner hatte kaum einige Schritte gemacht, als ihm ein störendes Geklapper auffiel; er hielt an — das Geklapper schwieg; er ritt weiter — das Geklapper bewegte sich mit ihm und er entdeckte nun, daß es von dem Säbel herrührte. Er kehrte zu Grützner zurück. „Dein Säbel klappert ja fürchterlich — was ist denn das?“ fragte er.

„Ja,“ erklärte ihm Grützner, „ich habe neulich 'mal die Schutzblätter aus die Scheide herausgenommen und nu klappert es immer, wenn der Säbel gegen die eiserne Scheide schlägt.“

Milchner fand das höchst unrecht von seinem Kameraden, durfte aber nicht schelten, sondern mußte mit stark

dämpfter Freude, mit dem von einem sehr erheblichen Fehler behafteten Säbel abziehn. Grützner rief ihm noch nach, den Säbel mit Papier in der Scheide festzuklemmen, so mache er's immer; aber Milchner hatte kein Papier.

Milchner ritt durch die aufgelöste Schwadron hindurch, auf den Rittmeister zu. Er hatte richtig geahnt, daß Sergeant Grün und der Gefreite Kiel und der Einjährige Schellhorn und alle die anderen, welche von der Sache wußten, sich beinahe zu Tode über ihn wundern würden; sie wunderten sich, daß Verschiedenen sogar das Maul offen blieb. Der Dragoner Schüller meinte, und zwar im vollsten Ernste: Milchner könne hexen, und Milchner blieb ihm bis zum Nachmittage, wo er den richtigen Zusammenhang erfuhr, eine unheimliche Persönlichkeit.

Graf von Campen nahm gerade vom Lieutenant von Wieburg einen feinen Schnaps an, als Milchner sich bei ihm zurückmeldete. Der Graf besah ihn sich von Kopf bis zu Fuß, im übrigen hatte er zum Erstaunen keine Veranlassung; er hatte fest und sicher erwartet, Milchner würde mit einem Säbel wieder vor ihm erscheinen. Über das Gegenteil wäre er frappiert gewesen.

„Wachtmeister Rademacher!“ rief er. Rademacher galoppierte herbei. Er dachte erst, er solle einen Schnaps abhaben, was wohl zuweilen vorkam, worin er sich aber dieses Mal irrte.

„Wachtmeister, sehn Sie mal nach, ob dem Mann da die Koppel auch ordentlich sitzt,“ befahl Graf Campen. Rademacher placierte sich dicht neben Milchner, fuhr mit der Hand nach dessen Säbelgurt und riß daran, als müsse er tausend Pfund in die Höhe heben.

„Ich begreife nicht, Herr Rittmeister, wie der Säbel abfallen konnte,“ lautete das Resultat seiner Untersuchung.

„Vielleicht hat er die Koppel kürzer geschnallt. Untersuchen Sie 'mal näher,“ meinte der Rittmeister dazu.

„Runter mit dem Säbel!“ befahl Rademacher. Milchner

löste das Schloß. Der Wachtmeister untersuchte näher, um des Grafen Worte zu gebrauchen, untersuchte sehr genau und meldete seinem Chef: „Nein, Herr Rittmeister, ist alles in Ordnung, wie es sein soll."

Nun verlangte Campen, Milchner solle ihm eine Beschreibung liefern, wie der Säbel habe losgehen können. Darauf war Milchner vorbereitet, und er rückte mit der neuen frechen Lüge hervor: bei der großen Drängelei sei des Gefreiten Kiel, seines Nachbarn, Säbelscheide in die Höhe gedrängt worden, gerade gegen das Koppelschloß, habe es gesprengt — und so wäre sein Säbel dann auf die Erde gefallen, was er anfänglich gar nicht bemerkt hätte.

Der Fall dünkte dem Rittmeister, und wahrscheinlich auch dem Wachtmeister, höchst sonderbar, konnte aber doch nicht bezweifelt werden. Der Graf sagte dem Wachtmeister, er solle sich das Wort Säbelkoppel notieren und ihn morgen daran erinnern; es müsse eine Reform mit den Säbelkoppeln vorgenommen werden. Rademacher schrieb das Wort Säbelkoppel auf.

Dem Rittmeister fiel noch mehr ein. „Sie sprachen eben von Säbelscheide, Dragoner Milchner — also war das Gewehr aufgenommen, als diese Heiterkeit passierte?"

„Zu Befehl," entgegnete Milchner in seiner Dummheit.

„Ja, mein Gott, da müßten Sie aber doch Ihren Säbel noch in der Hand haben — oder hat Ihnen die Scheide des Gefreiten — — wie hieß der Kerl —?"

„Gefreiter Kiel."

„Des Gefreiten Kiel diesen auch aus der Hand gestoßen?" Das war eine sehr richtige Bemerkung, die der Rittmeister machte.

Milchner fühlte, wie feuerrot er wurde. Er wußte nichts zu erwidern. Der Graf hoffte schon, es möge sich noch eine andere Lösung des Rätsels herausstellen, da sagte Milchner: er hätte den Säbel eingesteckt gehabt, weil er sein Pferd nicht mehr habe halten können. Der Graf war

erst ganz verblüfft über diese Entgegnung; dann schrie er Michner heftig an: er lüge, was er da sage, sei Unsinn!

Milchner geriet in völlige Fassungslosigkeit und blieb ohne Antwort, es sei denn, man wolle es als Antwort betrachten, daß er noch röter wurde. Nun polterte das Lügengebäude doch zusammen, mit wunderschönem Krach!

Aber er hatte ein unverschämtes Glück. Der Wachtmeister nahm sich das Wort, was ihm seine Stellung schon erlaubte, und sagte: „Jawohl, Herr Rittmeister, ich hab's auch gesehn; er hat eine Zeitlang das Gewehr eingenommen geritten."

Nun mußte der Rittmeister es wohl glauben. Nach solchem Ereignis, den Dragoner nunmehr ohne weiteres weggehn zu lassen, glaubte er aber nicht verantworten zu können. Er besann sich auf was Neues und fand es auch bald.

„Was haben Sie denn da unten an der Schanze getrieben?" inquirierte er.

„Da lag mein Säbel."

„An der Schanze. Meines Wissens nach sind wir nicht in der Nähe der Schanze gewesen."

Milchner war nun schon frech genug geworden, daß er wiederholte: im Graben bei der Schanze habe der Säbel gelegen.

„Kann nicht wahr sein!" versetzte der Graf im barschesten Tone und mit drohend funkelnden Augen.

Nun stand doch wieder alles auf dem Spiel; denn einer fortgesetzten peinlichen Befragung hätte Milchner nicht widerstanden, worüber er sich durchaus keinen Enttäuschungen hingab. Da trat wieder der Wachtmeister als unbewußter Helfer in der Not auf. „Entschuldigen Sie, Herr Rittmeister, es ist sehr möglich, daß die Pferde mit ihren Hufen den Säbel beiseite und in den Graben geschleudert haben. Einmal haben wir ganz nahe bei der Schanze vorüber manövriert — da wird's denn wohl passiert sein. Ich sehe da auch eine Beule in dem Säbel."

Der Wachtmeister steckte wahrhaftig nicht mit Milchner unter einer Deckung; auf diese Überzeugung hin hätte Campen ruhig ein Duell auf gezogene Vierundzwanzigpfünder angenommen.

„Ja," sagte er, weil er nichts anderes zu sagen wußte und erhob dann den Dragoner Milchner zu der Ehre, recht lange über ihn nachzudenken. Es lag kein eigentlicher Grund vor, den Mann zu bestrafen und doch wollte der Rittmeister es gerne.

Lieutenant Wieburg, derselbe, von dem er gerade den feinen Schnaps nahm, als Milchner sich meldete und welcher an der Stelle halten geblieben war, erriet, was in der Seele seines verehrten Herrn Chefs vorging.

„Ach, der Dragoner sitzt, ach, ganz unvorschriftsmäßig auf dem Sattel und es scheint mir auch, er hat, ach, die Decke, den Woilach, nicht richtig gelegt, und dann hat er auch einen falschen Faustriemen," sagte er, die Hand an den Mützenschirm legend, so lange er sprach.

Der Graf hörte, wie es schien, interessiert zu und erwiderte dem edlen Spender edlen Schnapses: „Ja, Sie haben ganz recht, lieber von Wieburg." Während der Graf sprach, hatte der liebe von Wieburg die Hand wieder an den Mützenschirm gelegt. Das war aber auch das ganze Vergnügen, das er, abgesehen von der Ehre einer Unterhaltung mit seinem Rittmeister, von seinem lobenswerten Bemühen, dem Rittmeister zur Hilfe zu kommen, damit er den Dragoner bestrafen könne, genoß.

Der Graf überlegte noch einen Augenblick, darauf gab er seine Sentenz über das Vorgefallene dahin ab: er wolle annehmen, daß der Dragoner Milchner wirklich keine Schuld daran habe, daß ihm der Säbel abgefallen; indessen warne er ihn nachdrücklich und ernstlich, daß so etwas oder etwas Ähnliches ja sich nicht wiederhole, denn sonst würde er ihn, möge ihn nun ein Vorwurf treffen oder nicht, unnachsichtlich mit Arrest bestrafen!

Milchner durfte wegreiten. Erster Schritt des Gauls, und der Säbel klirrt: klipp; zweiter Schritt des Gauls, und der Säbel klirrt: klapp! dritter Schritt wieder: klipp; vierter Schritt: klapp! und so weiter bis zu Schritt zehn.

„Halt!“ schreit der Rittmeister. „Zurück!“ Milchner muß die zehn Schritte zurück, wobei natürlich die Begleitmusik weiter ertönt.

„Kerl, dein Säbel klappert ja wie eine Kuhglocke!“ fährt der Graf den Dragoner an.

Was soll Milchner darauf erwidern? Der Wachtmeister, der noch in der Nähe ist, wird ebenfalls zurückgerufen, um auch diesen Fall näher zu untersuchen.

Niemand freut sich mehr darüber, als Lieutenant von Wieburg, weil er hofft, daß der Rittmeister nun strafen kann. Es muß doch eine Wonne sein zu bestrafen! Wenn er nur erst so weit wäre! Man behauptete von ihm, er übe sich im geheimen auf den weihevollen Augenblick ein, wo er zum erstenmale würde sagen dürfen: „Drei Tage Arrest!“

„Milchner hat die hölzernen Schutzblättchen aus seinem Säbel genommen, Herr Rittmeister, darum klappert er so abscheulich,“ kündet Rademacher das Resultat seiner zweiten Untersuchung an.

„Warum hat Er das gethan?“ fragt der Graf strenge und dreht seinen Schnurrbart.

„Ich habe sie beim Putzen 'rausgenommen,“ steht Milchner mit viel weinerlicherem Tone Rede, als ihm in Wahrheit zu Mute ist.

„Seit wann werden Säbel inwendig geputzt?“ fragt der Rittmeister höhnend. „Aus Neugier, aus Spielerei hast du sie losgemacht, natürlich entzwei gebrochen und nachher nicht wieder hineinkriegen können. Was?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Wachtmeister — der Dragoner Milchner hat drei Tage“ — er besinnt sich — „hat eine Strafstallwache und tritt

morgen Mittag mit dem Säbel bei Ihnen an. Natürlich, daß der Säbel dann nicht mehr klappert."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Milchner kann fortreiten.

Lieutenant von Wieburg legt die Hand an den Mützenschirm und sieht den Rittmeister an. Das bedeutet: er wünscht etwas.

„Was wollen Sie, mein lieber von Wieburg?"

„Ich habe vorhin schon bemerkt, Herr Rittmeister, daß der Säbel klapperte."

Der Graf thut ganz erschrocken über diese Bemerkung. „Jawohl, mein lieber von Wieburg," sagt er, „Sie haben ganz recht." Dann wendet er sein Pferd und trabt von seinem lieben von Wieburg weg. Einige behaupten, er habe im Wegreiten vor sich hingebrummt, und zwar so, daß der Lieutenant es noch hören konnte: „Wenn der alte Affe nicht immer den feinen Schnaps aus dem Hotel mitbrächte —" mehr ist nicht verstanden worden.

Sergeant Grün hatte schon lange große Bogen um den Rittmeister beschrieben, und als Milchner nun endlich vom Rittmeister entlassen ward, ritt ihm im schnellsten Schritt (eine schnellere Gangart war verboten beim „Trockenreiten") auf Milchner zu und hatte auch das Glück, früher als seine Kameraden bei Milchner anzulangen; die nun ihre Neugier bezähmen mußten — denn mehr als zwei und zwei wollte der Rittmeister, bei Arreststrafe, nicht zusammensehn. Der Einjährige Schellhorn war eigentlich noch vor ihm dagewesen; aber dem befahl er, sich fortzuscheren. Er durfte es; denn er war der Vorgesetzte und heute außerdem noch Zugführer.

Grün wußte alles erst bis zur Hälfte, als der Rittmeister den Befehl zum Sammeln gab. Die Schwadron rangierte sich, und Milchner erregte kein schlechtes Aufsehn. Es macht uns Freude, berichten zu können, daß auch nicht ein einziger Milchner sein Glück mißgönnte. Mit welcher

Wollust nahm Milchner jetzt Gewehr auf, mit welcher Wollust hieb er ganz zuletzt bei Abbrechen zu Einem in der Carriere vor dem Rittmeister zur Erde nieder — so kräftig sogar und mit so verwegenem Mut, daß der Rittmeister ihm nachher, als zum letztenmale zum Nachhausereiten Front formiert wurde, die Strafstallwache schenkte und den Grund hierfür laut angab.

Das erste, was Milchner, nachdem die Schwadron wieder zu Hause war, beim Einführen in den Stall erblickte, war sein Säbel, der in aller Gemütsruhe am Pfosten hing. Er schüttelte den Kopf; er beguckte sich den Säbel, meinte zuerst, er habe ihn doch in der Kaserne vergessen und Sobel ihn ihm hierher gehängt, entdeckte dann Borsigs geniale Malerei am Faustriemen und wußte nun sicher, was er bisher nur, wenn auch mit ziemlicher Sicherheit angenommen: daß nämlich ihm irgend jemand seinen Säbel heimtückischerweise entführt habe. Er hatte jetzt auch Anhalt dafür, wer; diesen Anhalt lieferten ihm die Streifen auf der Troddel.

Wie dem allen nun auch sein mochte: jedenfalls war er froh, sein treues Schlachteisen wieder zu haben und fest entschlossen, mit demselben morgen Mittag, wie ihm befohlen worden, bei dem Wachtmeister anzutreten. Erzählen wir hier, daß der Wachtmeister sich wunderte, wie schön und fest die Holzblättchen wieder in der Scheibe saßen und Argwohn schöpfte, Milchner wolle ihm mit einem ihm nicht zugehörigen Säbel beschummeln; er rief daher den Quartiermeister, ließ sich Milchners Nummer sagen und fand die richtige auf dem Säbel. „Dann hast du gestern eine falsche Plempe gehabt, gestehe es nur, du Lüderjahn!“ Milchner gestand es. Der Wachtmeister hoffte, es werde so etwas sich nicht wieder ereignen, sonst —

Also: Milchner besah sich seine verloren gegangene, aber wiedergefundene Eisenbraut. Viel Zeit wurde ihm nicht dazu gewährt; denn sein Beritts-Unteroffizier trieb zum

Abreiben der Pferde, Reinigung des Sattelzeuges und Putzen der Kantare. Nachdem das geschehen, ließ der Wachtmeister Heu aufstecken, etwas frische Streu unter den Gäulen ausbreiten (die Pferde fraßen Heu und Streu, alles beides; und besondere Denker unter ihnen zerbrachen sich gewiß die Köpfe, warum das Heu oben in die Raufe gesteckt, das Stroh aber, das doch auch, wenigstens nach ihrer Ansicht, zum Auffessen bestimmt war, vor ihre Hufe geschüttet wurde) unter seiner Aufsicht den Stallgang kehren — wobei Unteroffizier Borsig ihm pflichtgetreue Unterstützung leistete; denn er verstand sich auf das Kehren von Stallgängen — und gab endlich das Zeichen zum Abtreten.

Statt aber, wie gewöhnlich, schleunigst nach der Kaserne zu eilen und sich, bis zum Essen geblasen wurde, nach Belieben zu zerstreuen und zu erholen, strömte beinahe die Hälfte der Schwadron nach Stall I, bildete eine Gruppe um Milchner, dem Helden des Tages, und jeder wollte das abenteuerliche Erlebnis aus Milchners eigenem Munde hören.

Milchner trug die Geschichte mit Würde und Bescheidenheit vor, ungefähr achtmal; doch können es auch neunmal gewesen sein. Weniger als zweimal hörte sie keiner an; Milchners Berittsunteroffizier, der Gefreite Kiel und Sergeant Grün, welche sich zu einem weitergehenden Interesse berechtigt glaubten, hielten die sämtlichen acht oder neun Male aus. Wenn jemand äußerte, die Vermutung von dem Diebstahl des Säbels sei eine kleine Lüge; Milchner werde seinen Säbel einfach vergessen haben, man kenn' ihn ja als vergeßlichen Peter: so wies er auf die schlagende Beweiskraft der gefärbten Troddel; bei solchen Gelegenheiten äußerte er sich dann auch in bitterster Weise über den Menschen, der ihn in so entsetzliche Angst und beinahe in das größte Elend gestürzt habe — er wolle dem Thäter nicht weiter nachspüren, weil er selber diesmal noch gnädig aus der Mausefalle herausgekrochen sei, sonst aber möchte es dem Betreffenden wohl schlimm genug ergangen sein.

Unteroffizier Borsig hörte der Erzählung Milchners erst einmal zu und machte dann eine Runde durch die Ställe; darauf hörte er sie zum zweitenmale an und that dann wieder eine Runde; als er von dieser zurückkam, stellte er sich abermals zu der jetzt aber bereits bis auf sehr wenige zusammengeschmolzene Gruppe und vernahm, wie Milchner auf den Kerl schimpfte, der an allem schuld sei. Milchner nannte diesen letzteren einen Schuft, einen Spitzbuben und Betrüger — und wünschte sich heimlich, es möchte ein Unteroffizier sein. Denn einen Unteroffizier, wenn auch nur indirekt, schimpfen zu können, das hat für einen Soldaten seinen ganz besonderen Reiz; daher können wir Milchner seinen Wunsch nicht verdenken.

Borsig hörte das alles ruhig mit an und — schwieg.

Milchner hatte nichts mehr zu erzählen. Da nahm Sergeant Grün das Wort. „Höre 'mal," sagte er zu Milchner, „nimm den Kram nicht auf die leichte Achsel; noch ist kein Gras darüber gewachsen. Denke auch nicht, daß du so ganz unschuldig bist. Jedenfalls hättest du dich gleich zu Anfang melden müssen. Und damit du doch wenigstens einen Denkzettel bekommst —" er gab Milchner zwei Backpfeifen; sie thaten nicht weh, sollten auch nicht weh thun; sie sollten eben nur ein Denkzettel sein. Milchner erkannte ihre Berechtigung an und nahm sie nicht weiter übel, sondern lachte.

„Und was sagst du zu der Geschichte, Borsig?" fragte Grün.

Borsig guckte Milchner an, guckte den Pfeiler an, wo der Säbel hing, schüttelte den Kopf, sagte kein Wort und ging fort, in das Futterhaus hinüber; denn er fühlte das Bedürfnis, etwas Häcksel zu schneiden.

Später ist er richtig Wachtmeister geworden.

Auf Strafwache.

Der im Laufe der Zeit bei der ganzen Schwadron nicht nur, sondern auch im ganzen Regimente berühmt gewordene Schimmel „Camelie“ des Herrn von Meyersleben war unwohl; er hatte sich erkältet. Der Roßarzt schnitt ein bedenkliches Gesicht, sprach von Druse, die im Anzuge sei und konstatierte bereits ein gehöriges Schnupfenfieber. Herrn von Meyersleben geriet in große Besorgnis. Erstlich liebte er seinen Schimmel, um seiner, des Schimmels, Persönlichkeit willen, und dann wäre es doch auch sehr unangenehm gewesen, das teuere Pferd zu verlieren; namentlich der alte Herr von Meyersleben würde darüber räsonniert haben. Das Regiment aber hätte niemals Schadenersatz geleistet, dem Einjährigen höchstens einen Schwadronsgaul zur Benutzung zugewiesen und für diesen dann noch obendrein Futtergeld berechnet. So ist's beim Militär.

Viel öfter als seinen besten Freund, den Einjährigen Krille, der sich beim Voltigieren den Fuß verstaucht hatte und nun den ganzen Tag in der dumpfigen Revier- das heißt Krankenstube sitzen mußte — der Rittmeister hatte es sehr weise so eingerichtet, um unnötigen Krankheiten unter den Einjährigen vorzubeugen —, besuchte Meyersleben seinen dahin siechenden Liebling, pflegte ihn mit dem Besten, das für einen Gaul nur zu haben ist und machte sich ihm besonders dadurch widerwärtig, daß er ihm Tag für Tag eine ganze Flasche Medizin eintrichterte. Diese Medizin verkaufte ihm der Roßarzt; sie schadete dem Gaul zwar nichts — aber Herr von Meyersleben mußte sie sehr teuer bezahlen. Einmal spendierte unser Freund auf den Rat eines alten Kerles — „alter Kerl“ ist eine militärische

Würde, die man gegen Ende seiner Dienstzeit erreicht, ohne daß indessen eine besondere Ernennung erfolgte — seinem edlen Vollblut sogar einen Einer mit Milch und Wasser, welches Gemisch er zuvor in der Schwadronsküche hatte warm machen lassen; aber das dumme Tier wollte nicht davon saufen, wahrscheinlich weil die Geschichte weiß aussah und es keine weißen Getränke gewöhnt war. Meyersleben mußte viel Spott deswegen ausstehen; der Wachtmeister machte öffentlich beim Appell seine Witze darüber. „Meyersleben," sagte er, „Sie haben einen großen weißen Fleck auf der Brust; das ist ganz gewiß Milch und Wasser." Es war aber nur etwas Thon, womit die Bandeliere geweißt werden und der immer so abscheulich auf den Waffenröcken abfärbt.

Mit ganz ungewohnter Thatkraft hatte Meyersleben es durchgesetzt, daß seine Camelie aus dem zugigen Stande neben der Stallthür — dem er überhaupt das ganze Unheil zuschrieb — in einen warmen und geschützten in der Mitte des Stalles umgestellt wurde. Auf das Reichlichste bezahlte er die Stallwache, damit sie, namentlich bei Nacht, nach seinem Schimmel sähe, für ihn sorge und, wenn besonders beunruhigende Anzeichen sich einstellen sollten, sofort zu ihm und zum Roßarzt schicke. Immer konnte er doch nicht bei dem armen Patienten weilen, wenn er die Aufopferung auch bereits schon einmal so weit getrieben hatte, eine Stallwache selber zu thun, nur aus Besorgnis für den alten Bock, die Camelie.

Aber alle Pflege nützte nichts. Der Schimmel wurde kränker und kränker, durfte nicht mehr geritten werden und stand den ganzen Tag, mit einer Decke behangen, faul da; zuweilen allerdings lag er auch. Von seinen Haferportionen kaute er höchstens einige Maulvoll; am vorgesteckten Heu raufte er kaum, litt aber trotzdem nicht, daß seine mit einem gesegneten Appetit begabten Nachbarn, der Fuchs „Salat" und die Stute „Senf" ihm das Heu wegfraßen. Teil-

nehmende Seelen rieten Herrn von Meyersleben, sich nur auf das Schlimmste gefaßt zu machen, damit sein Schreck nachher nicht so groß sei — mit solchen Ratschlägen konnte man ihn rasend machen, was sich immer sehr spaßhaft ausnahm.

Es war ein eisig kalter Wintertag, ein Sonntag. Schon morgens früh, höchst rücksichtslos gerade zum Beginne der verschiedenen Predigten, fing es an zu schneien, hagelartigen, harten, körnigen Schnee, so scharf wie Sand. Wachtmeister Hinsch hielt darum den Appell nicht auf dem Hofe, sondern auf dem Kasernenkorridore ab (wodurch der Kasernenkorridor sich sehr geehrt fühlen mußte, wenn er überhaupt Gefühlen zugänglich war; denn für gewöhnlich diente er nur zum Durchgehn und zum Wäschetrocknen für die verschiedenen Wachtmeisterinnen, obwohl wiederum die verschiedenen Rittmeister es schon oft und sehr strenge verboten hatten, bei Strafe für die Wachtmeister-Ehemänner); selbst da, also auf dem Korridor, fror den Leuten der Atem schon im Munde, und der Wachtmeister machte die Sache möglichst kurz.

„Daß Sie mir nicht vergessen, Meyersleben, um zwölf treten Sie mit zur Wache an!“ rief Hinsch noch, nachdem er die Schwadron hatte auseinandergehen lassen, pustete mächtig, schlug die Arme ein paarmal zusammen, um sie zu erwärmen, und verfügte sich dann in das Schwadronsbureau, wo Rittmeister von Berkowitz, dem es auf dem Flure zu kalt gewesen, auf ihn wartete.

„Sie haben doch nicht vergessen, den Einjährigen, der neulich nicht Front vor mir gemacht hat, für heute auf Wache zu schicken?“ war das erste, was der Rittmeister frug. Mit gutem Gewissen konnte der Wachtmeister versichern, daß es geschehen sei.

„Giebt die beste Gelegenheit, über unterlassene Honneurs nachzudenken, wenn man zur Strafe dafür bei einem solchen

Schneegestöber Posten stehen muß," äußerte sich Berkowitz sehr gemütlich.

„Ja," meinte der Wachtmeister gleichfalls und sah mit behaglichem Schmunzeln zum Fenster hinaus. Er hatte gut schmunzeln; er brauchte nicht auf Wache zu ziehn.

Der betreffende Einjährige ist natürlich Meyersleben, Herr von Meyersleben, den der Wachtmeister soeben an seine Pflicht gemahnt hat. Der arme Kerl hatte wirklich geglaubt, es sei nicht Ernst gewesen mit der ihm gestern angekündigten Strafwache — und nun doch! Er war wie von einem Blitzstrahl niedergeschmettert, als des Wachtmeisters Worte an sein Ohr klangen. Weinen hätte er mögen; ja, er weinte wirklich, zwei Thränen, aus jedem Auge eine — aber es sah niemand. Und fast noch mehr als die unangenehme Strafe ärgerte ihn die Blamage, der er, das wußte er sehr wohl, bei Kameraden und Unteroffizieren verfiel, des Rittmeisters Chicane, ihn, den verzogenen Sohn einer reichen Familie, gerade an einem Sonntage, bei solchem Wetter wie heute, zum Postenstehn zu verurteilen, am meisten aber des Wachtmeisters Perfidie, mit solcher Rücksichtslosigkeit auf die Verbüßung der Strafe zu dringen, während es ihm doch so leicht war, ein Auge zuzudrücken und kein Hahn darnach krähte, wenn Meyersleben, trotz des Rittmeisters Befehl, heute doch nicht auf Wache zog — denn um wie viele Befehle wird der Vorgesetzte nicht stets beschummelt; es kam auf einmal mehr oder weniger wahrhaftig nicht an. Und Meyersleben meinte, Hinsch sollte doch wohl genügenden Grund haben — ihn zu bevorzugen? nein, durchaus nicht! aber bei sich bietender Gelegenheit etwas milder gegen ihn zu verfahren.

Traurig schlich er nach dem Stalle zu jenem Wesen, das allein ein Herz für ihn hatte (er glaubte wenigstens, daß es eines für ihn habe, obwohl wir es noch bezweifeln müssen), soweit der militärische Bannkreis, der ihn gefangen hielt, reichte — zu seinem Schimmel. Niemand als seine

Camelie besaß er, ihr sein Leid zu klagen; nicht einmal Eltern und Geschwistern, Verwandten, Freunden und Bekannten durfte er erzählen, was ihm passiert; denn wenn er das gethan, hätte er seine Blamage nur noch in weitere Kreise getragen.

Er fand den Gaul leidender als je, ob in Wirklichkeit leidender, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls war es seine Ansicht und sie paßte zu seiner Gemütsstimmung. Lange stand er neben der stumpfsinnigen Kreatur, den Arm um ihren Hals geschlungen, das Gesicht gegen ihre Mähne gedrückt. „Sie thun gerade so, Einjähriger," sagte ein Soldat von der Stallwache, „als ob die alte Camelie Ihre Mutter wäre und Sie sollten Schlag zwölf Uhr aufgehängt werden." Meyersleben gab keine Antwort, hob nicht einmal sein Antlitz; denn wenn der Kerl sein Antlitz gesehn hätte, würde er noch mehr gespottet haben.

Und während der Einjährige nun so seinen Schimmel an sein Herz drückte und demselben immer unbequemer ward, fiel ihm, woran er im ersten Schrecken gar nicht einmal gedacht, ein, daß heute Abend gesellige Zusammenkunft sämtlicher Einjährigen der drei Schwadronen, die gemeinschaftlich in derselben Kaserne lagen (für mehr Schwadronen hatte die Kaserne nicht Platz), stattfinden sollte, verbunden mit einem feinen Souper, für welches Meyersleben ebenfalls unterzeichnet und auch schon bezahlt hatte. Neuer Ärger! Während die Kameraden schmausten und sich's wohl sein ließen im warmen Lokale, mußte er in der bitterlichsten Kälte vor irgend einem Schilderhause mit dem Säbel in der Faust auf und ablaufen und aufpassen, daß zum Beispiel der Oberst oder sonst irgend etwas, das zu stehlen bis jetzt noch keinem Menschen eingefallen ist, weggetragen würde. Mit lebhaften Farben malte er sich aus, wie man sich über ihn lustig machen würde, namentlich dieser schadenfrohe Klemm; und wenn man sich seiner auch nur mit einem gewissen Mitleid erinnerte, war's schon zum Platzen!

Ach, ihm verlangte ja gar nicht einmal nach einem rauschenden Feste, nach Pasteten, Austern, Rheinwein und Sekt! Könnte er nur in seinem stillen Zimmer sitzen und schlafen oder lesen; könnte er diese Nacht wenigstens im Stalle verbringen bei seinem kranken Schimmel — o, wie glücklich würde er sich schon schätzen. Im Stalle ist es warm, und man kann es sich auch da recht gemütlich machen, wie er aus Erfahrung wohl weiß. Ein Gedanke durchblitzt ihn! Hoffnung rötet des Jünglings bleiche Wangen! Voll neuer Lebenskraft hebt er sein Haupt. „Er muß es thun, er muß es thun!“ ruft er leise vor sich hin. „Das wenigstens ist er mir schuldig! — Fürs erste aber will ich auf alle Fälle hin noch für dich sorgen,“ sagt er dann zu seinem Schimmel, der, davon ist Meyersleben überzeugt, zwar nicht seine Worte selbst, wohl aber deren Sinn erfaßt hat. Wir aber sind überzeugt, daß der Schimmel nur froh war, der lästigen Umarmung seines Halses ledig zu sein.

Eine Decke trug die Camelie seit ihrer Krankheit beständig auf dem Rücken; ihrem Herrn dünkte das nicht genug. Er holte noch zwei andere, wickelte dem Pferde die eine um den Hals, daß kaum der Kopf hervorguckte, und befestigte sie mit einem langen Riemen; die zweite breitete er über die Hinterhand (Hinterhand ist in der Militärsprache beim Pferde der Teil vom Sattel bis zum Schweife; man denke also nicht in einer allerdings naheliegenden Erinnerung an die naturgeschichtliche Einrichtung der Affen an die Hinterfüße), sodaß sie tief herabhing und selbst die Beine des Gauls vor Zugluft schützte. Die Camelie benahm sich wenig verständig dabei; sie schien durchaus nicht einzusehn, daß alles nur zu ihrem Besten geschah. Zweimal trat sie ihrem Herrn auf die Füße und dreimal biß sie nach ihm. Zwei Gründe könnte man für diesen halb aktiven halb passiven Widerstand gegen Herrn von Meyerslebens Anordnungen anführen: entweder, daß dem Tier die Decken unbequem waren oder, was wahrscheinlicher, daß der Schimmel

fürchtete, sich wegen seiner Vermummung vor der Stallwache, namentlich aber vor seinen Mitpferden lächerlich zu machen. Man wende mir ja nicht ein, daß letztere Vermutung selber lächerlich wäre, da es sich nicht um einen Menschen handle. Ich hatte einmal meinen Pudel geschoren — und da gelang es mir nicht, das Tier zum gutwilligen Verlassen seines unter dem Sofa gewählten Versteckes zu bewegen; als ich den Hund gewaltsam hervorholte und auf die Straße trug, entlief er mir mit lautem Geheul und kehrte wieder unter sein Kanapee zurück. Und so ging's ungefähr ein Dutzend Male. Nicht eher wagte er sich wieder unter Menschen und Hunde, als bis seine Haare wieder gewachsen waren. Aber ich bitte die „Gartenlaube", diese interessante Beobachtung nicht unter Rubrik: „Instinkt oder Überlegung?" abzudrucken.

Meyersleben betrachtete sein Werk, nickte befriedigt mit dem Kopfe, erzählte der Stallwache, er käme wahrscheinlich bald wieder und opferte ihr ein Trinkgeld, damit sie aufpasse, daß die Camelie ihre Decken nicht wieder herunterstrampele. Dann ging er fort, wieder nach der Kaserne zurück. Was wollte er da?

Meyersleben wollte zum Wachtmeister. Ehe er sich aber in des Löwen Höhle wagte, nahm er unten in der Kantine ein Glas Grog zu sich, teils zur Erwärmung des Magens, teils zur Ermutigung seines Herzens. In der Kantine traf er den Sergeanten Kreisel, mit dem er heute auf Wache ziehn sollte. „Um zwölf, Meyersleben, präcise," sagte der Unteroffizier. Meyersleben lächelte auf eine gewisse feine Weise. „Sie brauchen nicht mit?" fragte Kreisel weiter. Meyersleben antwortete: „Darf ich Ihnen auch ein Glas Grog bestellen, Herr Sergeant?" Der Sergeant nahm den Grog natürlich an, ohne Ziererei; aber seine Neugierde, was das Lächeln des Einjährigen wohl bedeute, blieb unbefriedigt.

Meyersleben tritt beim Wachtmeister ein — ohne an-

zuklopfen; er hat es jetzt gelernt. Hinsch sitzt im Schlafrock auf dem Sofa vor dem schon gedeckten Tisch. Die Wachtmeisterin bringt eben eine Schüssel mit Pflaumenmus herein und stellt sie gerade auf die bewußte konservative Zeitung, die ihrem Gemahl vom Rittmeister gratis zugeschickt wird, immer am dritten Tage nach dem Erscheinen. Der Einjährige von Meyersleben ist der Frau bekannt; sie hegt einiges Interesse für ihn und glaubt sich aus Gründen, über welche wir Verschwiegenheit beobachten wollen, verpflichtet, zu warten und mit anzuhören, was Meyersleben begehrt, und wenn es not thut, ein gutes Wort für ihn einzulegen.

„Nun, was giebt's?" wendet sich Hinsch mit seiner Lieblingsfrageformel an den Eingetretenen. Es kommt Meyersleben vor, als ob ein gewisser Zug von Gutmütigkeit und Milde auf des Wachtmeisters Antlitz sich widerspiegle; das ermutigt ihn, und ferner teilt er die ziemlich weitverbreitete Ansicht, daß sich mit einem Menschen, der im Schlafrock dasitzt, viel besser reden lasse als mit einem, der zum Beispiel in strammer Uniform dasteht; aber diese Ansicht ist wenig gerechtfertigt.

„Herr Wachtmeister — ich wollte Sie bitten, ob ich mich nicht von der Kuhturmswache ablösen lassen und statt dessen auf Stallwache ziehn darf; ich möchte gern bei meinem Pferd aufpassen," giebt Meyersleben sein Anliegen zu erkennen, und zwar bringt er es sehr rasch vor, damit Hinsch ihn nicht unterbrechen kann. Zu gleicher Zeit blickt er den gewaltigen Mann, von dessen Wink sein Schicksal, wenigstens für heute, unbedingt abhängt, so bittend an, wie es sich nur mit der vorschriftsmäßigen Unbeweglichkeit der Gesichtszüge bei dienstlichen Angelegenheiten vereinen läßt.

Hinsch ist überrascht.

„Sie sind doch auf Strafwache," sagt er, nicht barsch, sondern nur im Tone großer Verwunderung. Jemand, der auf Strafwache ist, will sich ablösen lassen?"

„Ich möchte gern bei meinem Pferde wachen," wiederholt Meyersleben sein Argument und wirft zugleich einen leichten Blick seitwärts nach dem Fenster. Hinsch macht eine Wendung mit dem Oberkörper und sieht auch zum Fenster hinaus. Er versteht: das Wetter! Hinsch ist kein Unmensch. Meyersleben thut ihm leid; aber er wagt nicht gegen den diesmal zu ausdrücklich gewesenen Befehl des Rittmeisters, den Einjährigen zu dispensieren. Indessen — der Rittmeister sieht vieles nicht, kann auch gar nicht alles sehn. Der Himmel ist hoch und der Zar ist weit, heißt es in gewissen Fällen auch beim deutschen Militär.

Hinsch besinnt sich.

„Ja, Meyersleben," hebt er an, macht eine Pause, wiederholt noch einmal: „Ja, Meyersleben, ich kann's nicht, wahrhaftig, ich kann's nicht. Geht es denn Ihrem Schimmel wirklich so schlecht?"

„Ganz gewiß, Herr Wachtmeister!" versichert der Einjährige.

„Ich müßte ihn mir eigentlich erst ansehn," meinte Hinsch.

„Es soll schon um Zwölf angetreten werden," bemerkt Meyersleben. Diese Bemerkung bedeutet, Hinsch werde doch jetzt nicht nach dem Stalle gehn, nachdem er sich eben erst den Schlafrock angezogen.

Hinsch überlegt weiter.

Meyersleben fürchtet das Endergebnis dieses Überlegens nicht mehr. Er kennt seinen Wachtmeister und weiß, daß dieser nur nach einem einigermaßen guten Vorwande sucht, unter welchem er dem Einjährigen seine Bitte gewähren kann, weiß auch, daß Hinsch keinen finden und zuletzt halb brummend, halb gutmütig sagen wird: „Meinetwegen — machen Sie, was Sie wollen!" Er weiß es? Nun, ungefähr so sicher wie man weiß, daß ein Eisenbahnzug oder ein Dampfer von ihren Fahrten anzukommen pflegen; sie können entgleisen oder untergehn — ja; aber sie entgleisen nicht und gehen nicht unter für gewöhnlich. Meyersleben

wünscht sich schon Glück zu seinem heroischen Entschluß! Jetzt erst erkennt er, wie unverschämt und so aus aller militärischen Art herausschlagend sein Bittgang ist; nicht der Zehnte von der Schwadron würde die dazu nötige Frechheit besessen haben, nicht der Hundertste, vielleicht nicht einmal ein Einziger von dem ganzen Regimente. Aber Meyersleben besaß sie und freut sich dessen, wenn ihm auch jetzt nachträglich vor seiner Kühnheit schaudert. Ja, was bewirkt nicht der Mut der Verzweiflung.

Des Wachtmeisters Frau kennt ihren Gemahl wenigstens ebenso genau wie der Freiwillige; sie ist überzeugt, daß der Wunsch erfüllt wird und glaubt sich nicht mehr nötig zur Unterstützung des guten Herrn von Meyersleben, der ihn immer — aber wir wollen ja diskret sein. Das einzige, was sie noch thut, ist, daß sie eine Flasche Wein auf den Tisch stellt, wobei sie Meyersleben leicht anlächelt (Meyersleben weiß weshalb); darauf zieht sie sich, völlig sorglos über den Ausgang, in die Küche zurück, wo Kotelettes oder was Ähnliches (man kann es riechen; auch Meyersleben riecht es) auf dem Herde schmoren.

Hinsch bemerkt die Weinflasche wohl. Er sieht sie an, sinnend; und das ist gerade der Zweck — das soll er; das hat seine Frau gewollt — — aber die Flasche giebt seinen Gedanken eine falsche Richtung.

Plötzlich verzieht sich sein Gesicht und kurz und barsch antwortet er: „Dummes Zeug! Sie thun Ihre Strafwache! Andere müssen auch Posten stehn bei schlechtem Wetter! Frechheit, Lüge! zu sagen, Sie wollten bei Ihrem Schimmel bleiben! Meinen Sie, ich wüßte nicht, daß ihr lüderlichen Einjährigen heute wieder eine große Sauferei haltet, da an der Promenade bei dem windigen Franzosen, dem Pullecock oder wie der Kerl heißt! kehrt, marsch, hinaus!! Um Zwölf treten Sie mir an — und daß alles blitzeblank ist, sonst sollen Sie 'mal sehn!"

Meyersleben ist über diesen unerwarteten Ausgang so

bestürzt, daß er ganz vergißt, daß er Soldat ist und sich aufs Bitten legen will — so dumm!

„Ganz gewiß, Herr Wachtmeister," stammelt er, „wahrhaftig — —" aber weiter kommt er auch nicht.

„Sind Sie übergeschnappt!" schreit Hinsch. „Wollen Sie machen, daß Sie fortkommen!"

Meyersleben bleibt noch immer stehn und will jedenfalls noch einmal wieder den Mund öffnen. Da springt Hinsch vom Sofa auf, schiebt den Tisch zurück, daß die Teller klappern, die Schüssel mit dem Pflaumenmus ins Schwappern gerät und die konservative Zeitung einen großen Fleck von dem Mus erhält. „Soll ich Sie 'rausschmeißen!" schreit Hinsch. Er hätte es wirklich gethan, wenn der Einjährige nicht schleunigst freiwillig zur Thür hinausgeeilt wäre. Da stand er nun draußen wie ein begossener Pudel mit klopfendem Herzen, zitternd am ganzen Leibe.

Die durch die zornige Stimme ihres Eheherrn herbeigelockte Wachtmeisterin sah gerade noch die beiden hinteren Rockknöpfe des jungen Soldaten, als er zur Thür hinausschoß.

„Hast du ihn fortgeschickt?" fragte sie ihren Gatten.

„Natürlich! War ja eine freche Lüge! Sagt, er wollte bei seinem Schimmel bleiben — zur Sauferei will er! Aber das soll ihm nicht so hingehn." Der Wachtmeister ist ganz echauffiert.

Die Wachtmeisterin versteht die Geschichte nicht recht. Er erklärt sie. Die Wachtmeisterin sagt, sie aber glaube es, daß Meyersleben wirklich nur sein krankes Pferd pflegen wolle. Er lacht sie aus. „Beinahe hätte ich nicht einmal daran gedacht," erzählt er, „wenn du den Wein nicht auf den Tisch gestellt hättest — dabei fiel mir die verabredete Kneiperei ein." Die Wachtmeisterin ärgert sich. „Du hättest es doch wohl erlauben können," meint sie und schließt an diese Meinung eine längere Begründung. Hinsch ist ein gegen Frauen zartgesinnter Mann, läßt sie ruhig schwatzen

und macht es sich wieder in seiner Sofaecke bequem. Als ihm die Begründung zu lange dauert, sagt er nur: „Jetzt schweigst du! Bring's Essen 'rein; bin hungrig." Sie schwieg. Ein Wachtmeister ist allen Frauen im Reden überlegen, sogar seiner eigenen, was man sonst nicht von allen Männern behaupten kann. Das wußte die Wachtmeisterin und darum eben schwieg sie. Aber der Einjährige that ihr leid; das konnte ihr niemand verbieten. Mit größtem Appetit aß Hinsch zu Mittag und trank ohne Gewissensbisse von dem Wein. Nach der Mahlzeit nahm er die konservative Zeitung vor; sie hatte zwar einen mächtigen Flecken von dem Pflaumenmus; aber deshalb konnte man sie doch lesen.

Traurig ging Meyersleben zu dem Unteroffizier, der von zwölf Uhr mittags ab du jour hatte und unter dessen Kommando die Stallwache stand. Er gab ihm Geld zu Bier für die Leute und bat ihn, zwei zuverlässige Dragoner in den Stall, wo seine Camelie Schmerzen litt, auf Posten zu bringen, denselben besondere Achtsamkeit auf das kranke Pferd einzuschärfen und selber ebenfalls dann und wann nach letzterem zu sehn. Der Unteroffizier versprach alles, namentlich, daß er das Geld richtig zu dem von Meyersleben bestimmten Zwecke verwenden werde; er trank auch in der That sofort ein Seidel Bier und bezahlte es von der ihm anvertrauten Summe.

Nachdem unser unglücklicher Freund mit dem Unteroffizier gesprochen hatte, begab er sich nach seiner Wohnung, um warme Unterkleider anzuziehn und Cigarren einzustecken. Unterwegs begegneten ihm verschiedene von seinen Kameraden, lustig durch das Schneegestöber eilend, in feiner Uniform, Extra-Mantel, Phantasie-Mütze (wie der Wachtmeister die Dinger nannte) und nachschleppendem Säbel (bei Kommißsäbeln ist das Nachschleppen verboten — wegen der Abnutzung); ihnen winkte das väterliche Haus oder ein gutes Diner in einem feinen Restaurant. Einer rief ihm zu:

„Kommen Sie nur ja nicht zu spät heut Abend, Herr von Meyersleben!“ Sollte das Hohn sein? Ein anderer wollte wissen, weshalb er denn noch in Kommiß herumliefe. Auch mit Klemm führte ihn das Schicksal zusammen. Der maliziöse Mensch machte ihn beinahe rasend durch seine Beileidsbezeigungen, und beim Abschiednehmen sagte er: „Auf ein fröhliches Wiedersehn morgen Mittag! Ziehn Sie nur ja doppelte Strümpfe an, sonst erfrieren Sie die Fußzehn. Adieu!“ fort rasselte er. Zum Überfluß begegnete dem armen Einjährigen auch noch ein junger Herr aus der Bekanntschaft seiner Familie, redete ihn an, erkundigte sich, ob Meyersleben am Abend mit seinen Eltern zusammen in der oder der Gesellschaft wäre (Meyersleben erwiderte: es thäte ihm leid; die Einjährigen hätten heute eine Zusammenkunft, bei der er nicht fehlen dürfe), begleitete ihn bis an die Hausthür, sprach ihm seine Liebe für den Soldatenstand aus, beneidete Meyersleben um das Glück, Soldat zu sein und wünschte nichts sehnlicher, als daß er selber erst in einer hübschen Uniform herumspazieren könne. Wie glücklich und stolz sich Meyersleben denn eigentlich fühle? Er fragte, wann Meyersleben Unteroffizier sein würde, wollte seinen Freund, vor dessen Würde als Militärperson er gewaltigen Respekt hatte, mit auf seine Stube hinaufbegleiten und auf ihn warten, um nachher mit ihm durch die Straßen zu gehn; denn er betrachtete das für eine große Ehre, sagte er. Es kostete große Mühe, den guten Mann los zu werden.

Meyersleben zog sich warm an und wollte dann in der schlechten Restauration gerade gegenüber noch etwas essen; allein er hatte keine Zeit mehr dazu. Kaum war er unten auf der Gasse, als ihm auch schon der Gefreite Bärmann entgegenkam, in kompleter Uniform, den Helm auf dem Kopfe, das Bandelier über dem Mantel, den Säbel unter dem Mantel, wobei sich der Säbelkorb höchst unförmlich abhob, die Hände in ungeheuern Kommiß-Fausthandschuhen.

„Einjähriger, wo stecken Sie denn!“ rief er Meyersleben zu. „Wir sind schon alle angetreten, und Sergeant Kreisel ist fuchsteufelswild, daß Sie noch nicht da sind. Es muß gleich Zwölf schlagen!“ Meyersleben erlaubte sich eine sehr wenig respektsvolle Äußerung, die sich in gleichem Maße auf die allgemeinen Militärverhältnisse wie auf die Person des Sergeanten Kreisel bezog, und wollte absolut doch erst zu Mittag speisen, ehe er in die Kaserne ginge — weil es noch nicht Zwölf sei und er erst um Zwölf anzutreten brauche. Der Gefreite brachte ihn noch glücklich davon ab; aber er mußte wenigstens einen Umweg gestatten, damit Meyersleben eine Flasche Cognac, Zucker und einige Citronen kaufen könne zu einem splendiden Grog, nachher auf der Wache. Wir müßten dem Gefreiten Bärmann Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, daß er den Umweg ungern einschlug; er schlug ihn sehr gerne ein und sträubte sich nur etwas, damit es so scheine, als besitze er ein sehr starkes Pflichtgefühl. Er erbot sich dazu, die Flasche, den Zucker und die Citronen einzustecken und brachte auch alles in seinen Taschen unter; daß die äußeren Umrisse der aufgeführten Gegenstände ziemlich deutlich hervortraten, daraus machte er sich nichts; es kam ja in diesem Falle nicht auf das Schöne an, sondern nur auf das Praktische.

In der Kaserne mußte Meyersleben erst sein komplettes Zeug anlegen, ehe er bei Kreisel, dem Sergeanten, antreten konnte; Gefreiter Bärmann verkündete indessen sein baldiges Erscheinen. „Na, kommen Sie endlich!“ rief der Unteroffizier, als — es schlug gerade Zwölf — Meyersleben sich bei ihm meldete. „Wissen Sie nicht, daß Sie stets eine Viertelstunde vor angesetztem Dienst zur Stelle sein sollen? Ich werde Sie melden. Gehn Sie jetzt an Ihren Platz.“ Meyersleben ging an seinen Platz. Wenn man meint, die Drohung hätte ihn erschreckt oder er machte sich etwas daraus, angeschrieen worden zu sein, so irrt man sehr. In trotziger Gleichgültigkeit stand er da. Nur eine

Hoffnung lebte noch in ihm: Daß nämlich der Sergeant jetzt hingehn und dem Wachtmeister melden würde, die Wache sei angetreten, daß der Wachtmeister, wenn auch im Schlafrock, herauskommen würde, um die Wache zu mustern, daß inzwischen die Frau Wachtmeisterin für ihn gewirkt haben und Hinsch ihn freigeben würde. Aber der Wachtmeister hatte Kreisel schon am Morgen gesagt, er solle nur mit seinen Kerlen abmarschieren, ohne ihn erst aus seiner Stube zu rufen. „Stillgestanden!“ kommandierte der Sergeant und fing an, die Abteilung selber nachzusehn, ob auch bei allen alles in Ordnung sei. Meyersleben hatte sich soeben etwas zu Schulden kommen lassen und wäre darum gar nicht überrascht gewesen, wenn sein Vorgesetzter nun auch an seinem Anzuge allerlei zu tadeln gefunden hätte; denn bei sehr vielen Inspicienten hängt es lediglich von ihrem Belieben und sehr von Gunst oder Ungunst ab, ob sie etwas zu tadeln finden wollen oder nicht. Aber Kreisel war nicht der Mann zu kleinlichen Chicanen. Er schritt ruhig an dem Einjährigen vorüber und zog ihm nur das Bandelier etwas zurecht. Bei dem Gefreiten Bärmann hielt er sich länger auf. „Was haben Sie denn alles in den Taschen?“ fragte er und betastete von außen die unter dem Mantel hervortretenden Klumpen. Bärmann war ein alter Kerl und frech. Darum antwortete er: „Das ist eine Flasche mit Cognac.“ — „Alte Saufeule,“ sagte der Sergeant. „Die ist zu Grog für uns alle und gehört dem Einjährigen. Zucker und Citronen habe ich auch,“ erzählte Bärmann ganz gemütlich weiter, als ob er gar nicht in Reihe und Glied stände. „Schon gut,“ bemerkte der Sergeant nur und ließ den Fall auf sich beruhen. Es wurde abmarschiert, erst ohne Tritt den Korridor entlang und die Treppe hinunter; unten auf dem Hofe wurde Tritt gefaßt. Meyersleben war vorne links der erste Mann; Kreisel ging neben ihm. „Ich melde Sie natürlich nicht,“ sagte er zu dem Einjährigen. „Es kommt heute nicht darauf an, aus=

genommen, daß die auf dem Kuhturm etwas länger auf uns warten müssen. Aber eigentlich durften Sie mir nicht zu spät kommen. Wo sind Sie denn gewesen?" — „Bei meinem Gaul," antwortete Meyersleben noch immer recht mürrisch. „Sie ärgern sich wohl, daß Sie mit auf Wache müssen?" fing der Unteroffizier wieder an. „Ja, das ist Unglück und Unglück kann einem leicht passieren, wenn man bei den Soldaten ist; darum ist es aber auch dumm, wenn man sich darüber ärgert. Auf sich nehmen, was nicht zu ändern ist und in guter Laune dabei bleiben — sonst macht man sich selber die Strafe noch viel härter. Meinen Sie, ich zöge heute gerne nach dem Kuhturme hinaus? Der Dienst bringt es aber einmal mit sich und deshalb fällt es mir gar nicht ein, brummig zu werden und mir selber den kleinen Spaß zu verderben, der noch bei der Sache ist. Na, wir wollen uns schon amüsieren draußen." Diese verständigen Worte verfehlten ihren Eindruck auf Meyersleben nicht; er gab dem Sergeanten Recht und sagte, wenn er auch seinen Ärger nur schwer verwinden könne, so wolle er doch versuchen, es zu thun. Und damit war das Gespräch fürs erste beendet. Das Schneegestöber und der scharfe Wind schloß allen den Mund. Mit schwerem Tritt gegen das Wetter ankämpfend, zog der Trupp dem Kuhturm, seiner Bestimmung, zu. Meyersleben dachte ans Postenstehn und wurde sehr traurig.

Der Kuhturm lag nicht weit von der Stadt. Früher hatte er ziemlich weit von ihr gelegen; er war natürlich der Stadt nicht entgegengewandert, sondern die Stadt hatte sich ihm entgegengebreitet. So lange der Kuhturm stand, hatte er Sicherungszwecken gedient; in ältester Zeit war er Wartturm gewesen, als die Stadt sich noch selbst beschützte, dann Wachthaus geworden, als der Landesherr das Heerwesen seines Gebiets an sich nahm. Der Kuhturm wurde stets von Kavallerie besetzt, jedenfalls infolge alter Überlieferung. Früher mag es sehr praktisch gewesen sein, der

schnellen Meldungen wegen; jetzt aber schalten die Dragoner arg auf diese Bestimmung. Der Regiments-Kommandeur wohnte an der Promenade, kaum zehn Minuten von dem Turme entfernt, und da es von der Hauptwache bis zu ihm hinaus mindestens ebenso weit war, so zogen seine Ehrenposten mit nach dem Kuhturm, um von dort aus aufgeführt und abgelöst zu werden. Weil die Wachtmannschaft sich hierdurch vergrößert hatte, kommandierte sie nunmehr ein Unteroffizier, statt wie früher nur ein Gefreiter.

Ohne viele Umstände, ohne alle die vorgeschriebenen Formalien, die Kreisel sich selbst und seinem Kollegen schenkte, polterte der Sergeant mit seinen Leuten in die Wachtstube, begrüßte den Unteroffizier Hälmchen, der vom Sonnabend auf den Sonntag hier geweilt hatte, schickte einen Dragoner nach dem großen Heumagazin, einen andern auf den Hof hinter dem Kuhturm, wo allerhand der Militärverwaltung gehöriges Eigentum lagerte, Wagen standen 2c. 2c., um die dortigen Posten abzulösen (der Hofposten war zugleich Posten vor dem Gewehr) und weitere zwei Mann nach der Wohnung des Obersten, um dort das Gleiche zu besorgen. Die abgelösten Dragoner kamen zitternd vor Kälte in die Wachtstube, und Hälmchens Abteilung machte sich zum Abzug bereit. Sergeant Kreisel vergnügte sich damit, seinem Kollegen Schwierigkeiten wegen Übernahme des Wachtlokals zu bereiten, indem er nichts in gehöriger Ordnung finden wollte. Hälmchen spuckte Gift vor Wut, hatte aber doch heimlich eine ganz gehörige Portion Angst. „Und Sie, Kreisel!" zischte er beinahe, „werde ich melden, daß Sie eine halbe Stunde zu spät gekommen sind. Sie haben gewiß die Zeit über in der Kneipe unten am Thore gesessen!" — „Hälmchen," antwortete der Sergeant, „sei friedlich. Danke Gott, daß du überhaupt noch abgelöst worden bist. Der Rittmeister wollte dich mit deiner ganzen Bande noch bis morgen hier lassen, weil an euch doch nichts verloren ist und er meinte, es wäre schade, wenn einer von

seinen guten Leuten erfröre. Ihr könntet ihm gern erfrieren." — „Sergeant Kreisel, ich verbitte mich das Dutzen! Und ich werde Sie anzeigen, wegen respektswidrige Bemerkungen über Herrn Rittmeister." — „Ach, Hälmchen, das wirst du doch nicht thun?" bat der Sergeant. „Ich will auch das Wachtlokal übernehmen und dir quittieren, daß alles in Ordnung ist." — „Ich werde Sie's schon zeigen!" knurrte Hälmchen, sammelte seine Schar und zog ab. „So, nun ist Platz geworden, nun wollen wir uns gemütlich einrichten," sagte der Sergeant. „Pulverich, legen Sie Kohlen auf. Meyersleben, kommen Sie mit an den Ofen, so."

Sergeant Kreisel war der beste Unteroffizier im Regiment. Vor niemand hatten die Dragoner mehr Respekt; aber auch keiner von seinen sämtlichen Kollegen war beliebter als er. Den Dienst nahm er, wie man ihn nehmen muß, ernst und genau, aber durchaus nicht zu ängstlich. Er hatte den merkwürdigen Grundsatz, daß man bei den Gemeinen mit möglichst anständiger Behandlung am allerweitesten komme, und wenn er bei passender Gelegenheit auch fürchterlich fluchen und schelten konnte, so führte er doch nicht gleich bei der geringsten Veranlassung schon alle tausend Donnerwetter und die greulichsten Schimpfreden ins Feld, wie sonst bei seinen Kameraden leider sehr verbreitete Mode ist. Nichts war ihm verhaßter als jene kleinlichen Quälereien, die den wehrlosen Soldaten weit leichter zur Verzweiflung bringen, als selbst die größten und fortgesetztesten Anstrengungen des Dienstes. Es ist gar nicht unwichtig, das zu wissen, namentlich auch nicht, daß unser alter Bekannter Klemm noch niemals gewagt hatte, die Person des Sergeanten Kreisel bei den allerliebsten kleinen Streichen, die er sich so gerne gestattete, eine Rolle spielen zu lassen. Man war kaum eine Viertelstunde auf der Wache, als der Gefreite Bärmann schon anfing, in feiner Weise darauf zu bringen, daß der Grog gebraut würde. Er füllte den Wasserkessel und setzte ihn auf den eisernen Ofen. Er

packte den Zucker aus und fragte, wie viele Stück wohl nötig seien für die erste Portion. Er bat Meyersleben um dessen Taschenmesser zum Zerschneiden der Citronen, und als das alles noch nichts half, sprach er direkt aus, daß man sich auch innerlich wärmen müsse; die äußere Hitze des Ofens genüge nicht. Meyersleben richtete für den Sergeanten gerade das Wachtbuch ein, als der Gefreite seine eben erwähnte Ansicht über äußere und innere Wärme entwickelte. „Können Sie ordentlich Grog brauen?" fragte er. Bärmann versicherte, er könne es und bewies es auch sofort durch die That.

Alle Stunden sollten die Posten abgelöst werden, statt wie sonst alle zwei Stunden, wegen der Kälte. Dieser Befehl war von der Kommandantur gekommen. Kreisel hatte Meyersleben erlaubt, sich selber die Stunden, welche er stehen wolle, sowie den ihm bequemsten Posten auszusuchen. Er wählte sich die dritte Nummer und den Posten im Hofe, hinter dem Turm, wo es am geschütztesten war. Mit Grausen aber dachte er an den Augenblick, da er hinaus mußte; denn der Sturm heulte, daß der ganze Turm zitterte, und wenn man zum Fenster hinaussah, war es gerade so, als ob draußen ein Schneemeer seine vom Ocean aufgewühlten Wogen schlüge. Vor der Hand kann der Einjährige jedoch noch in der Wachtstube sitzen und mit dem Sergeanten und den übrigen Kameraden Grog schlürfen.

„Sehen Sie, es wird ganz gemütlich," sagte der Sergeant, nachdem er vorher tüchtig gehustet hatte; denn es war ihm ein Tropfen von dem hitzigen Getränk in die unrechte Kehle gekommen.

„Ja, wenn nur das Postenstehen nicht wäre," meinte der Einjährige sehr richtig und, die Gelegenheit beim Schopfe fassend, bat er, sich einen Stellvertreter unter den Anwesenden mieten zu dürfen, der seine Zeit mit abstände. Kreisel dachte einen Augenblick nach. „Nein," sagte er dann fest und bestimmt, „ob Sie es mir nun übel nehmen

oder nicht, Meyersleben, ich könnte es nicht verantworten, wahrhaftig nicht."

„Es kann ja niemand kontrollieren, Herr Sergeant," wandte Meyersleben dagegen ein.

„Es ist nicht deswegen, daß Sie zur Strafe auf Wache sind, Meyersleben; aber ich will nicht die Verantwortung dafür haben, bei diesem Wetter jemand zwei Stunden hintereinander auf Posten zu lassen. Es ist strenge befohlen, alle Stunden abzulösen, und ich werde, wenn es Nacht ist und die Kälte zunimmt, wahrscheinlich sogar schon alle halbe Stunden Ablösung kommandieren, ausgenommen den Posten beim Herrn Oberst. Wird sich übrigens heute auch wohl keiner finden, der für Sie aufzieht." Es fand sich doch einer; der Gefreite Bärmann meldete sich.

„Nichts da," sagte der Sergeant, „Sie haben mit dem Aufführen genug zu thun und sind überdies Gefreiter. Gerade bei einem Wetter wie heute revidieren die Herren Offiziere gerne alles recht genau, und da möchte ich doch in den Kochtopf fallen, wenn gemerkt wird, daß ein Gemeiner den Gefreiten spielt, während der Gefreite für einen Einjährigen Posten steht."

„Aber der Kalfaktor könnte mich ablösen," nahm Meyersleben wieder das Wort. „Pulverich," wandte er sich an den eben Genannten, „wollen Sie? Ich gebe Ihnen drei Thaler."

Pulverich grinste vergnügt. „Wenn der Herr Sergeant es erlaubt?"

Der Kalfaktor, zu deutsch „Warmmacher", ist ein Soldat, der größeren Wachabteilungen zur Bedienung mitgegeben wird. Das Ausfegen, Einheizen, Zusammenholen von allerlei Bedürfnissen für seine Kameraden und die wachthabenden Vorgesetzten ist sein Amt.

„Nicht wahr, Herr Sergeant, Sie erlauben es?" bat Meyersleben. „Ich will auch für Pulverich einheizen."

Kreisel lachte. „Sie und einheizen! Nein — es geht nicht. Pulverich ist erst vor acht Tagen aus dem Lazarett

gekommen, und gerade weil er nicht Posten stehen soll, hat der Wachtmeister ihn als Kalfaktor mitgegeben. Es thut mir leid, Meyersleben, Sie haben heute kein Glück. Wenn Pulverich nicht noch halb krank wäre, würde ich es erlaubt haben."

Und alles Bitten half nichts! Kreisel wollte durchaus nicht, daß jemand zwei Stunden hintereinander auf Posten bliebe. „Sie sind so gesund und stark wie die anderen," sagte er zu Meyersleben, „sind im Gegenteil noch stärker und haben eine viel bessere Pflege. Was jeder Dragoner aushalten muß, werden Sie auch aushalten können. Und jetzt wollen wir nicht weiter von der Sache reden. Geben Sie mir 'mal eine Cigarre, Meyersleben."

Meyersleben war höchst ergrimmt auf den Sergeanten und ließ es dadurch merken, daß er ihm zwar die Cigarre gab, sich aber von ihm weg und ans Fenster setzte, von wo er dem Spiel des Windes mit den Schneeflocken zusah. Um halb Drei mußte der Einjährige seinen Mantel anziehn, den Helm aufstülpen, seine Hände in ein Paar mächtige Fausthandschuhe stecken, die Plempe in seine Rechte nehmen und auf den Hof hinaus. Hui, wie pfiff der Wind, wie froren Finger und Fußzehen, Nase und Ohren! Keinen Augenblick durfte man auf demselben Flecke bleiben; unausgesetzt rieb Meyersleben sich mit seinen Handschuhen Nase und Ohren. Ein schönes Sonntagsvergnügen! Und das alles, weil er vor seinem Rittmeister nicht rechtzeitig Front gemacht hatte.

„Nein, Herr Sergeant!" rief Meyersleben ingrimmig, als seine Stunde um war und er wieder in die warme Wachtstube durfte. „An das Vergnügen werde ich meine Lebtage denken. Wenn ich nur nicht krank werde. Ich habe gestern schon die ganze Nacht gehustet!"

„Wenn Sie wirklich krank sind, Meyersleben, so will ich Sie nach der Kaserne zurückschicken. Aber Sie wissen,

Sie kommen dann sofort ins Lazarett," antwortete der Sergeant hierauf.

„Morgen werde ich krank sein, todkrank, und ich weiß, wer mich auf dem Gewissen hat," sagte der Einjährige.

„Ach was, man hält viel aus, weit mehr als man glaubt. Was haben wir nicht alles in Frankreich ausgehalten!" Und nun fing der Sergeant an, vom Feldzuge Anno 1870 und 1871 zu erzählen, eine volle halbe Stunde lang.

Meyersleben hatte aber seinen guten Grund, warum er das Schmollen gegen den Sergeanten wieder aufgab. „Bärmann," fragte er, „ist noch viel Cognac da?"

„Ach nee," entgegnete der Gefreite, „er ist gleich alle; was da ist, langt höchstens noch zu drei Glas."

„Ja, Herr Sergeant, da erlauben Sie wohl, daß Pulverich 'mal nach der Stadt geht und frischen holt," wandte sich Meyersleben an den Wachthabenden.

Kreisel meint, es sei gar nicht nötig, daß noch mehr Grog getrunken würde, es sei im Gegenteil schon genug getrunken. „Nachher werden mir die Leute müde, schlafen ein auf Posten und erfrieren wie ein Sperling."

Meyersleben rückte nunmehr damit heraus, er möchte sonst noch Verschiedenes durch Pulverich mitbringen lassen. „Sehen Sie 'mal, Herr Sergeant, ich habe keinen Bissen Mittagsessen gehabt und bin sehr hungrig, und etwas zu trinken müssen wir doch auch haben."

Kreisel macht noch eine Einwendung: die Anstrengung sei für Pulverich zu groß, bei diesem Wetter nach der Stadt und wieder zurückzulaufen; aber Pulverich widerlegt diese Einwendung selber: er sei stark genug und es würde ihm nichts schaden.

„Na, meinetwegen denn; aber halten Sie sich nicht zu lange auf."

Der Kalfaktor erhält einen langen Zettel, auf dem sehr viele gute Dinge stehn, die er in einem großen Korbe holen soll, und so viel Geld, wie diese guten Dinge vermutlich

kosten werden, außerdem auch die Weisung, einige interessante Bücher aus der Leihbibliothek auf Meyerslebens Namen mitzubringen. Der Mann geht, von den besten Segenswünschen aller begleitet; denn der Einjährige ist natürlich nicht so egoistisch gewesen, nur an sich zu denken.

Um halb Fünf kam der Kalfaktor aus der Stadt zurück. Kreisel merkte es gleich, daß der Kerl unterwegs zu viel Bier oder zu viel Schnaps getrunken hatte, sicher nicht auf eigene Rechnung. Meyersleben war gutmütig; er verlangte keine Abrechnung; er nahm nicht einmal die zehn Groschen, die der Kalfaktor wieder herausgeben wollte, sondern schenkte sie ihm. Von ein Viertel vor Fünf bis halb Sechs wurde geschmaust; dann, es half alles nichts, mußte Meyersleben wieder auf Posten. Doch auch die zweite Stunde verging. Er dachte viel, indem er auf und ab trabte, an seine Kameraden, die sich nun bald zum fröhlichen Souper versammeln würden, und an seinen Schimmel.

„Nicht wahr, Herr von Meyersleben, Sie sind noch nicht erfroren?" fragte der Sergeant, als sein Einjähriger wieder zu ihm hereinkam; eine ganz überflüssige Frage. Meyersleben aber schwur: morgen früh werde er erfroren sein.

Weil Kreisel es, zu Bärmanns tiefer Betrübnis, durchaus nicht dulden wollte, daß noch mehr Grog fabriziert werde — nur wer auf Posten zog, sollte, ehe er hinausging, ein Glas voll erhalten —, ließ Meyersleben aus einem nicht weit entfernten Gasthause, wo namentlich Fuhrleute zu verkehren pflegten, ein Fäßchen Bier holen. Das Bier war gut. Die gemeinen Dragoner tranken bescheiden; der Gefreite trank unbescheiden; Sergeant Kreisel trank viel. Nur Meyersleben hielt sich mäßig; er hätte lieber Wein gehabt; er war verwöhnt wie alle vornehmen und reichen Adligen. Die Leute plauderten oder lagen auf den Pritschen und schliefen. Bärmann las in einem der vom Kalfaktor mitgebrachten Bücher, das aber für seinen Bildungshorizont zu hoch zu sein schien; denn alle Augenblicke fragte

er nach der Bedeutung eines Wortes, zum Beispiel: Majonnaise, oder wie Saussouci ausgesprochen werde. Sergeant Kreisel, Meyersleben und der Dragoner Hell, ein netter und ordentlicher junger Mensch, fingen an, zusammen Skat zu spielen. Lange hatten sie sich aber noch nicht in ihre Karten vertieft, als die Thür aufging und ein ganz unerwarteter Besuch erschien.

Ungefähr um halb sieben Uhr, abends natürlich, verließ unser lieber Freund Klemm seine Wohnung. Er schlug einen Weg ein, den er zwar oft betrat, der aber nach einem Orte führte, an welchen ihn zur Stunde durchaus keine Pflicht rief — nach den Ställen. Sonderbar — glühte sein Busen plötzlich von Freundschaft für Meyersleben, regten sich weiche Gefühle selbst für das Leiden unvernünftiger Kreaturen in dem Herzen Klemms? Jedenfalls steht die Thatsache fest, daß er den kranken Schimmel, die Camelie, besuchte, sich längere Zeit mit ihm beschäftigte, ihn liebkoste, streichelte und drückte. „Passen Sie nur ja gut auf den Gaul auf," sagte er der Stallwache. „Ihr guter Lohn wird Ihnen dafür nicht entgehn." Den Wunsch des Postens aber, ihm einen Teil dieses Lohnes im voraus zu behändigen, weil er denselben sehr gut brauchen könne, schlug Klemm rundweg ab; Herr von Meyersleben habe ihn zu keinen Auslagen ermächtigt. Nachdem er den Stall wieder verlassen, wollte er sich zu dem in der Kochkunst wohlerfahrenen und deswegen hochberühmten Monsieur Boulecogne (der Wachtmeister hatte ihn den windigen Franzosen Pullecock genannt) begeben, fand aber, daß es noch zu früh sei. Das Lokal lag, wie wir wissen, an der Promenade, und als Klemm den Punkt erreichte, wo der Weg nach dem Kuhturme abbog, fiel es ihm ein, daß es zweckmäßig sein möchte, seinem Kameraden Meyersleben einen kleinen Besuch abzustatten, zum Vorvergnügen vor dem Souper. Das Schneegestöber hatte etwas nachgelassen; außerdem, was

machte sich Klemm aus einem kleinen Wege bei schlechtem Wetter, wenn es galt, einem tief gefühlten Bedürfnis Befriedigung zu verschaffen. Zwar Sergeant Kreisel kommandierte heute draußen; aber dadurch ließ Klemm sich nicht abhalten, änderte schnell entschlossen seinen Kurs und steuerte auf den Kuhturm zu. Er wußte schon, was er da wollte.

„Schönen guten Abend, Herr Sergeant, guten Abend, Herr von Meyersleben," sagte er, in die Wachtstube eintretend, und weidete sich an der Überraschung, die sein Erscheinen verursachte. Die Spieler legten ihre Karten nieder; Bärmann benutzte die Gelegenheit, sich ohne Aufsehn sein Seidel wieder vollzuschenken; die übrigen Soldaten guckten Klemm neugierig an, und der Dragoner Bolte meinte: „Nu kömmt Klemm, nu giebt es einen Spaß." Es gab auch einen; sonst wäre Klemm nicht Klemm gewesen und nicht nach dem Kuhturm hinausgelaufen. Mit sehr ernstem Gesichte trat er auf Meyersleben zu und sagte: „Herr von Meyersleben, ich komme nur Ihretwegen."

„Meinetwegen? Du lieber Gott, was ist denn passiert?" rief Meyersleben im Vollgefühle seiner ihm angeborenen Ängstlichkeit.

„Ich glaube, Ihr Schimmel ist tot," machte Klemm ganz ruhig seine Mitteilung. „Habt ihr da nicht Bier? Gebt mir doch auch ein Glas; ich bin durstig von dem weiten Wege." Der Gefreite Bärmann füllte sofort ein Seidel; er hatte Sympathien für durstende Menschen, und weil kein reines Trinkgefäß vorhanden war, spülte er das Glas, aus welchem vor einigen Minuten der appetitliche Dragoner Kröseblank getrunken, mit etwas Bier aus.

„Sie machen nur wieder Ihren Spaß, Herr Klemm!" rief Meyersleben. „Gar nichts glaube ich Ihnen!"

„Ich spaßen? Fällt mir gar nicht ein. Kann mir zu lebhaft vorstellen, wie einem zu Mute ist, dem sein Pferd krepiert, als daß ich meinen Spott damit treiben möchte. Ist wahrhaftig kein Vergnügen! Ja, Herr von Meyers-

leben (Klemm sagte immer Herr von Meyersleben, nie einfach Meyersleben), ich schwöre Ihnen: ich glaube, Ihr Schimmel ist gestorben.“ Er machte eine Kunstpause. „Ich glaube wahrhaftig, Ihr Schimmel ist jetzt schon tot,“ fügte er noch hinzu.

„Setzen Sie sich 'mal her, Klemm, und erzählen Sie ordentlich,“ befahl der Sergeant und blinzelte Klemm dabei an, zum Zeichen, daß er ihn durchschaue, aber mit einem kleinen Jokus ganz einverstanden sei.

„Gott wie heißt!“ rief Meyersleben. „Was soll er erzählen? Er erzählt ja doch nur Unsinn.“ Aber das Zittern seiner Stimme verriet die ihn beherrschende Aufregung.

„Wenn Sie mir mit solchem Mißtrauen entgegenkommen, so gehe ich wieder,“ sagte Klemm darauf und wollte sich schon wieder nach der Thür wenden.

„Nein, nein! Setzen Sie sich und erzählen Sie,“ wiederholte Kreisel seine Aufforderung.

„Eigentlich sollte ich doch gehn,“ meinte der Unglücksbote und zog ein ganz beleidigtes Gesicht, nahm aber doch auf der Bank neben dem Unteroffizier Platz, während Meyersleben stehen blieb, das Auge mit ängstlicher Spannung auf seinen Kameraden gerichtet — es konnte ja doch wahr sein, was Klemm gesagt.

„Also, Herr von Meyersleben,“ hub Klemm seinen genaueren Bericht an, „als ich aus meiner Wohnung fortgehe nach — na, ich will Ihnen das Herz nicht schwer machen, Sie werden schon wissen, wohin — fällt es mir ein, einen Gang durch den Stall zu thun. Eigentlich hätte ich dort nichts zu suchen gehabt und man ist froh, wenn man nicht drinnen zu sein braucht; aber ich that's Ihnen zu Liebe, um 'mal nach Ihrem Schimmel zu sehn, weil Sie selber heute doch verhindert sind, für ihn zu sorgen. Unter Kameraden muß man auch unaufgefordert gefällig sein. Denken Sie, finde ich da den Roßarzt im Stall, gerade wie er der Camelie alle Decken, die Sie dem Gaul

so sorgsam umgewickelt haben, abreißt und dabei schilt, was das für eine verrückte Einmummelei von Ihnen wäre, Sie wollten wohl die teueren wollenen Decken ruinieren und Ansteckungsstoff verbreiten! Darauf ließ er Ihre Camelie aus dem warmen Stand, mitten im Stalle, fort und wieder auf ihren alten Platz, neben der Thür, führen. Sie wissen, Herr von Meyersleben, es ist dort nicht einmal Stroh geschüttet, und das Fenster über der Heuraufe ist zerbrochen; es zog da ganz abscheulich. Warum thun Sie denn das? fragte ich den Roßarzt. Ach was, antwortete er mir, dem alten Schimmel ist doch nicht mehr zu helfen; für ihn bleibt es sich gleich, ob er hier im Zug steht oder oben bei den andern Pferden, die er doch nur beißt und ansteckt. Morgen schneide ich dem Gaul die Kehle auf und stecke ihm einen Halm in die Luftröhre, damit er Atem holen kann, wenn's überhaupt noch nötig ist, glaube aber, er krepiert noch heute Nacht. Ja, Herr von Meyersleben, das sagte der Roßarzt, und als er das gesagt hatte, gab er Ihrer Camelie einen Tritt. Ich meinte, Sie würden sehr böse werden, wenn Sie hörten, wie er Ihr Pferd behandelte; da nannte er Sie — — wissen Sie, wie er Sie nannte — —" Kunstpause.

„Wollen Sie nicht erst 'mal trinken," sagte der Gefreite Bärmann, den es beunruhigte, daß Klemm sein Glas noch nicht zum Munde geführt hatte, weshalb er es ihm etwas näher hinschob.

„Halten Sie doch den Mund und unterbrechen Sie nicht!" schalt Kreisel den Gefreiten. „Na, Klemm — was sagte der Roßarzt?"

Klemm nippte erst an dem Bier, sah Meyersleben an, und sprach weiter: „Da nannte er Sie einen alten Dämel. Nehmen Sie's nur nicht übel, Herr von Meyersleben, ich nenne Sie ja nicht so, ich berichte Ihnen nur, wie er Sie genannt hat. (Meyersleben nahm es aber doch übel.) Sie sollten ihm nur kommen, schimpfte der Roßarzt weiter, er

wolle Sie schon bedienen; und mir bedeutete er, ich möge mich gefälligst fortscheren. Unter uns, Herr von Meyersleben, haben Sie vielleicht etwas mit dem Roßarzt gehabt, ihm keinen neuen Hufreiniger à ½ Thaler abkaufen wollen, unter dem nichtigen Vorwande, Sie hätten schon ein ganzes Dutzend von ihm? Ich kann mir seine Rachsucht gegen Sie sonst gar nicht erklären. Für nichts und wieder nichts behandelt man doch die Schimmel seiner Nebenmenschen nicht schlecht!"

„Lügen Sie jemand anders was vor," sagte Meyersleben. „Nicht die Bohne glaube ich Ihnen. Der Roßarzt sollte mein Pferd mit Absicht absichtlich (Herr von Meyersleben gebrauchte beide Ausdrücke) morden! Er ist ja selber dafür verantwortlich und muß aufkommen für den Schaden."

„Ach so, Herr von Meyersleben, ich vergaß, der Roßarzt, hm, wie soll ich mich ausdrücken? er ist doch immer ein Vorgesetzter, hatte, wie mir schien, zu lange in irgend einer Kneipe gesessen und zwar nicht nur bei einem Glase. Als er den Stall verließ, da — ja, ich weiß wieder nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, da kam er mir vor, wie ein hoher Flaggenstock, der nicht fest genug in die Erde eingesenkt ist, ich meine einen recht langen dünnen Flaggenstock, bei starkem Winde. — Herr von Meyersleben, aus Freundschaft und Pflichtgefühl bin ich bei diesem abscheulichen Wetter den weiten Weg zu Ihnen hinausgelaufen, weil Sie vielleicht etwas für Ihr Pferd thun können. Es sollte mir leid thun, wenn meine Bemühung vergebens gewesen wäre. Haben Sie eine Bestellung — ich will sie mit Vergnügen besorgen."

„Haben Sie mich auch wirklich nicht zum besten?" fragte Meyersleben, den Klemms letzte Worte, namentlich die Art, wie er sie vorgebracht, von der Wahrheit der ihm gemachten Mitteilungen bereits fast gänzlich überzeugt hatten.

„Wie können Sie nur denken, daß ich Sie in solcher

Sache zum besten haben möchte," erwiderte Klemm mit dem ehrlichsten Gesichte von der Welt.

„Aufrichtig, Klemm," redete der Sergeant ihn an, „ist die ganze Geschichte wieder einer von Ihren berühmten Streichen, oder haben Sie nicht gelogen?"

„Ich habe nicht gelogen, Herr Sergeant. Haben Sie sich auf eine Bestellung besonnen, Herr von Meyersleben?" Klemm machte sich zum Gehn fertig. Sein Zweck war erreicht, Herrn von Meyersleben in Angst und Sorge um seinen Schimmel gestürzt zu haben.

„Warten Sie noch einen Augenblick," sagte Kreisel. „Die Stallwache hat jedenfalls so gut gemerkt wie Sie, daß Roßarzt Plinker betrunken war; also wird sie wohl die Camelie wieder in den alten Stand gebracht haben, als er fort war."

„Nein, Herr Sergeant — Plinker befahl strenge, den Schimmel da stehn zu lassen, wo er ihn hingestellt habe und ihm ja keine Decken umzuhängen. Er sagte, er würde nach einer Viertelstunde wiederkommen und sehn, wie es mit dem Gaul ginge. Ach, es brach mir beinahe das Herz, als das arme Tier sich auf das harte kalte Pflaster niederlegte. Und wie es zitterte vor Frost!"

„War denn der Unteroffizier du jour nicht da?" forschte Kreisel weiter.

„Was kann der machen, wenn der Roßarzt befiehlt?" Und damit hatte es seine Richtigkeit.

„Da wäre ich doch an Ihrer Stelle zum Wachtmeister gegangen und hätte dem die Sache gemeldet. Das wäre viel praktischer gewesen, als hier herauszulaufen zu Meyersleben, der auf Wache ist und nicht fort kann," meinte der Sergeant weiter.

„Ja, Sie haben schon recht; aber es lag eben zunächst, hier herauszukommen, um Herrn von Meyersleben Bescheid zu sagen. Es konnte doch immerhin etwas nützen."

Meyersleben stellte sich in streng dienstlicher Haltung

vor den Wachthabenden hin. „Herr Sergeant — ich bitte um eine Stunde Urlaub, um nach meinem kranken Pferde zu sehn,“ sagte er.

„Sie wollen eine Stunde Urlaub?“ wiederholte Kreisel. „Den dürfte ich Ihnen schon geben — — aber erst muß mir Klemm noch einmal versichern, daß er nicht geflunkert hat.“

Klemm war durch Meyerslebens Urlaubsgesuch etwas überrascht worden. Aber er überlegte schnell: sagte er jetzt Nein, so hatte der Spaß damit seinen ganz trivialen Abschluß gefunden; aber er war durchaus nicht geneigt, letzteren schon eintreten zu lassen. Kurz entschlossen sagte er darum: „Ich versichere es!“ Es war doch wenigstens etwas, wenn Meyersleben im Galopp nach den Ställen rannte, um alles noch so zu finden, wie er es verlassen hatte, nur mit einer kleinen Ausnahme.

„Ja, und dann muß Klemm an Ihrer Stelle hierbleiben. Es kann gerade revidiert werden, wenn Sie weg sind, und ob bei dem Herrn Offizier Ihr krankes Pferd als genügender Grund für Ihren Urlaub gelten wird, deswegen bin ich gar nicht so sicher. Wollen Sie Ihrem Kameraden den Gefallen nicht thun, Klemm?“ fragte der Sergeant.

Klemm witterte eine Falle. „Sehr gerne,“ antwortete er, „aber nur unter der Bedingung, daß Herr von Meyersleben pünktlich nach einer Stunde wieder da ist und ich während dieser Stunde nicht auf Posten brauche für ihn.“ Eine Stunde in einem warmen Wachtlokale zu verbringen, Bier zu trinken und Karten zu spielen, war nichts Ungemütliches. Zum Beschluß winkte ihm die Scene mit dem wiederkehrenden Meyersleben, und bei Boulecogne nachher konnte er dann den Kameraden brühwarm den Spaß erzählen. Er war fest überzeugt, daß der Sergeant alles längst gemerkt und gar nichts dagegen habe, wenn er dem leichtgläubigen Meyersleben einen kleinen Streich spiele; sonst würde der Sergeant auch seinem ganzen Bericht gegen=

lieber ein viel kritischerer Beurteiler, als wie er sich gezeigt, gewesen sein.

Klemm wurde mit Hilfe des Wachtbuches bewiesen, daß Meyerslebens Reihe, Posten zu stehn, erst wieder um halb Neun eintraf; jetzt war es noch nicht halb Acht. Meyersleben wollte allerhand Versicherungen, Eide, Schwüre, sein Manneswort darauf geben, daß er in einer Stunde pünktlich wieder sich melden wolle; aber Kreisel unterbrach ihn: „Lassen Sie das nur. Ich gebe Ihnen eine Stunde Urlaub. Und sind Sie nicht zur richtigen Zeit zurück, so muß ich Sie melden. Versprechungen werden leicht vergessen; ich befehle, da ist man sicher. Na, nun geben Sie Klemm Ihr komplettes Zeug und Ihren Mantel."

Klemm bezeigte wenig Lust zu dem Tausche, sah aber doch ein, daß es nötig sei, wenn er hier die Rolle eines Soldaten auf Wache auszufüllen habe. Er gab Meyersleben seine feine Mütze, seinen Extra-Säbel und seinen Extra-Mantel, während er sich selber dessen Kommißplempe umgürtete — aber unter seinen feinen Waffenrock, damit er denselben nicht verderbe —, einen Postenmantel anzog und über diesen das Bandelier legte. Meyersleben dankte seinem Kameraden viele tausend male mit überschwänglichen Worten für seine Freundlichkeit. Bescheiden lehnte Klemm alle Danksagungen ab. „Machen Sie nur jetzt, daß Sie fortkommen," mahnte der Sergeant. „Ihre Stunde vergeht sonst. Und hören Sie 'mal, wenn Sie für Ihren Schimmel was thun können, ohne erst zum Wachtmeister zu laufen und den Roßarzt zu verklagen, dann richten Sie es lieber so ein, erstens, damit keine große Geschichte wird und zweitens, weil es besser ist, der Wachtmeister weiß nicht, daß ich Ihnen Urlaub gegeben habe, wenn es nicht gerade sein muß, daß er es weiß. Nehmen Sie sich auch sonst in acht, daß Sie niemand sieht. Nun, adieu." Meyersleben ging. Kaum war er vor der Thür, als Kreisel ihm nachlief und ihm, unter vier Augen, bedeutete: „Sie

brauchen sich nicht so zu beeilen. Es kommt nicht darauf an, wenn es auch etwas später wird als um halb Neun." Dann kehrte er in die Wachtstube zurück. Meyersleben dachte, im Notfall, aber auch nur im Notfall werde er von der ihm eben gegebenen Erlaubnis Gebrauch machen; es wäre doch schändlich von ihm gewesen, Klemm, der sich so freundlich gegen ihn gezeigt, länger als versprochen, warten zu lassen. Er stellte es bei sich fest: Klemm wäre doch ein guter Mensch.

Im Dauerlauf durchmaß er den ganzen Weg vom Kuhturm nach den Ställen, ohne Rücksicht darauf, daß er durch solche Parforcetour wenigstens den Grund zu einer galoppierenden Lungenschwindsucht legte. Keuchend trat er in den Stall — ruhig lag der Stall da wie immer abends, wenn der Dienst vorüber ist. Angenehm warme Luft füllte den langen Raum, den drei von den Deckbalken herabhängende Thranlampen matt erleuchteten. Die Pferde naschten von ihrer frischen Streu und standen oder lagen meist ruhig kauend da; nur einzelne klirrten mit den Ketten oder wieherten leise im Traume. In einem leeren Stande lagen die beiden Posten der Stallwache, die gerade Ruhepausen hatten, auf dem Stroh unter wollenen Pferdedecken und schliefen; der Wachthabende saß auf einem umgekehrten Stalleimer, den Rücken an einen Pfeiler gelehnt und rauchte verstohlen aus einer kurzen Pfeife, den Rauch vorsichtig in kleinen Wolken nach verschiedenen Richtungen hin aus seinem Munde blasend. Auch dieses Mannes Geist schien, trotz seiner Beschäftigung mit der Pfeife, bereits dem Alltagsleben entrückt, in besseren Regionen zu schweben. Alles im Stalle atmete Ruhe und idyllischen Frieden; kein leises Zeichen deutete darauf hin, daß hier vor kurzem erst eine so grausame That verbrochen worden, wie Klemm sie beschrieben.

In die Höhe fuhr der Dragoner auf dem Eimer, als Meyerslebens Schritt auf dem langen, reinlichen Stallgang

ertönte. „Ruhig, Bandwurm!“ ruft er — Bandwurm ist ein Pferdename — und durch diesen Ruf will er zeigen, daß er nicht schläft. Geschickt und schnell versteckt er seine Pfeife unter dem Eimer, nachdem er die Asche festgedrückt hat, damit kein zu stark sich entwickelnder Qualm ihn verrate. „Ach so, Sie sind es, Einjähriger,“ sagt er, den Besucher erkennend, „Sie wollen wohl nach Ihrem Pferd sehn?“ — „Wo ist die Camelie?“ fragt Meyersleben ganz atemlos. Der Posten schaut ihn verwundert an. „Nun, da, wo sie immer gestanden hat,“ antwortete er. Zugleich setzt er sich in Bewegung, um Meyersleben, der kaum auf die Entgegnung gehört hat, als Führer zu dienen. Ein paar Schritte, und sie sind an dem warmen, geschützten Stande in der Mitte des Stalles, wo Meyersleben seine Camelie, seitdem sie krank geworden, untergebracht hat. Der Gaul steht ruhig da, wie er ihn verlassen, und scheint zu schlafen. Nur die hintere Decke ist herabgerutscht; der Gaul hat sie natürlich nicht besser behandelt, als die übrige Streu und die Streu insbesondere, die seiner Hinterhand am nächsten ist; einen Fuß hat er auf sie gestellt.

„Na, Einjähriger, was wundern Sie sich denn?“ fragt der Dragoner. Meyersleben beißt die Lippen aufeinander und murmelt etwas Unverständliches vor sich hin. Darauf will er die gefallene Decke aufheben, aber der Posten kommt ihm zuvor, schüttet den auf sie gefallenen Mist von ihr ab, breitet sie wieder über den Rücken und befestigt sie sorgsam. Das Pferd erwacht bei diesem Vorgange, sieht sich um und erkennt jedenfalls seinen Herrn; denn es scharrt mit den Füßen. Auch die übrige Vermummung untersucht der gefällige Mann, und bei dieser Gelegenheit sagt er: „Einjähriger, was hat Ihr Pferd denn da auf der Nase?“ Meyersleben tritt zu ihm in den Stand und findet an der linken Backe seines Schimmels sowie vorn am Kopfe desselben, dicht über den Nasenlöchern je eine ausgezeichnet gelungene Karikatur seiner eigenen werten

Person; und, als er den Kopf des Gaules dreht, findet er auf der rechten Backe noch eine.

„Gott, was für 'ne Dummheit!“ sagt Meyersleben.

Der Dragoner lacht. Die Camelie fühlt sich durch die beiden Personen in dem ihr zukommenden Platz beengt, drängt gegen den Flankierbaum und belästigt ihren Nachbar rechts, der seinerseits durch Ausschlagen nach hinten und durch Beißen nach links reagiert. „Gehn Sie nur hinaus,“ bedeutet Meyersleben dem Posten, „ich will's schon allein abmachen.“ Er hofft, der Posten habe nicht ordentlich gesehn, was die Bilder darstellten; aber er sah es doch und hat sich's nicht nehmen lassen, es am selben Abend noch der ganzen Stallwache und am nächsten Morgen in der ganzen Schwadron herumzuerzählen.

Hastig bemüht sich unser Einjährige, dessen Nase bei den erwähnten Karikaturen als Hauptstoff hatte dienen müssen, die Schandzeichnungen abzukratzen; es ging aber durchaus nicht leicht; sie waren mit Gummiarabicum gut und fest angeklebt. Die Camelie benahm sich zum Überfluß recht thöricht bei der Prozedur und gebärdete sich gerade so, als ob sie meinte, es solle ihr ein Zahn ausgezogen werden. Endlich war der Kopf des Schimmels rein von jeder unnötigen Anspielung auf ihren Herrn; Meyersleben legte noch eine letzte ordnende Hand an den Deckenverband seines Gaules, streichelte ihn, gab ihm einen leichten Schlag auf den Rücken und kehrte dann auf den Stallgang zurück.

„Der Einjährige Klemm war vorhin hier,“ erzählte der Dragoner und wollte jedenfalls noch weiter fortfahren. „Weiß schon,“ unterbrach ihn Meyersleben, „weiß alles, finde es gräßlich dumm.“ — „Ja, es ist auch dumm,“ bestätigte der Posten. „Aber gehn Sie jetzt man ruhig zu, Einjähriger. Wir wollen schon vor Ihren Schimmel aufpassen, daß ihm nix passieren soll.“ Meyersleben betrachtete sich seine Camelie noch eine Weile lang, fand, ihr ..es Wesen und Benehmen lasse auf eine Besserung ihres

Zustandes schließen, bemerkte mit Freuden, daß sie ihre Portion Heu aufgefressen habe und dachte dann wieder ans Fortgehn. Zur größeren Sicherheit schärfte er dem Posten ein, nichts von seiner Anwesenheit im Stalle zu verraten, was der Posten zwar versprach, aber durchaus nicht zu halten gewillt war und richtig auch nicht gehalten hat. Er begleitete Meyersleben bis an die Stallthür, hörte dessen Instruktionen betreffs der Camelie geduldig und aufmerksam an und, als Meyersleben vergaß, ihm ein Trinkgeld zu geben, sondern sich ohne Verabreichung eines solchen entfernen wollte, erinnerte er ihn daran: „Na, Einjähriger, Sie werden doch nicht so fortlaufen.“ — „Ach so,“ sagte Meyersleben, zog seine Börse und gab dem Manne fünf Groschen, die dieser bestens dankend einsteckte, worauf er sich noch für seine anderen Kameraden auf Stallwache aufopferte, indem er um etwas Geld zu einem Kruge Bier für alle bat; er that ganz unverfroren — nach weitverbreiteter Ansicht unter den Soldaten sind Freiwillige, und namentlich Freiwillige der Kavallerie, verpflichtet, bei jeder nur möglichen Gelegenheit Trinkgelder zu spenden und ebenso, diese Gelegenheiten ja in nicht zu langen Pausen aufeinanderfolgen zu lassen, wollen sie anders ihren Kredit behaupten. Meyersleben entledigte sich nochmaliger fünf Groschen und durfte dann abziehn.

Der Dragoner — er hieß Reul und wird sich sehr freuen, wenn er sich hier verewigt finden sollte — steckte seinen Raub in die Tasche, holte dann seine Pfeife unter dem Eimer hervor (als er ihn umkehrte, stieg zu seinem Schrecken eine ganze Dampfwolke, die sich in dem Eimer gleichsam wie in einem Küchenrauchfang gesammelt hatte, auf); löschte die Pfeife gänzlich, klopfte sie aus, brachte sie sicher in einer inneren Brusttasche seiner Drillichjacke unter und weckte darauf seinen Kameraden Birkenbrecher, unter dem Vorwande, es sei neun Uhr und seine Reihe, Posten zu stehn. Birkenbrecher wollte es nicht glauben; aber Reul

fluchte und schwor und schimpfte so lange, bis Birkenbrecher sich endlich doch ermannte, worauf unser geriebener Patron sich an des Aufgestöberten Platz in dessen Decken einwickelte und bald sanft schlief. Er rechnete fest auf des Wachtmeisters Abwesenheit im Theater, rechnete ferner darauf, daß der Unteroffizier du jour ebenfalls fest auf diese Abwesenheit rechnen werde und in einer nahen Kneipe Bier tränke und mit irgend jemand Karten spiele und glaubte daher vor jeder Störung sicher zu sein. An den Offizier du jour aber dachte er nicht einmal — der kam nie, wenn es nicht ein neugebackener Lieutenant war oder ein ehemals einjährig-freiwilliger Vicewachtmeister — ich weiß, es ist kein gutes Deutsch; aber man sagt es nun einmal so beim Militär — war, der auf Avancement spekulierte (als ob irgend jemand es ihm Dank wüßte, wenn er abends oder spät nachts durch die Ställe lief, um irgend einen armen auf Posten eingeschlafenen Soldaten abzufassen); von beiden Sorten gab es zur Zeit niemand, weder in der Schwadron, noch überhaupt im Regiment. Vielleicht fällt es dem Leser auf, daß Neul so that, als ob er gar keine fünf Groschen zu Bier für die Stallwache erhalten habe, sie weder in Natura teilte, noch Bier dafür holte — so dumm war Neul nicht!!

Brechen wir das Stallwachen-Idyll ab und kehren wir wieder nach dem Kuhturm zurück.

„Na," fing Klemm an, als der Sergeant wieder in die Wachtstube trat, „wird Meyersleben Augen machen, wenn er in den Stall kommt! Und, was er wohl erst sagt —"

„Wie meinen Sie das?" unterbrach ihn der Sergeant trocken.

„Nun, ich meine das so, wie Sie es doch auch meinen, daß Meyersleben mit seiner Leichtgläubigkeit tüchtig reingeplumpst und die ganze Geschichte zum Todlachen ist."

„Also, Sie haben doch gelogen?" fragte der Unteroffizier in strengstem Tone.

Klemm wurde etwas schwül. „Es war alles Unsinn natürlich. Ich dachte, Sie hätten es längst gemerkt und wären auf den Spaß mit eingegangen."

„So," sagte Kreisel, „da haben Sie sich wieder nett was eingebrockt. Jetzt können Sie sich nur auf strengen Arrest gefaßt machen, und dann sind Sie auch Ihre Gefreitenknöpfe los. Es ist gut."

Klemm erschrak aufrichtig. Er wußte, der Sergeant scherzte nicht, namentlich nicht, wenn er seinen kalten und trocknen Ton anschlug. Aber der Sergeant scherzte doch; er wollte indessen nicht auch nur das geringste Einverständnis mit Klemm zugestehn – wenn durch einen Zufall alles herauskam, konnte ihm ein solches viel Verdruß und Ärger bereiten. Und wenn Klemms Plan gewesen war, Herrn von Meyersleben zu necken, so war Kreisels Plan, den lieben Herrn Klemm in seiner eigenen Schlinge zu fangen.

„Bitte, Herr Sergeant," sprach Klemm, „das ist nicht Ihr Ernst, daß Sie mich melden wollen. Ich habe wahrhaftig geglaubt, Sie wüßten, was ich beabsichtigte. Wenn ich mir was Böses dabei gedacht, so würde ich doch nicht hiergeblieben sein, um auf Meyerslebens Rückkunft zu warten. Nein, es ist Ihr Ernst nicht — Sie haben mir doch auch zugeblinzelt."

„Dann haben Sie das Blinzeln falsch verstanden. Gewiß ist Ihr Streich wieder nur Leichtsinn — aber der hat Sie diesmal schön hereingeritten und wird Sie später im Leben noch vielmehr in die Tinte bringen, wenn Sie sich nicht bessern," antwortete Kreisel.

Klemm machte einen neuen Versuch, sich zu entschuldigen; der Wachthabende befahl ihm zu schweigen, sich ganz ruhig zu verhalten, nahm ein Buch vor und fing an zu lesen, ohne sich weiter um den Einjährigen zu kümmern, der in nicht geringer Besorgnis dasaß und nur noch die einzige Hoffnung hatte, daß es ihm später gelingen werde, den Sergeanten durch Bitten von einer Meldung abzu-

bringen — sonst, darüber täuschte er sich nicht, ging es ihm schlimm: belügen eines Vorgesetzten in solcher Weise, zog stets schärfste Ahndung nach sich. Alle, die in der Wachtstube waren, fühlten die Katastrophe, und keiner sprach ein Wort. Nur Bärmann sagte leise zu Klemm: „Was das nun wieder für ein dummer Einfall war. Da, trinken Sie 'mal."

Es wurde halb Neun. Kein Meyersleben kam; aber dafür kam an Meyersleben die Reihe, wieder Posten zu stehn. Der Sergeant sah nach der Uhr. „Klemm," sagte er, „machen Sie sich fertig, Sie müssen auf Posten."

Das fehlte Klemm gerade noch. „Ich?" fragte er.

„Ja, Sie — Sie sind für Meyersleben eingetreten und haben seinen Dienst zu thun, bis er wieder da ist."

„Er hat versprochen, um halb Neun wieder da zu sein."

„Das machen Sie mit ihm ab; ich halte mich an Sie. Sie haben den Posten hier auf dem Hofe. Vorwärts — marsch!"

Klemm spürte nicht die geringste Lust, draußen im Schnee hin und her zu rennen wie ein wildes Tier in seinem Käfig — das wäre ihm ein schöner Tausch gewesen gegen das Souper bei Boulecogne. Wie verwünschte er die unglückselige Idee, nach dem Kuhturm zu wandern und Herrn von Meyersleben zu necken. „Darf ich mich denn nicht wenigstens ablösen lassen?" fragte er.

„Thut mir leid, habe ich Meyersleben auch nicht erlaubt. Es soll niemand länger als eine Stunde draußen bleiben."

„Aber der Kalfaktor — —"

„Soll nicht Posten stehn, hat der Wachtmeister verboten. Und jetzt gehn Sie endlich."

Trotzig entgegnete der Einjährige: „Ich bin Gefreiter und brauche nicht Schildwacht —"

„Was!" unterbrach ihn Kreisel. „Sie wagen noch, sich zu widersetzen. Augenblicklich — —" der Sergeant wies drohend nach der Thür.

Klemm hielt es für das geratenste, seinen Vorgesetzten nicht noch weiter zu erzürnen. Ohne den Säbel aus der Scheide zu nehmen, polterte er zur Thür hinaus. „Na, das hat aber lange gedauert," schalt der Dragoner Billig, den er abzulösen hatte und dann machte, daß er in die warme Wachtstube kam. Die Wut in Klemm! Erst stand er eine Zeitlang still auf demselben Flecke. Als die Kälte ihn zwang, sich zu bewegen, stampfte er schräg über den Hof, von einer Ecke zur andern, immer hin und her, den Säbel, den zu ziehn er sich nicht die Mühe genommen, nachschleppen lassend, die Hände, denn er war ohne Handschuhe hinausgegangen, in die Rockärmel gesteckt. Wenn auch die Ronde kam, es war ihm gleichgültig. O, wie fluchte er auf Meyersleben, den Ungetreuen, auf den Sergeanten, auf sich selber. In seinen dünnen, feinen Stiefeln erfroren ihm fast die Zehen. Gegen den feinkörnigen Schnee half kein Schutz; er fühlte ihn auf der bloßen Haut am Halse und auf der Brust. Keine geschützte Ecke gegen den eisigen Nordost auf dem ganzen Hofe. Das hatte er heute Mittag nicht gedacht, als er Meyersleben gute Wache wünschte, daß er diese Wache für Meyersleben thun würde, während der langnasige Einjährige — — ha, der saß ganz sicher bei Boulecogne, schmauste und trank und ließ ihn warten zur Strafe für sein niederträchtiges Anlügen. Und was morgen noch folgte, wenn der Sergeant ihn meldete! Er nahm sich allen Ernstes vor, niemand wieder einen Possen spielen zu wollen. Er war einig mit sich: seine grausame Strafe stand in keinem Verhältnis zu dem unschuldigen Scherze, den er sich erlaubt. O, dieser heimtückische Jude! Ein erwünschter Vorwand war ihm der krank gemeldete Schimmel, um von der Wache fortzukommen und ihn, Klemm, dort sitzen zu lassen. Aber er sollte es ihm schon büßen, mochte Gott ihm gnädig sein in dem Augenblick, da er ihm zunächst wieder vor das Antlitz kam! Er wollte ihn fordern auf Säbel, auf Pistolen, ihn erst mit der blanken Waffe

verstümmeln und dann wie einen Hund totschießen. Er dachte nicht daran, daß Herr von Meyersleben unter keinen Umständen auf ein Duell eingehn würde, überhaupt schon sehr oft und höchst energisch alle Duelle für Unsinn erklärt hatte.

Um halb Zehn wurde Klemm abgelöst. Er hatte ganz vergessen, daß es eine Ablösung vom Posten auf dieser Welt noch gäbe. Drinnen in der Wachtstube schüttelte er den Schnee ab, schrie den Gefreiten Bärmann an, ob er ihn vielleicht auslache und stellte sich zuletzt vor den Sergeanten hin, mit den Worten: „Bin ich entlassen?"

„Wenn der Einjährige von Meyersleben wieder da ist, können Sie gehn," entgegnete ihm Kreisel ruhig und las weiter.

„Könnte nicht jemand nach dem Einjährigen von Meyersleben geschickt werden?" fragte Klemm weiter.

„Nein," antwortete der Sergeant, ohne von seinem Buche aufzublicken.

Klemm setzte sich auf eine der Pritschen und brütete vor sich hin. Sergeant Kreisel wünschte sehr, Meyersleben möchte erst um Mitternacht wieder eintreffen, damit er Klemm noch einmal auf Posten schicken könne. Und so geschah es auch. Um halb Zwölf hieß es: „Klemm, Sie sind an der Reihe!" Und es blieb Klemm nichts weiter übrig, als zum zweitenmale auf Schildwacht zu ziehn.

Als er um halb Eins vom Posten zurückkam, war das Feuer im Ofen erloschen und nicht eine einzige Kohle mehr da, um es wieder in Brand zu bringen. Der Kalfaktor hatte unverantwortlich mit dem vorhandenen Vorrat gewirtschaftet, und daß der Sergeant fluchte und wetterte, ergänzte den Kohlenvorrat nicht wieder. Alle mußten eben frieren. Durch Thür- und Fensterritzen zog es zum Erbarmen; ein Luftstrom wie vom Nordpol her, drang durch den Schornstein und den Ofen in die Stube. In ihre Mäntel eingehüllt lagen die Soldaten auf den Pritschen. Bärmann schien den Gedanken nicht fassen zu können, daß der Ofen kalt sei und wich nicht von seiner Seite. Der

Sergeant mochte nicht mehr lesen. Er ging in dem nicht sehr großen Raume auf und ab und hielt Reden über Pulverichs Dummheit, daß er mit dem Brennstoff nicht besser Haus gehalten habe. Er versprach den Dragonern: wenn die Ronde dagewesen sei, ziehe er den Hofposten und den Posten beim Heuschober ein; dagegen müßten dann aber alle der Reihe nach vor des Obersten Wohnung. Die Ronde kam nicht, und endlich legte Kreisel sich zum Schlafen nieder, auch Klemm vergaß seinen Kummer und nickte ein. Um halb Drei weckte ihn Bärmann. „Sie sind wieder dran."

„Bärmann," sagte Klemm, „wenn Sie für mich aufziehn, gebe ich Ihnen einen Thaler." Bärmann warf einen Blick nach dem Sergeanten, bat sich den Thaler gleich aus und zog hinaus. Es war wenigstens eine kleine Genugthuung für Klemm, den Sergeanten um die dritte Postenstunde zu beschummeln. Kreisel merkte glücklich nichts. Als er um Fünf erwachte und fragte: „Klemm, haben Sie gestanden?" log Klemm: „Ja." Es beunruhigte Kreisel, daß Meyersleben noch nicht wieder da war; doch ließ er sich deswegen noch nichts merken. „Wann reiten Sie?" richtete er nach einer Weile wieder das Wort an Klemm. „Um Zehn," erwiderte der Einjährige. „Um Neun entlasse ich Sie, früher nicht, und ist der verdammte Meyersleben dann noch nicht wieder da, so schicke ich Sie selbst mit der Meldung an die Kommandantur." — „Und wenn Meyersleben nun kommt?" Kreisel verstand den Sinn dieser Bemerkung. „Dann will ich die Geschichte für diesmal so hingehn lassen, weil Sie schon genug bestraft sind, vorausgesetzt, daß Meyersleben von niemand abgefaßt ist; denn dann ist nichts mehr zu verbergen." — „Wissen Sie was, Herr Sergeant — wenn alles herauskommt, werden Sie auch bestraft. Sie hatten kein Recht, mich hier zurückzubehalten; wenn Meyersleben fortblieb, so konnten Sie ihn ja melden, durften aber nicht einen andern Einjährigen gewaltsam zum Ersatz pressen." Es war sehr frech von Klemm, so zu sprechen; aber

im Grunde konnte ihm der Sergeant nicht unrecht geben. „Wer bestraft wird, das wird sich finden," meinte er, „fürs erste aber gehorchen Sie ganz strikte meinen Befehlen, sonst möchten Sie so schlimm anlaufen, wie Sie kaum ahnen."

Um halb Sechs spazierte Klemm wieder auf dem Hofe hin und her, um das alte, der Militärverwaltung gehörige Gerümpel und verschiedene Wagen zu bewachen. Der Sturm hatte sich ziemlich gelegt; es schneiete auch nicht mehr. Indem Klemm über sein Erlebnis nachdachte, konnte er nicht umhin, sich einzugestehn, daß er eigentlich sehr wohl verdient habe, was ihm widerfahren sei; er wäre in Meyerslebens Stelle auch nicht wiedergekommen. Seine Hauptsorge bestand übrigens darin, daß Meyersleben etwa vom Rittmeister angehalten sei, oder sonst auf irgend eine Weise höhere Vorgesetzte seine, Klemms, neue Heldenthat erfahren hätten; auf seinem Kerbholz stand schon viel — er machte sich auf ein kleines Donnerwetter gefaßt. Wie wünschte er Meyersleben herbei; er wollte ja gerne alle Rachegedanken aufgeben. Meyersleben kam aber immer noch nicht. Was half's; er mußte warten. Ungeduldig durchstampfte er den hohen Schnee, ganz darein ergeben, daß seine teueren feinen Stiefel gänzlich ruiniert wurden, sowie auch darein, daß er am nächsten Tage einen Schnupfen vom stärksten Kaliber am Halse haben werde; er fühlte ordentlich das Wasser an seinen Füßen.

Mittlerweile wurde es heller und heller. Teils aus Neugier, teils aus Langerweile stieg Klemm auf die Räder der Wagen, die im Hofe standen, um ihren Inhalt zu erforschen. Die meisten waren leer; bei einem aber entfuhr ihm ein leichter Ausdruck der Freude und des Erstaunens. Flugs sprang er wieder vom Rade herunter, eilte mitten durch einen Schneehaufen nach der Wachtstube und schaute durch die Thür in sie hinein. „Was wollen Sie, Klemm? kommt Meyersleben?" — „Nein, Herr Sergeant, aber Steinkohlen habe ich gefunden." Kreisel befahl nun nicht

gerade, von den Steinkohlen zu stehlen; aber er ließ es ruhig geschehn, daß der Kalfaktor, von Bärmann unterstützt, den Kohlenkasten wieder füllte und alsbald ein Feuer anfachte, als gälte es, den Thran aus sieben Walfischen herauszusieden, nicht aber dreiviertel Dutzend Dragoner, die über Nacht etwas gefroren hatten, wieder zu erwärmen.

Klemm genoß mit Behagen die Frucht seines Spürsinnes, als die letzte Stunde, die er unentgeltlich für Meyersleben auf Posten zugebracht, in das Meer aller Ewigkeiten hinabgetaucht war und die Wachtstube ihn wieder aufnahm. Aber Wärme war ihm nicht genug. Er fühlte Hunger und Durst. Aber woher was Gutes für Leib und Seele nehmen? Es blieb kein Ausweg, er mußte es über sich gewinnen, den Sergeanten um Erlaubnis zu bitten, ob der Kalfaktor nach dem Fuhrmannsgasthause hinüberlaufen dürfe, um zu sehn, was man haben könne. „Meinetwegen," gab der Sergeant Bescheid. Ob er vielleicht selber gehn dürfe? „Meinetwegen," sagte Kreisel wieder und fügte den Rat bei, Klemm möchte um Gottes willen nicht denken, er könne durchbrennen. Klemm dachte in Wahrheit nicht daran; aber er dachte daran, den Sergeanten zu ärgern; indem er für sich ein üppiges Frühstück bestellte und jenen nicht dazu einlud. Er gab diesen Plan wieder auf; der Sergeant hätte sich nichts daraus gemacht. Im Gegenteil riet ihm die Klugheit, es sei am besten, sich mit dem Sergeanten wieder zu versöhnen. Er lud Kreisel ein, und Kreisel nahm die Einladung ruhig an. Warum auch nicht? Also frühstückten die beiden, der Einjährige und der Unteroffizier, und zwar sehr gut. Versteht sich von selbst, die übrigen Dragoner bekamen auch zu frühstücken. Nach dem Kaffee wurde sogar noch Bier geholt und zum Bier geraucht. Die Versöhnung war vollkommen.

Gegen Acht sagte der Sergeant zu Klemm: „So, Gefreiter, nun können Sie meinetwegen gehn, wenn Sie wollen." Aber Klemm wollte nicht, erstens, weil eine Stunde

mehr oder weniger im Kuhturm zugebracht, ihm jetzt gleichgültig sei und dann, weil er die Hoffnung noch nicht aufgegeben habe, daß Meyersleben noch käme. „Kommt nicht mehr," versetzte Kreisel ganz entschieden, „wäre sonst längst da. Sie können mir nur gleich den Rapport schreiben." — „Ist es wirklich Ihr Ernst, wollen Sie rapportieren?" fragte der Einjährige. — „Ich kann nicht anders, es ist meine Pflicht. Thue ich es nicht und Meyersleben ist wirklich abgefaßt worden, so werde ich strenge bestraft und so schon kann ich mich auf ein tüchtiges Donnerwetter gefaßt machen, daß ich aus einem so geringfügigen Anlaß Urlaub gab." — „So geringfügig war der Anlaß denn doch wohl nicht," meinte Klemm. — „Sie kennen die Kommandantur nicht," sagte der Sergeant dagegen. Klemm schlug vor, er wolle gehn, Nachforschungen nach Meyersleben halten und wenn er bis Zehn keine Nachricht geschickt habe, möge der Sergeant den unglückseligen Zettel denn in aller guter Geister Namen auf die Hauptwache tragen lassen. „Ich will es Ihnen zu Gefallen thun," erklärte sich Kreisel, doch erst nach längerem Bitten, dazu bereit, „obwohl ich eine Nase für den zu spät eingelieferten Rapport erhalten werde. Nun schreiben Sie mir aber auch erst den Wisch."

Das interessante Aktenstück wurde nach des Sergeanten Diktat in folgender Form zu Papier gebracht: Gestern Abend gegen ein Viertel nach Sieben erschien der Einjährig-Freiwillige Gefreiter Klemm von der xxxten Schwadron des xxxten Dragoner-Regiments hier auf der Wache und meldete dem Einjährig-Freiwilligen von Meyersleben, sein Pferd wäre am Krepieren. Der Wachthabende gab dem Einjährig-Freiwilligen von Meyersleben eine Stunde Urlaub und behielt den Einjährig-Freiwilligen Gefreiten Klemm als Ersatz für den weggeschickten Mann zum Postenstehn bei sich. Der Einjährig-Freiwillige von Meyersleben ist bis heute Morgen neun Uhr noch nicht wieder erschienen.

„Wenn die Kommandantur mehr wissen will, mag sie

fragen," sagte der Sergeant, nachdem er die Meldung noch einmal durchgelesen hatte.

Wo war denn aber Meyersleben geblieben?

Draußen vor dem Stalle ärgerte er sich erst noch eine Weile lang über Klemm, den frechen Gesellen. Er nahm sein günstiges Urteil über ihn gänzlich zurück und setzte seine alte Ansicht wieder in ihre völligen Rechte ein. Rache, glühend heiße Rache schwur er diesem Menschen, der zu seinen vielen früheren Neckereien eine neue, geradezu niederträchtige Verhöhnung gefügt hatte. Daß der Sergeant schon für eine genügende Bestrafung durch den Rittmeister sorgen würde, wenn er hörte, wie grauenhaft Klemm ihn belogen hatte, konnte ihn nicht befriedigen, selber mußte er sein Mütchen an ihm kühlen. Er dachte allen Ernstes an eine Forderung; aber er dachte nicht lange daran — die Folgen hätten für ihn unangenehmer sein können als für seinen Feind. Zum Glück fiel ihm bald etwas Besseres ein als ein blutiges Duell, das unter gebildeten Menschen doch gar nicht mehr vorkommen darf. Es fiel ihm ein, daß Kreisel ihm gesagt, er brauche sich nicht genau an die Stunde zu binden — — „Warte, Klemm, jetzt habe ich dich," murmelte er vor sich, „du sollst mir im Kuhturm sitzen bis du schwarz bist. Ich gehe jetzt zu Boulecogne und soupiere, und wenn ich in zwei Stunden wieder da bin, kannst du dir noch gratulieren." Er war fest überzeugt, Kreisel würde Klemm nicht eher fortlassen, als bis er, Meyersleben, wieder auf der Wache eingetroffen sei; ein ganz besonderes Vergnügen bereitete ihm der Gedanke, daß Klemm vielleicht gar für ihn Posten stehn müsse. — Stellvertretung erlaubte Kreisel heute ja nicht.

Sein Erscheinen bei Boulecogne erregte allgemeines Aufsehn. Alle wußten schon, daß er auf Strafwache kommandiert worden sei. „Haben Sie sich losgebettelt? Sind Sie begnadigt worden? Haben Sie Ihren Unteroffizier bestochen?

Haben Sie sich hinter die Frau Wachtmeisterin gesteckt?" rief man ihm von allen Seiten her entgegen, empfing ihn aber mit Freuden und befahl dem Kellner, ein neues Couvert aufzulegen. „Ich werde mich auf Klemms Platz setzen," sagte Meyersleben. „Solange ich hier bin, kommt der Klemm nicht." — „Was bedeutet das, wo ist Klemm? Wir haben uns schon gewundert, wo er so lange bleibt!" riefen verschiedene. Herr von Meyersleben lächelte, nahm seinen Platz ein und versicherte, erst möge man ihn essen lassen, dann werde er die interessanten Neuigkeiten, über welche er verfüge, der Gesellschaft nicht länger vorenthalten. Er wartete aber nicht, bis das Souper zu Ende war, sondern erzählte schon während des Speisens die ganze Geschichte von Klemms Niederträchtigkeit; nur von den Karikaturen erzählte er nichts. Sämtliche Herren Einjährigen stimmten überein, Klemm habe sich wieder einmal von einer ganz infamen Seite gezeigt; aber sie lachten doch herzlich, namentlich über Meyerslebens Angst um seinen Schimmel, die dieser so ausgezeichnet zu schildern verstand. „Und Sie bleiben nun den ganzen Abend ruhig hier und lassen Klemm Ihre Wache für Sie thun?" fragte Blechschmidt. „Nein," antwortete Meyersleben, „ich muß bald wieder weg. Der Sergeant hat mir nur etwas länger als eine Stunde Urlaub gegeben, und wenn ich zwei fortbleibe, ist's gerade frech genug; er wird sonst böse." — „Ei was!" rief Krille, der wieder gesund war, „der Sergeant wollte dir nur einen feinen Wink geben, daß du gar nicht wiederzukommen brauchtest. Kreisel ist ein schlauer Kerl und hat ohne Frage sofort gemerkt, daß Klemms Trauerbotschaft von deinem Schimmel eitel Humbug war. Dafür wollte er ihn bestrafen, auf Wache behalten, auf Posten schicken und dich deshalb los sein. Du läufst uns nicht weg, sondern bleibst bis zu Ende, bis wir alle heimwärts segeln. Prosit — dein Wohl!" Auch die übrigen behaupteten, daß Krilles Auslegung die einzig richtige wäre und Meyersleben nicht

nur bleiben dürfe, sondern es sogar seine Pflicht sei, zu bleiben, damit der maliziöse Klemm sich einmal tüchtig in seiner eigenen Grube fange. Trotzdem bestand Meyersleben darauf, er müsse bald nach dem Kuhturm zurück; aber eine Stunde gab er noch zu, eine gute Stunde, bis Elf. Als es nun Elf war, fühlte er sich viel zu gemütlich, um fortzugehn, sondern meinte, nun mache es doch keinen Unterschied mehr aus, ob er jetzt oder erst um Mitternacht wieder auf der Wache eintreffe. Um Mitternacht genügte die Drohung Krilles, er sage ihm für ewige Zeiten alle Freundschaft auf, wenn er von Abschied auch nur rede, um Meyersleben zu der lauten Erklärung zu veranlassen: nichts auf der Welt könne ihn bewegen, sich von seinen Kameraden zu trennen, gerade jetzt, wo es gälte, gute Kameradschaft zu zeigen und zu beweisen. Mit lautem Halloh wurde dieser heldenmütige Entschluß gefeiert, und alle tranken ihre Gläser leer — auf das Wohl Meyerslebens; Blechschmidt und noch ein andrer Einjähriger boten ihm sogar Brüderschaft.

Um Zwei, es mag auch Drei gewesen sein, brach die Gesellschaft auf. Die Herren befanden sich sämtlich in etwas übermütiger Laune. Auf der Promenade schrieen sie, jagten sich, warfen sich in den Schnee und bombardierten sich mit Schneebällen. Auf einmal ertönte eine barsche Stimme: „Halt, stillgestanden — ihr seid alle arretiert!“ Die meisten standen; einige wollten weglaufen, waren aber schnell von den Soldaten einer zahlreichen Patrouille eingefangen und vor einen hohen Offizier geschleppt, der sich gerade diese schauerliche Nacht zu einer Ronde durch die Stadt ausgewählt hatte; es giebt nun einmal solche Liebhaber von Abhärtungen und Strapazen beim deutschen Militär. Auch Meyersleben hatte sein Heil in der Flucht suchen wollen; aber ein stämmiger Musketier erwischte ihn und führte ihn am Kragen vor den General; denn das war der hohe Offizier jedenfalls. „Sie treiben ja schöne Sachen, meine Herren,“ sagte dieser strenge. „Fort, mit zur Hauptwache!“

Das war ein schöner Schluß des Festes! Namentlich Meyersleben erkannte die Katastrophe ihrem vollen Umfange nach. Er flehte den Soldaten, der neben ihm ging, leise an, ihn doch laufen zu lassen und versprach hundert Thaler dafür. „Was schwatzt der Einjährige denn da?“ erkundigte sich der Lieutenant, der unter dem General die Patrouille führte. „Er ist betrunken, Herr Lieutenant,“ antwortete der Soldat. „Schütteln Sie ihn 'mal, daß er zu sich kommt,“ ordnete der Lieutenant an. Meyersleben ließ es nicht erst zum Schütteln kommen, sondern schwieg, wünschte aber innerlich, er wäre tot oder wenigstens von den Militärärzten für dauernd untauglich befunden worden.

Klemm war eben im Begriffe, die Kuhturmwache zu verlassen, um nach dem verschwundenen Meyersleben zu spüren, als der Gefreite Bärmann, der durch das kleine Fenster auf die nach der Stadt führende Straße hinaussah, sagte: „Warten Sie 'mal einen Augenblick, Klemm — ich glaube, da kommt ein ganzes Rudel Einjährige.“ Rudel war ein etwas respektsloser Ausdruck so großen Tieren wie Einjährigen gegenüber; allein die Umstände waren nicht darnach angethan, dem Gefreiten deswegen Schwierigkeiten zu bereiten. Sergeant Kreisel und Klemm drängten Bärmann einfach von dem Fenster weg, um sich selbst zu überzeugen, und zwar kamen sie zu gleichem Resultate wie der erste Entdecker der sich nahenden Schar. „Wahrhaftig, Meyersleben ist dabei,“ sagte Klemm, und seine Augen begannen vor Rachgier zu funkeln. „Er kommt gewiß direkt von der Sauferei und ist noch dreiviertel auf bezecht.“

Es dauerte nicht lange, so trat Meyersleben in die Wachtstube ein; mit ihm waren Bock, Blechschmidt und noch sechs andere Einjährige. „Ei, schönen guten Morgen, Herr von Meyersleben,“ begrüßte der Sergeant den über Urlaub Ausgebliebenen. „Sind Sie schon wieder da? Sie hatten

doch bis halb Neun Zeit, und es ist kaum ein Viertel nach Acht.“ Meyersleben hielt es für das geratenste, sich auf keine witzigen Wortgefechte mit dem Sergeanten einzulassen. Er meldete sich kurz und gut als wieder zur Stelle. Kreisel ließ gar nicht merken, wie angenehm ihm das sei, sondern fing an, den Herrn von Meyersleben herunterzuputzen, daß es nur so eine Art hatte; zum Schluß bemerkte er, er habe ihn bereits als durchgebrannt auf der Kommandantur gemeldet. Klemm nickte beistimmend. Meyersleben war gar nicht abgeneigt, diese letzte Mitteilung für wahr zu halten. „Und nun erzählen Sie mir gefälligst ganz genau, wo Sie gewesen sind; aber die reine Wahrheit bitte ich mir aus, keine Lüge!“ befahl Kreisel. „Ich möchte wetten, Sie haben die ganze Nacht da an der Promenade gelegen, in dem französischen Restaurant!“ Das hatte der Sergeant ganz ruhig geraten, wie wir wissen. Meyersleben berichtete. Der Sergeant nickte zu allem ganz vergnügt mit dem Kopfe, namentlich zu den Schilderungen, wie Meyersleben teils durch seine Kameraden, teils durch den Wein, teils durch seine Lust, sich an Klemm zu rächen, dazu verführt worden, die lustige Gesellschaft bei Boulecogne nicht eher zu verlassen, bis alle gingen; als aber das Epos an die Stelle vorrückte, wo der General die ganze Zechbrüderschaft arretierte — da war es aus mit des Sergeanten Vergnügen. Wütend stampfte er mit dem Fuße auf. „Habe ich es nicht geahnt!“ rief er. „Hell, augenblicklich tragen Sie den Rapport auf die Hauptwache!“ — „Einen Augenblick, Herr Sergeant,“ bat Meyersleben, der mit großer Befriedigung aus des Sergeanten letzten Worten entnahm, daß der Rapport noch nicht abgeschickt sei. „Einen Augenblick —“ Meyersleben that kund, was auf der Hauptwache weiter mit ihnen geschehen sei.

Die Herren Arrestanten waren einfach nach der großen Wachtstube geführt worden; dort hatte man ihre Urlaubskarten revidiert und dieselben richtig gefunden — der Ge-

neral stand dabei. Aus seinem Munde erhielten die Nachtschwärmer eine gelinde Ermahnung und den Befehl, sich nicht vor halb Acht aus dem Wachtlokal zu entfernen. „Legt euch auf die Pritschen, wenn ihr müde seid,“ sagte er. „Im übrigen will ich euch die Geschichte hingehn lassen; aber auch dafür sorgen, daß ihr fürs erste keine Gelegenheit wieder zu Soupers findet.“

„Also ihr seid ohne weiteres entlassen, niemand ist aufgeschrieben worden?“ forschte Kreisel. „Niemand! die Sache ist aus. Wir sind mit einem blauen Auge davongekommen.“ Bock, Blechschmidt und die übrigen bestätigten Meyerslebens wunderbare Aussagen. „Um halb Acht wurdet ihr entlassen — und ein Viertel nach Acht wart ihr erst hier?“ fragte der Sergeant weiter. Kleinlaut gestand Meyersleben: sie hätten vorher erst etwas gefrühstückt. „Nun will ich euch einmal etwas sagen, euch beiden, Klemm und Meyersleben,“ wandte sich der Sergeant an die Genannten, und dann sagte er ihnen beiden eine lange Rede voll von maliziösen Anspielungen und voll von Grobheiten; der Knalleffekt jedoch gipfelte in diesen Worten: „Weil ihr mir nun aber, der eine wie der andere, genug bestraft zu sein scheint, Klemm, weil er hier hat Posten stehn müssen, statt bei der großen Sauferei zu sein, Meyersleben durch die Angst bei seiner Arretierung, und weil auch sonst noch alles gut abgelaufen ist: so will ich euch ebenfalls verzeihn und nichts melden; dazu könnt ihr euch gratulieren. Bärmann, ist noch Bier im Faß?“ Bärmann untersuchte den Fall pflichtgetreu und gab dann das entschiedene Gutachten ab: zu wenig! „Dann kann der Kalfaktor neues holen,“ sagte der Sergeant. Der Kalfaktor wollte das hierzu nötige Geld von Klemm erheben. Klemm wies ihn an Meyersleben: „Der Einjährige da ist hier heute auf Wache. Herr von Meyersleben, Sie müssen mir natürlich alles ersetzen, was wir hier verzehrt haben.“ — „Fällt mir gar nicht ein,“ knurrte Herr von Meyersleben. „Kein Streit!“ rief der Sergeant, „sondern

aufrichtige Versöhnung. Ihr habt euch gegenseitig nichts mehr vorzuwerfen." Er zwang Klemm und Meyersleben, sich die Hände zu geben und sich zu versprechen, daß sie einander das Vorgefallene nicht nachtragen wollten. Darauf entschied Kreisel weiter: „Meyersleben ist jetzt auf Wache, folglich giebt Meyersleben das Geld zum Bier." — „Mich brauchen Sie deshalb nicht böse anzusehn, Herr von Meyersleben," fing Klemm wieder an. Es kostete dem Sergeanten Mühe, Meyersleben davon abzuhalten, daß er Klemm keine Ohrfeigen — anbot. Übrigens kam das Bier und es wurde von neuem Versöhnung getrunken, eine höchst heuchlerische Versöhnung. Kreisel hielt für gut, die Parteien zu trennen. Er ließ Meyersleben und Klemm wieder ihre Bewaffnung und ihre Mäntel tauschen, jagte ersteren auf Posten, denn es sei seine Stunde, und schickte Klemm, Bock, Blechschmidt und die übrigen Einjährigen aus dem Kuhturm fort, nach der Kaserne — sonst käme Klemm zu spät zum Reiten, sagte er, und es möchte Klemm doch vielleicht nicht ganz angenehm sein, wenn der Wachtmeister nachforsche, wo er gewesen.

Am Nachmittage zum Appell (welcher wieder auf dem Kasernenkorridor abgehalten wurde) brachte der Rittmeister einen General-Major mit. Die Einjährigen der Schwadron kannten diesen General-Major. Er ließ sie vortreten und rührte die alte Geschichte von gestern Abend noch einmal auf. Berkowitz that fuchsteufelswild und fragte den General, ob er den Einjährigen die permanenten Urlaubskarten abnehmen dürfe. „Ja," bestimmte der General-Major, „eine Strafe müssen die Herren haben. Die Nacht auf der Wache rechnen Sie doch für nichts." — „Wachtmeister, nehmen Sie den Einjährigen sofort die Karten ab," erteilte Berkowitz speziellen Befehl. Hinsch machte sich an das Einsammeln. Gleich der erste behauptete, die Karte nicht bei sich zu haben; aber Hinsch fuhr ihm ohne weiteres in

die Tasche und holte sie sich selber aus dem Portemonnaie. Der zweite gab sie lieber gleich gutwillig. Als der Wachtmeister zu Meyersleben kam, stutzte er, trat zu Berkowitz und holte sich Instruktion: „Soll ich dem Einjährigen von Meyersleben die Karte auch abnehmen?“ — „Warum dem denn nicht?“ erkundigte sich der General-Major. — „Der Einjährige von Meyersleben war gestern auf Wache.“ — „So lassen Sie den Mann 'mal vortreten; der Name interessiert mich,“ sagte der General-Major. Meyersleben mußte vor. „Hm,“ meinte der General, „dacht es mir wohl. Sie sind wohl von neuerem Adel?“ „Zu Befehl,“ antwortete der Einjährige. „Hm, ja — aber hören Sie 'mal — Sie habe ich doch gestern Abend auch mit gesehn! Ich dächte, Sie wären gerade der gewesen, der durchbrennen wollte und am Kragen zurückgebracht wurde?“ Meyersleben wurde feuerrot. Der Rittmeister glaubte eine Eigenmächtigkeit des Wachtmeisters, der sich freute, keine begangen zu haben, wittern zu müssen und sah Hinsch halb drohend, halb fragend an. „Der Einjährige von Meyersleben war auf Wache,“ sprach Hinsch in dienstlichem Tone. „Sergeant Kreisel!“ — „Herr Wachtmeister!“ — „Ist der Einjährige von Meyersleben richtig mit Ihnen auf Wache gezogen?“ — „Zu Befehl, Herr Wachtmeister!“ — „Hat sich nicht ablösen lassen?“ — „Zu Befehl, nein, Herr Wachtmeister.“ — „Nein, der Einjährige von Meyersleben kann nicht dabei gewesen sein, Herr General,“ erklärt Hinsch nochmals, „der war weit weg, draußen am Kuhturm.“ — „Na, kann mich täuschen. Obgleich die Nase — na; treten Sie ein, von Meyersleben.“ — „Soll er seine Karte nun behalten?“ fragte Berkowitz respektsvoll. „Wenn er nicht dabei war, gewiß.“ — „Er war aber auf Strafwache, Herr General.“ — „Einerlei, wenn er nicht dabei war, kann er sie behalten.“ — Als Hinsch Klemm die Karte abfordern wollte, sagte dieser leise: „Ich bin auch nicht mit dabei gewesen, Herr Wachtmeister.“ — „Ach, dummes Zeug, Ihre Flausen

kennt man. 'Raus damit, sonst hole ich sie mir selber!" Und Klemm mußte ohne Widerrede seine Karte hergeben.

„Herr von Meyersleben, darf ich Sie bitten, mich ein Stück zu begleiten," sagte Klemm, nachdem der Appell vorüber und die Schwadron entlassen war, zu Meyersleben.

„Was wollen Sie von mir? Sagen Sie's mir gleich hier; ich gehe nicht mit," antwortete der Einjährige.

„Werden Sie sich auch weigern, mitzukommen, wenn unsere Herren Kameraden uns begleiten?"

„Ich will gar nichts mehr mit Ihnen zu schaffen haben. Lassen Sie mich in Ruhe."

„Herr von Meyersleben — Sie werden selber einsehn, daß eine Auseinandersetzung zwischen uns stattfinden muß. Wenn Sie einer solchen mit Worten aus dem Wege gehn, so bin ich genötigt — —"

„Sie wollen nur mit mir sprechen?" fragte der andere.

„Allerdings — und bei den Ställen wird gerade der geeignete Ort dazu sein."

Meyersleben überzeugte sich, daß wenigstens fünf oder sechs Kameraden sie begleiten würden; in so zahlreicher Gesellschaft fühlte er sich vor Meuchelmord oder etwas Ähnlichem sicher. Im Sprechen aber, darin vertraute er sich, wollte er schon seinen Mann stehn Klemm gegenüber. Er ging mit nach den Ställen.

„Nu, was wollen Sie von mir. Machen Sie mir Ihre Eröffnungen, ich bitte," sagte er zuerst, als sie da waren.

„Herr von Meyersleben — ich habe Sie geneckt."

„Einen ganz dummen Streich haben Sie gemacht."

„Aber Sie haben mir auch einen Possen, und zwar einen viel größeren als ich Ihnen, gespielt. Geben Sie das zu?"

Meyersleben lächelte; er gab es zu; es schmeichelte ihm.

„Auf eine oder die andere Art müssen wir quitt werden," sagte Klemm drohend.

„Was wollen Sie — nun fangen Sie doch mit Ihren Geschichten an!" rief Meyersleben. Aber ohne sich an diesen

Ausruf zu kehren, fing Klemm wirklich an, kugelte Meyersleben in den Schnee, wusch ihm gehörig das Gesicht mit Schnee, weichte ihn sozusagen, ganz und gar in Schnee ein. Die Zeugen der Unthat dachten nicht daran, Meyersleben zu retten; sie lachten. Als Klemm sein Opfer wieder freigegeben, redete er es treuherzig an und reichte ihm die Hand: „So, Herr von Meyersleben, jetzt sind wir quitt. Ich biete Ihnen aufrichtige Versöhnung.“ Aber Herr von Meyersleben würdigte ihn keiner Entgegnung. Er wischte sich den Schnee aus den Ohren, murmelte etwas, das klang wie: so benehmen sich Schuljungen! und entfernte sich.

Die heitere Geschichte blieb kein Geheimnis. Klemm wurde viel geneckt und viel ausgelacht; aber er machte gute Miene zum bösen Spiel, fertigte neue Karikaturen von Meyersleben, zeigte sie allen und erzählte, so hätten diejenigen ausgesehn, die er der Camelie an den Kopf geklebt; den Sergeanten ärgerte er mit dem Geständnis, daß Bärmann doch einmal für ihn Posten gestanden habe, wozu der Sergeant natürlich nichts sagen durfte. Trotzdem blieb Meyersleben der eigentliche Held der Humoreske. Von dem Schimmel wollen wir auch noch ein Wort sagen. Er wurde wieder gesund und soll später an eine Kunstreitergesellschaft gekommen sein, die ihn aber, wahrscheinlich wegen Unfähigkeit, wieder entlassen haben muß; denn ich sah ihn neulich vor einer Droschke.

Unser Franzose.

„Sie,“ sagte mein Kamerad Müller zu mir, als ich zu irgend einem höchst langweiligen Nachmittagsdienste auf den Kasernenhof kam, „Sie, Krausmann (der gute Freund, welcher mir diese Geschichte erzählt hat, soll Krausmann genannt werden, obgleich er eigentlich nicht so hieß; ich stelle ihm hiermit das Zeugnis der größten Zuverlässigkeit aus) da unten stehen die neuen Einjährigen. Wollen wir nicht 'mal hingehn und sie uns etwas näher beschauen. Es ist ein gemauster Franzose dabei.“

„Ein Elsaß-Lothringer?“ fragte ich. „Das wäre interessant.“

„Der Feldwebel hat's mir vorhin selber mitgeteilt und wir bekommen ihn sogar zu unserer Compagnie,“ antwortete Müller und setzte sich zugleich in Bewegung. Ein Sohn der Reichslande im deutschen Waffenrock war damals noch etwas Neues; zum erstenmale trat bei unserm Regimente einer ein; und die Spannung darauf, wie er sich in die, seinem früheren Leben so fremden deutschen Militärverhältnisse hineinfinden würde, rechtfertigten wohl die Neugier auf seine Persönlichkeit. Ich schloß mich Müller an.

„Wissen Sie schon, wie er heißt?“ wandte ich mich während unserer kleinen Reise über den zur Verzweiflung breiten Kasernenhof, an Müller.

„Nee,“ sagte Müller. „Der Feldwebel wußte es auch nicht mehr — irgend so ein krauser Name, meinte er. Übrigens unser Elsaß-Lothringer ist von Haus aus ein echter Franzose und kann kaum ordentlich deutsch. Er ist noch von hinter Metz her, denken Sie 'mal.“

„Umsoweniger wird es ihm anfangs bei uns gefallen; aber das ist gewiß, alle werden ihn unverschämt protegieren und nachträglich bereut er's gewiß nicht, daß er es vorzog, seine Dienstpflicht abzuleisten, anstatt auszuwandern, wie so viele seiner Landsleute."

„Ja, nachher; aber zuerst! Es muß ihm doch verdammt zu Mute sein. Ich kann nur Mitleid mit ihm hegen und, gestehen Sie 'mal aufrichtig, Krausmann: möchten Sie sich in seiner Lage befinden? Stellen Sie sich 'mal vor, Sie müßten in Frankreich dienen oder gar bei den Russen! Ich bleibe dabei, es ist ein großes Unglück für ihn, und nach meinem Gerechtigkeitsgefühl dürfte man die wirklich französischen Elsaß-Lothringer nicht zu preußischen Soldaten pressen!"

„Aber, Müller!" rief ich. „Wenn das jemand gehört hätte! Wie denken Sie sich das aber eigentlich; die wirklich französischen Elsaß-Lothringer müßten nicht zu dienen brauchen, sondern nur die deutsch Redenden!"

„Ich weiß wohl, es läßt sich keine Ausnahme machen — ich weiß es ganz genau, auch ohne Ihren Einwand; aber trotzdem bleibe ich dabei, daß es ein Unglück für sie ist und daß ihnen Unrecht geschieht," entgegnete er trotzig.

„Es ließe sich wohl über beides sehr streiten; aber das will ich nicht," bemerkte ich ihm kurz und schwieg fortan beharrlich zu seinen eifrigen Auseinandersetzungen, bis er endlich halb beleidigt gleichfalls schwieg.

In einiger Entfernung von der Gruppe der bereits eingekleideten neuen Einjährigen blieben wir stehn. Einer fiel mir auf: ein nicht sehr großer, aber prächtig schlank gebauter schöner junger Soldat, mit großen schwarzen Augen, schwarzen Haaren und einer, doch nicht zu stark gebogenen, Adlernase; der südliche Typus war unverkennbar. Wenn ich ihn nicht in Uniform gesehen, würde ich ihn nie für einen Deutschen gehalten haben, sondern etwa für einen Italiener oder einen Spanier.

„Sehen Sie den Einjährigen, der sich da an die Kletterstange lehnt," redete Müller mich an, obgleich er sich gewiß vorgenommen hatte, mir fürs erste kein Wort wieder zu gönnen. Ich nickte.

„Das ist er; das ist der Franzose."

„So — Sie kennen ihn schon?"

„Der Feldwebel hat ihn mir gezeigt," antwortete Müller.

Ich betrachtete mir den eben etwas näher Geschilderten aufmerksamer; sein gesamtes Äußere deutete auf den Vollblutfranzosen. Träumerisch ließ er seine Blicke hin und her gleiten, als ob alles um ihn her neu sei und befremdend.

„Wie traurig er aussieht," flüsterte Müller mir zu, „geben Sie acht — eben hat er gewiß geseufzt."

Es bereitete mir Vergnügen, Müllers Ansicht zu bekämpfen, obgleich mir ebenfalls schien, daß er recht habe. „Bewahre, er hat gegähnt."

Diese Antwort machte Müller wieder böse, und erst als ich, des Schauspiels satt und weil es doch auch wenig artig war, die neuen Kameraden anzuglotzen, (aber was erlaubt sich nicht, im Gefühl seiner Würde, der ältere „gediente" Mann einem Rekruten gegenüber) mich zur Heimreise über den Platz nach dem meiner Compagnie vom gemeinsamen Bundesgebiet des Kasernen- und Exerzierhofes zugewiesenen Kleinstaats-Gebiet anschickte, fing er wieder an: „Warten Sie noch eine Minute. Man kann hier ethnologisch-physiognomische Vergleiche anstellen. Thun Sie mir den Gefallen und vergleichen Sie den großen, starken, blondhaarigen und blauäugigen Freiwilligen dort mit unserem Franzosen; beide können als wahre Prototype ihrer Nationen gelten: der eine für das eines Germanen, der andere als Romane. Nicht wahr?"

„Sie haben einen scharfen Blick für dergleichen, lieber Herr Müller. Ich mache Ihnen mein Kompliment," sagte ich.

„Ach, necken Sie nicht. Im Ernste: nicht wahr, es stimmt so?"

Der Unterschied war nun in der That auffallend, und ich erfreute Müller durch mein Zugeständnis.

Bis das Signal zum Antreten erscholl, sprach Müller von weiter nichts, als von dem Elsaß-Lothringer und von den Stammesunterschieden zwischen Deutschen und Franzosen. Natürlich sprach er nicht zu mir davon, denn ich wußte es schon; aber er unterhielt sich mit anderen Kameraden über das betreffende Thema.

Nach dem Dienste versammelten sich die Einjährigen wie gewöhnlich zu einem Erholungstrunke, nicht nur Einjährige von meiner, sondern auch von den anderen Compagnien, die diesen Nachmittag Dienst gehabt hatten, in einer auf Spekulation in der Nähe der, von der Stadt und dem allgemeinen Verkehr ziemlich entlegenen Kaserne, in Betrieb gesetzten Wirtschaft (nebenbei bemerkt: eine gelungene Spekulation); die, wo Einjährig-Freiwillige kneipen, zur Belebung der Scenerie unumgänglich nötigen Unteroffiziere fehlten nicht. Man schwatzte zwar auch über anderes, am meisten jedoch über den Elsaß-Lothringischen Kameraden. Müller stellte sehr gefährliche Ansichten auf, ein Sergeant, der den Feldzug mitgemacht hatte, geriet hart mit ihm aneinander und beinahe wäre es ungemütlich geworden — aber es blieb doch noch gemütlich. Neugierig waren alle auf den Franzosen — denn so wurde er, nachdem Müller seine Beschreibung von ihm gemacht, schlechtweg genannt —, fürchteten indessen, er werde sich scheu und trotzig vor jeder engeren Kameradschaft zurückziehn. Einige fanden gerade sein Franzosentum interessant; andere hätten lieber einen Deutsch-Elsässer gehabt. Während man sich gerade im besten Streite darüber befand, wie unser neuer Kamerad sich verhalten würde, ob freundlich anschließend, ob oppositionell, oder was alles zwischen diesen beiden Extremen

liegt: ging die Thür auf und herein trat er, leibhaftig, zusammen mit einigen anderen der heute eingekleideten Einjährigen. Nun triumphierte die Versöhnungspartei; zunächst aber verstummte jegliches laute Gespräch.

Müller raunte seinem Nachbar zu, wer der fremde Vogel sei, beugte sich über den Tisch und raunte es den Gegenübersitzenden zu, zwang seinen Körper zu Verrenkungen, deren Enderfolg ein vollständiges Abbrechen befürchten ließ, nur um selber den Nachbarn zweiter und dritter Linie dasselbe zuzuraunen und machte sich ganz unnötig wichtig. Er warf die Frage auf, ob man den Franzosen einladen solle, sich mit an unseren Tisch zu setzen; denn wir könnten doch viel eher Anspruch darauf erheben, ihn bei uns zu haben, als die dummen eben eingetretenen Rekruten. Trotzdem man ihm bedeutete, er möge das nur lassen, es sähe zu aufdringlich aus, kletterte er doch von seinem Platze — er saß in der Wandecke — und über den Tisch weg, um sein Vorhaben auszuführen.

Der Franzose hatte sich bisher sehr still gehalten und kein einziges Wort gesprochen; traurig und träumerisch, gerade wie vorhin auf dem Kasernenhofe, blickte er vor sich hin; als er einmal das Glas hob, um zu trinken, that er nur einige Schlucke und setzte das Seidel dann mit einer gewissen verächtlichen Miene wieder hin, obgleich das Bier nicht schlecht war. Der ihn genau beobachtende Müller bemerkte dazu: „Man sieht, er ist nur Wein gewohnt.“

Müller ging also zu dem Franzosen hin. Er machte ihm eine Verbeugung und während der Angeredete sich höflich erhob, begann er: „Monsieur, ne voulez-vous pas, vous asseoir avec nous à notre table?“ Er wurde etwas rot bei dieser Leistung; ich habe ihn im Verdacht, daß er sie vorher sorgfältig überlegte und sich einprägte.

Der Franzose schien sehr überrascht; er antwortete nicht gleich und wir glaubten schon, daß Müller abgeblitzt sei

und freuten uns, als die Entgegnung kam: „Oui Monsieur, avec le plus grand plaisir, si vous permettez.“

Müller spielte den Wegweiser und lotste seine Prise glücklich in den Hafen unseres Tisches; natürlich nahm er neben dem Franzosen Platz, für welchen bereitwillig welcher geschafft wurde; Müller saß sehr schlecht und unbequem.

Eine Pause. Müller lächelt den Eingefangenen an. Mit einem scheuen Blick auf uns, der kein gutes Gewissen ahnen ließ, was seine Sicherheit in Operationen mit der gefährlichen französischen Sprache anging, eröffnete Müller von neuem die Unterhaltung: „Nest ce pas vous êtes très-loin d'ici?“

„Comment?“ fragte der Franzose.

„Vous êtes très-loin d'ici.“

„Oui, très-loin. Je suis —“

„Nous le savons déjà!“ rief Müller.

„Vous le savez déjà!“

„Oui, et nous avons beaucoup d'interêt pour vous. J'espère, que nous ferons bon (Müller sagte bon) cameraderie l'un avec l'autre.“

„Oui, je l'espère aussi. Monsieur, vous permettez moi —“ der Franzose zog sein Besuchskartentäschchen und überreichte Müller eins der mit seinem Namen bedruckten Stückchen dünner Pappe.

„Merci bien,“ sagte Müller erfreut und warf einen Blick auf den Namen; er meinte, dieser eine Blick werde genügen — er irrte sich aber; er mußte ihn beinahe eine halbe Minute lang anstarren, ehe er ihn begriffen zu haben schien. Dann gab er seine eigene Karte.

„Meine Herren, Sie erlauben, daß ich mich Ihnen auch vorstelle,“ wandte sich der Franzose an die ganze Gesellschaft und verteilte mit anerkennenswerter Freigiebigkeit seine übrigen Karten. Jeder erhielt eine, die Unteroffiziere so gut wie die Einjährigen; erstere fühlten sich sehr geschmeichelt; am meisten geschmeichelt aber fühlte sich der

Berittsführer, Gefreiter Hofmann, welcher demnächst Unteroffizier zu werden hoffte, und deshalb sich immer mit zu dem Einjährigen setzte.

Hm, Emanuel Posener hieß der Franzose. Müller hatte es überrascht; es überraschte uns nicht weniger.

„Sie haben wohl schon lange in Deutschland gelebt?" redete der Einjährige Gerber unseren neuen Bekannten an. Müller ärgerte sich schwer, daß der Franzose deutsch zu können schien und ein anderer ihm das Wort abnahm.

„Ich bin ein geborener Breslauer," antwortete Herr Emanuel Posener. „Allerdings war ich lange für unser Haus auf Reisen in Rußland."

Eine seltsame Unruhe verbreitete sich am Tische. Müller wurde feuerrot.

Posener fuhr, sein Wort direkt an Müller richtend, fort: „Vous êtes le Volontair nouveau de l'Alsace, n'est ce pas? J'ai oui dire, qu'un jeun Alsacien soit — —"

Nun ging's aber los, das Lachen natürlich. Die neu eingekleideten Einjährigen, die den Zusammenhang wohl erraten haben mußten, lachten auch mit.

„Nee, Müller, die Blamage," meinte der Unteroffizier Grütz. „Sehen Sie, das kommt vom Lügen und wenn man sich dick thun will." Dem Unteroffizier Grütz war Poseners letztes Französische übersetzt worden, ehe er seine Bemerkung machte.

Müller that das klügste, was er thun konnte. Er lachte zuletzt selber mit.

„Aber nun sagen Sie 'mal — es klang gerade so, als ob Müller Posener zur Rede stellte — Sie haben doch einen so südlichen Typus, Sie sehen gerade so aus, wie ein Spanier oder ein Italiener — da meinte ich natürlich, Sie wären der Franzose."

„Na, ich bin ja auch eigentlich ein Orientale," meinte Posener und lächelte bezeichnend.

Müller sah ihn an. „Ja so — — daran habe ich noch gar nicht gedacht.“

„Kennen Sie den Elsässer aber vielleicht wirklich?“ fragte Korn, auch einer von den bummeligen Einjährigen, wie der Feldwebel einmal sich geäußert hatte.

„O ja.“ — „Wie sieht er aus?“

„Nun, er ist sehr groß und stark, hat blonde Haare und blaue Augen — echt germanischer Typus. Wenn alle Elsässer so aussehen, dann begreife ich wahrhaftig ihr Geschrei nicht, daß sie Franzosen wären.“

„Einige sind aber doch wirkliche Franzosen,“ sagte der unverbesserliche Müller.

„Müller, um Gottes willen — Sie machen sich noch unglücklich! Wissen Sie seinen Namen?“ fragte Korn weiter.

„O ja, ich habe ihn beim Verlesen sehr wohl gehört. Er heißt Christoph Friedrich Franz oder Christoph Friedrich Hans Hummelbacher.“

„Hummelbacher — Hummelbacher,“ wiederholten verschiedene, „wie kann man nur Hummelbacher heißen!“

„St, st — — er ist ja vielleicht da!“ hieß es von anderer Seite.

„Nein, nein,“ sagte Posener, „er wollte nicht mit uns kommen, antwortete auch kaum auf unsere Aufforderung.“

„Ja,“ bestätigte ein zweiter von den neu Eingekleideten, „er scheint noch etwas obstinat zu sein.“

„Das freut mich von ihm — im Grunde seines Herzens ist er doch noch immer ein Franzose,“ sagte Müller.

Ende.

Miniatur-Ausgaben

in eleganten Ganzleinenbänden aus Reclams Universal-Bibliothek.

	Pf.
Abaelard u. Heloise, Briefwechsel	100
Achleitner, Eisenbahnstreik	80
Aeschylos, Sämtliche Dramen	150
Albrecht, Abriß der römischen Literaturgeschichte	120
Albumblätter	60
Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow	100
—, Cabanis. 2 Bde.	220
—, Der Roland von Berlin	175
—, Der Werwolf	120
—, Der falsche Woldemar. 2 Bde.	à 100
Andersen, Bilderbuch ohne Bilder	60
—, Glückspeter	60
—, Der Improvisator	120
—, Nur ein Geiger	120
—, Sämtliche Märchen. 2 Lnbde.	250
—, O. Z.	100
—, Sein oder Nichtsein	100
Anschütz, Erinnerung. aus dessen Leben und Wirken	100
Anthologie, Griechische	120
Apel u. Laun, Gespensterbuch	150
Archenholtz, Geschichte d. Siebenjährigen Krieges	120
Ariosto, Rasender Roland. 2 Bde.	225
Aristoteles, Die Poetik	60
—, Verfassung von Athen	60
Arndt, Erinnerungen	100
—, Gedichte	80
—, Wanderungen mit Stein	80
Arnim, Bettina von, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde	150
Arnim-Brentano, Des Knaben Wunderhorn	175

	Pf.
Arnold, Die Leuchte Asiens	80
Augustinus, Bekenntnisse	120
Balzac, Die Chouans	120
Bandlow, Stratenfegels. 5 Bände zus. in 1 Band	150
Bartels, Hebbel-Biographie	60
Basedows Vorstellung an Menschenfreunde	60
Baudelaire, Gedichte u. Skizzen	60
Beecher-Stowe, Onkel Toms Hütte	150
Beetschen, Flegeljahre der Liebe	60
Bell, Jane Eyre	150
Bellamy, Ein Rückblick	80
—, Dr. Heidenhoffs Wunderkur	60
—, Miß Ludingtons Schwester	80
Benzmann, Mod. deutsche Lyrik	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Bérangers Lieder	80
Berges, Amerikana. Bd. 1—5 zus.	150
Bern, Deklamatorium	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Bernhard, Die Glücklichen	60
Bierbaum, Reife Früchte	80
Bier-Komment (Tascheneinband)	40
Biernatzki, Die Hallig	80
Binnenschiffahrtsgesetz	60
Bismarcks Reden. 13 Bände	à 100
Björnson, Erzählungen	175
Bleibtreu, Bei Jena u. a. Nov.	60
—, Friedrich d. Große bei Kolin	80
Blumauer, Aeneis	80
Blüthgen, Aus gärender Zeit	120
Boëtius, Tröstungen d. Philos.	80
Bojardo, Verliebt. Roland. 2 Bde.	225

	Pf.
Boner, Der Edelstein	80
Börne, Skizzen u. Erzählungen	100
Börner, Raimund-Biographie	60
Bötticher, Alfanzereien	60
—, Allerlei Schnick-Schnack	60
—, Allotria	60
—, Neue Allotria. (Illustriert)	60
—, Weiteres Heiteres	60
—, Leichte Ware	60
Bourget, Der Luxus der Andern	80
Boy-Ed, Aus Tantalus Geschlecht	120
Boyesen, Faust-Kommentar	80
Brachvogel, Friedem. Bach. 2 Bde. à	100
Brant, Narrenschiff	80
Bremer, Die Nachbarn	120
—, Friedrich, Musiklexikon	175
Brendicke, Bilder aus der Geschichte der Leibesübungen	80
Brentano, Heitere Geschichten. Bd. 1—5	150
Bret Harte, Gabriel Conroy	150
—, Kalifornische Erzählungen. 2 Teile à	120
—, Geschichte einer Mine	80
—, Thankful Blossom	60
Brillat-Savarin, Physiologie des Geschmacks	120
Brinckman, Kasper-Ohm un ick	80
Brugsch, Aus dem Morgenlande	80
Brümmer, Lexikon deutsch. Dichter bis Ende des 18. Jahrh.	150
—, Lexikon der deutschen Dichter des 19. Jahrhunderts. 2 Bde.	500
Bruno, Von der Ursache, dem Prinzip und dem Einen	80
Buchanan, Der Deserteur	120
Buddhas Leben und Wirken	100
Buddhismus, Der	80
Bugge, Strahlungserscheinungen (Radioaktivität)	80
Bülows Reden. I.	100
Bulwer, Eugen Aram	150
—, Nacht und Morgen	150
—, Pelham	150
—, Rienzi	150
—, Die letzten Tage v. Pompeji	150
Bürger, Gedichte	100
—, Gedichte. Mit Goldschnitt	150
—, Münchhausens Abenteuer	60
Bürgerl. Gesetzbuch. Tascheneinband	125
— — In eleg. Ganzleinenbd.	150
Burnett, Lord Fauntleroy	80
Burns' Lieder und Balladen	60
Busch, Gedichte	60
Byron, Briefe	100
—, Gefangene von Chillon. — Mazeppa	60
—, Der Gjaur	60
—, Der Korsar	60
—, Manfred	60
—, Ritter Harold	80
Calderon, Das Leben ein Traum	60
Camoes, Die Lusiaden	100
Carlyle, Über Helden, Heldenverehrung und das Heldenmütige in der Geschichte	100
Cäsar, Der Bürgerkrieg	80
— Der Gallische Krieg	100
Cervantes, Don Quijote. 2 Bde.	250
Chamisso, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
—, Peter Schlemihl	60
Chateaubriand, Atala. — René. — Der letzte Abencerrage	80
Chiavacci, Wiener Bilder	80
Cholmondeley, Diana	120
Chop, Richard Wagners Tondramen. Komplett in 2 Bänden	300
Claudius' Ausgewählte Werke	150
Collins, Ohne Namen	150
Cooper, Der letzte Mohikan	100
—, Der Spion	100
Cornelius, Peter, Gedichte	60
Cremer, Holländische Novellen	150
Çûdraka, Vasantasênâ	80
Dadone, Wie ich z. mein. Frau kam	80
Dante, Göttliche Komödie	150

	Pf.
Dante, Das Neue Leben	60
Darwin, Die Abstammung des Menschen. 2 Bde. ...... à	150
—, Entstehung der Arten ...	175
Daudet, Briefe a. meiner Mühle	80
—, Fromont jun. & Risler sen.	100
—, Jack	175
—, Künstler-Ehen	60
—, Tartarin aus Tarascon ..	60
Daumer, Hafis	80
David, Der Bettelvogt u. a. Erz.	60
—, Ein Poet u. a. Erzählungen	60
Defoe, Robinson Crusoe	80
Denison, So'n Mann wie mein Mann	80
Descartes, Methode des richtigen Vernunftgebrauchs	60
Dessauer, Götzendienst	100
Detmold, Randzeichnungen.—Anleitung zur Kunstkennerschaft	60
Deutscher Minnesang	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Dickens, Copperfield. 2 Leinenbde.	225
—, Dombey & Sohn. 2 Bde. à	150
—, Harte Zeiten	100
—, Heimchen am Herde	60
—, Der Kampf des Lebens ..	60
—, Klein Dorrit. 2 Leinenbände .	250
—, Londoner Skizzen	120
—, Martin Chuzzlewit. 2 Leinbde.	225
—, Nikolas Nickelby. 2 Leinenbde.	225
—, Oliver Twist	120
—, Die Pickwickier. 2 Lnbde. ..	200
—, Zwei Städte	120
—, Die Silvester-Glocken ...	60
—, Der Verwünschte	60
—, Der Weihnachtsabend ...	60
Dittrich, Tages-Chronik von 1870/71	80
Dombrowski, Grüne Brüche. 2 Bde. à	60
Donnelly, Cäsars Denksäule ..	100
Dostojewskij, Memoiren aus einem Totenhaus	100
—, Schuld und Sühne	150
Doyle, Onkel Bernac	80

	Pf.
Droste-Hülshoff, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
Dufresne, Damespiel	80
—, Schachaufgaben. 5 Teile à	80
—, Schachmeisterpartien. 3 Teile à	80
—, Schachspiel	150
Dumas, Die drei Musketiere .	175
—, Zwanzig Jahre später. 2 Bde.	250
Eberhard, Hanchen und die Küchlein	60
Eckermann, Gespräche m. Goethe	175
Eckstein, Der Besuch im Karzer	60
Edda. Deutsch von Wolzogen ...	120
v. Eichendorff, Gedichte	100
—, — Mit Goldschn.	150
—, Aus d. Leben e. Taugenichts	60
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Marmorbild. — Schloß Dürande	60
Ekkehard von St. Gallen, Das Waltharilied	60
Eliot, Adam Bede	175
—, Die Mühle am Floß	175
Emerson, Essays	80
—, Repräsentanten des Menschengeschlechts	80
Eötvös, Der Dorfnotar	150
Epiktets Handbüchlein d. Moral	60
Erckmann-Chatrian, Geschichte eines Anno 1813 Konskribierten	80
—, Waterloo	80
Ernst, Vom Strande des Lebens	60
Eulenspiegel	80
Euler, Algebra	120
Ewald, Bilder aus dem Tier- und Pflanzenleben	60
Ferry, Der Waldläufer. 2 Bde.	225
Feth, Gedichte	60

	Pf.
Feuchtersleben, Diätetik d. Seele	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Feuerbach, Wesen d. Christentums	150
Feuerwehrliederb. (Tascheneinbd.)	40
Fichte, Bestimmung d. Menschen	80
—, Reden an die deutsche Nation	80
Fielding, Tom Jones. 2 Bde.	225
Fischart, Die Flohhatz	60
Flaubert, Salambo	120
Fleming, Ausgewählte Dichtungen	80
Flygare-Carlen, Rose von Tistelö	150
Fofanow, Gedichte	60
Forster, Ansichten vom Niederrhein. 3 Teile. Zus. geb.	175
Fouqué, Undine	60
Franklins Leben	80
Französische Lyrik	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Fraungruber, Ausseer G'schichten	80
Freidanks Bescheidenheit	80
Freiligrath, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Freiwillige Gerichtsbarkeit	60
Frenzel, Das Abenteuer	60
—, Der Hausfreund	60
—, Die Uhr	60
Freund, Rätselschatz	150
Fried, Lexikon deutscher Zitate	100
—, Lexikon fremdsprachl. Zitate	100
Friedrichs des Großen ausgewählte Briefe	120
Fritze Indische Sprüche	60
Gaedertz, Fritz Reuter-Biogr.	80
Gallet, Kapitän Satan	120
Gaudy, Schneidergesell	60
—, Venezianische Novellen	100
Geigel, Licht und Farbe	100
Geiger, Chamisso-Biographie	60
Geijer, Gedichte	60
Gellert, Fabeln u. Erzählungen	80
—, Oden und Lieder	60
Gensichen, Zu den Sternen!	80
George, Fortschritt und Armut	150
Gerhard, Die Stangenjäger u. andere Erzählungen	60
Gerhardts geistliche Lieder	100
Gerichtskostenwesen	60
Gerichtsverfassungsgesetz	60
Gerstäcker, Unter dem Äquator	150
—, Flußpiraten des Mississippi	150
—, Der Kunstreiter	120
—, Die Regulatoren in Arkansas	150
Geschäftsordnung f. d. deutschen Reichstag und Diätengesetz	60
Gewerbegerichtsgesetz	60
Gewerbeordnung, Deutsche	80
Gewerbeunfallversicherungsges.	80
Gilm, Gedichte	120
Girschner, Musikal. Aphorismen	60
—, — Mit Goldschn.	120
Gleim, Ausgewählte Werke	80
Glümer, Schröder-Devrient	80
Gobineau, Asiatische Novellen	80
—, Reisefrüchte	80
— Die Renaissance	150
—, Das Siebengestirn	120
—, Die Tänzerin von Schemacha	60
Goethe, Egmont	60
—, Faust. 2 Teile in 1 Band	80
—, — Mit Goldschnitt	100
—, Gedichte. In Halbleinenbd.	90
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Götz von Berlichingen	60
—, Hermann und Dorothea	60
—, Iphigenie auf Tauris	60
—, Dramatische Meisterwerke. (Götz von Berlichingen. Egmont. Iphigenie auf Tauris. Tasso)	100
—, Reineke Fuchs	60
—, Torquato Tasso	60
—, Werthers Leiden	60
—, Briefe an Frau Charlotte von Stein	175
Goethe u. Zelter, Briefwechsel. 3 Bände	à 150
Goethe-Schillers Xenien	80
Goethes Mutter, Briefe	100

	Pf.
Goldsmith, Der Landprediger von Wakefield	80
Gottfried v. Straßburg, Tristan und Isolde	175
Gotthelf, Uli der Knecht	100
—, Uli der Pächter	120
Gottschall, H., Schachaufg. 2 Teile à	80
—, R., Deutsche Lyrik d. 19. Jahrhunderts bis zur modernen Ära	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Grabbe-Biographie	60
—, Lenau-Biographie	60
—, Schiller-Biographie	80
—, Die Rose vom Kaukasus	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Gracians Handorakel	80
Greinz, Lust. Tiroler Geschichten	60
Grillparzer, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Grimm, Brüder, 50 Märchen. (Mit 12 Bildern)	80
—, Sämtl. Märchen. 1. u. 2. Bd.	175
—, — 3. Bd.	150
—, M., Aus der Kinderstube	60
Grimmelshausen, Der abenteuerliche Simplizissimus	150
Groller, Vom kleinen Rudi	60
Grosse, Novellen des Architekten	60
Grossi, Marco Visconti	120
Grün, Anastasius, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Spaziergänge eines Wiener Poeten	60
Grundbuchordnung	60
Gruppe, O. F., Gedichte	80
Gudrun. Deutsch von Junghans	80
Gundlach, Französische Lyrik	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, 1000 Schnadahüpfln	80
Gunkel, Ohne Heim	80
Günther, Siegm., Geschichte der Naturwissenschaften	150

	Pf.
Günther, Gedichte	80
Gutzkow, Ausgewählte Novellen	80
—, Der Königsleutnant	60
—, Urbild des Tartüffe	60
—, Uriel Acosta	60
—, Zopf und Schwert	60
Haarhaus, Goethe-Biographie	100
Habberton, Allerhand Leute	80
—, Frau Marburgs Zwillinge	60
—, Andrer Leute Kinder	100
—, Helenes Kinderchen	80
Beide Werke in 1 Bd. mit Goldschn.	200
Hackländer, Augenblick d. Glücks	100
—, Handel und Wandel	100
—, Soldatenleben im Frieden	80
Haek, Phantasie- u. Lebensbilder	60
Hagedorn, Poetische Werke	100
Hagen, Norika	80
Hals oder Peinliche Gerichtsordnung	60
Hamm, Wilhelm, Gedichte	60
Hammer, Schau um dich	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Handelsgesetzbuch	80
Hansjakob, Der Theodor	60
Hartmann, Krieg um den Wald	80
Hartmann v. Aue, Gregorius	60
—, Der arme Heinrich	60
Hauff, Die Bettlerin	60
—, Lichtenstein	100
—, — Mit Goldschnitt	150
—, Der Mann im Monde	80
—, Märchen	100
—, Memoiren des Satan	100
—, Phantasien	60
Hebbel, Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
—, Die Nibelungen	80
Hebel, Allemannische Gedichte	60
—, Schatzkästlein	80
Hegel, Philosophie der Geschichte	150
Heiberg, Die Andere. — Einmal im Himmel	80

	Pf.
Heine, Atta Troll. — Deutschland	60
—, Buch der Lieder	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Neue Gedichte	60
—, Die Harzreise	60
—, Romanzero	60
Heliand	80
Helmer, Prinz Rosa-Stramin	60
Herbart, Allgemeine Pädagogik	80
—, Pädagogische Vorlesungen	80
Herder, Der Cid	60
—, Schulreden	80
—, Stimmen der Völker	100
Hermannsthal, Ghaselen	60
Herodotos Geschichten. 2 Bände	200
Herold, Zenab	80
Herrig, Gesamm. Aufsätze über Schopenhauer	60
Hertz, König Renés Tochter	60
Hertzka, Reise nach Freiland	80
Herzog, Komödien des Lebens	80
Heyden, Das Wort der Frau	60
Heyse, Paul, Zwei Gefangene	60
—, König Saul	60
Hilfsbuch, engl.-franz.-deutsches	150
Hille, Aus d. Heiligtum d. Schönh.	60
Hiob, Das Buch	100
Hippel, Über die Ehe	80
Hitopadesa	100
• Hocking, Im Kampfe mit dem Schicksal	100
Hoffmann, Elixiere des Teufels	100
—, Kater Murr	120
—, Klein Zaches	60
Hoffmann v. Fallersleben, Ausgewählte Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Kinderlieder	60
Hölderlin, Gedichte	60
Holtei, Der letzte Komödiant	175
Hölty, Gedichte	60
Holzamer, Der Held u. a. Nov.	60
Homer, Werke. Von Voß (Ilias, Odyssee)	150
—, Ilias	100
—, Odyssee	100
Hopfen, Der Böswirt	60
—, Mein Onkel Don Juan	120
Horaz Werke. Von Voß	80
Hufeland, Makrobiotik	120
Hugo, Victor, Notre-Dame	175
Humboldt, A. v., Ansichten der Natur	100
—, Wilh. von, Briefe an eine Freundin	150
Hunt, Leigh, Liebesmär von Rimini. Deutsch v. Meerheimb	60
Hutten, Gesprächbüchlein	80
Jacobsen, Niels Lyhne	80
—, Sechs Novellen	60
Jahn, Deutsches Volkstum	80
—, Kleine Schriften	80
— u. Eiselen, Deutsche Turnkunst	80
Japanische Novellen u. Gedichte	60
Ibsen, Brand	80
—, Gedichte	60
—, Gesammelte Werke in 4 Lbd. à	150
Jean Paul, Flegeljahre	120
—, Hesperus. 2 Leinenbde.	200
—, Immergrün rc.	60
—, Der Jubelsenior	80
—, Dr. Katzenberger	80
—, Der Komet	120
—, Levana	100
—, Quintus Fixlein	80
—, Siebenkäs	120
—, Titan. 2 Leinenbände	225
Jensen, Die Erbin von Helmstede	100
—, Hunnenblut	60
Jerome, Die müßigen Gedanken eines Müßigen	80
Jerrold, Frau Kaudels Gardinenpredigten	80
Ifflands Briefwechsel	100
Immermann, Die Epigonen	150
—, Münchhausen	175

	Pf.
Immermann, Der Oberhof	100
—, Tristan u. Isolde	100
—, Tulifäntchen	60
Invalidenversicherungsgesetz	60
Joëls Kochbuch	120
Jókai, Die Dame mit den Meeraugen	100
—, Schwarze Diamanten	150
—, Ein Goldmensch	150
—, Ein ungarischer Nabob	150
—, Gold. Zeit in Siebenbürgen	100
—, Die Táblabirós	120
—, Traurige Tage	100
—, Die unsichtb. Sängerin. — Das Faustpfand	60
—, Zoltán Karpáthi	150
Irving, Alhambra	100
—, Skizzenbuch	120
Jugenderinnerungen eines alten Mannes	150
Jugendliederbuch (Tascheneinband)	40
Junggesellenbrevier	60
Jung-Stillings Lebensgeschichte	150
Kalidasa, Sakuntala	60
Kant, Zum ewigen Frieden	60
— Grundlegung zur Metaphysik der Sitten	60
—, Kritik der Urteilskraft	120
—, Kritik der prakt. Vernunft	80
—, Kritik der reinen Vernunft	150
—, Von der Macht des Gemüts	60
—, Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels	80
—, Prolegomena	80
—, Die Religion	80
—, Streit der Fakultäten	60
—, Träume eines Geistersehers	60
Kartenspiele. Bd. I u. II . . . à	60
Kaufmannsgerichte	60
Kellen, Bienenbuch	60
Kennan, Russische Gefängnisse	60
Kennan, Sibirien. 3 Teile	150
—, Zeltleben in Sibirien	100
Kerner, Gedichte	80
—, Die Seherin von Prevorst	150
Kiesgen, Kleist-Biographie	60
Kleist, E. Chr. v., Werke	60
Klepp, Lehrbuch d. Photographie	80
Klopstock, Messias	120
—, Oden und Epigramme	100
Knigge, Umgang mit Menschen	100
Köhler, Englisches Wörterbuch	150
—, Französisches Wörterbuch	150
—, Italienisches Wörterbuch	150
—, Fremdwörterbuch	100
—, Br., Trachtenkunde. 2 Bde.	400
Kolzow, Gedichte	60
Kommersbuch (Tascheneinband)	40
Kommers- u. Studentenliederbuch in 1 Band	60
Konkursordnung	60
Konrad, Das Rolandslied	120
Kopisch, Gedichte	100
Koran, Der	150
Körner, Leier und Schwert	60
—, Zriny	60
Korolenko, Der blinde Musiker	60
— Sibirische Novellen	80
Kortum, Die Jobsiade	100
Kosegarten, Jucunde	60
Krankenversicherungsgesetz	80
Kröger, Wohnung des Glücks	60
Krummacher, Parabeln	100
Kugler, Geschichte Friedrichs des Großen	150
Kürnberger, Der Amerikamüde	150
Lafontaines Fabeln	100
Lagerlöf, Gösta Berling	120
—, Eine Gutsgeschichte	80

	Pf.
Lamartine, Dichtungen	60
—, Graziella	60
Lambeck, Engl.-franz.-deutsches Hilfsbuch	150
Lamprecht, Porträtgalerie aus der Deutschen Geschichte	80
Lange, Geschichte des Materialismus. 2 Bde. à	175
Lavater, Worte des Herzens	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Leffler, Sonja Kovalevsky	80
Lehmann, Fludyer in Cambridge	80
Leibniz, Kleinere philos. Schriften	100
—, Die Theodizee. 2 Bde.	225
Leitner, Gedichte	100
Lenau, Die Albigenser	60
—, Faust	60
—, Gedichte	100
—, — Mit Goldschnitt	150
— Savonarola	60
Lenk, Geschichte der Buren (1652 bis 1899)	150
Lennig, Etwas zum Lachen	60
Lenz, Militärische Humoresken	120
Lermontow, Gedichte	60
—, Ein Held unsrer Zeit	80
Lesage, Gil Blas	175
Lessing, Dramat. Meisterwerke. (Nathan der Weise. Emilia Galotti. Minna von Barnhelm)	80
—, Emilia Galotti	60
—, Laokoon	60
—, Minna von Barnhelm	60
—, Nathan der Weise	60
Leuthold, Gedichte	100
Lichtenberg, Ausgew. Schriften	120
Lichtstrahlen aus dem Talmud	60
Lie, Die Familie auf Gilje	80
—, Ein Mahlstrom	80
—, Der Dreimaster „Zukunft"	80
Liebesbrevier	60
Liebmann, Christliche Symbolik	80
Lingg, Byzantinische Novellen	60
Linguet, Die Bastille	150

	Pf.
Livius, Röm. Geschichte. 4 Bde. à	150
Locke, Über den menschlichen Verstand. 2 Bde. à	150
Lohengrin. Deutsch v. Junghans	80
Lombroso, Genie und Irrsinn	120
—, Handbuch der Graphologie	150
—, Studien über Genie und Entartung	100
—, Paola, Kodak	80
Longfellow, Evangeline	60
—, Gedichte	60
—, Hiawatha	80
—, Miles Standish	60
Loti, Die Islandfischer	80
Lucrez, Von der Natur der Dinge	100
Ludwig, Die Heiterethei	100
—, Zwischen Himmel und Erde	80
Ludwig I. von Bayern, Gedichte	80
Luther, Sendbrief v. Dolmetschen	60
—, Tischreden	120
Lux, Kunst im eigenen Heim	60
Lyrik, Deutsche, des 19. Jahrh. bis zur modernen Ära	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Moderne Deutsche	150
—, — Mit Goldschnitt	200
Macchiavelli, Buch vom Fürsten	80
Madách, Tragödie des Menschen	80
Mahlmann, Gedichte	60
Maikow, Gedichte	60
Manzoni, Die Verlobten. 2 Bde.	200
Marc Aurels Selbstbetrachtungen	80
Mark Twain, Ausgew. Skizzen	175
Marryat, Japhet	120
— Peter Simpel	150
Martials Gedichte	60
Mathesius, Luthers Leben	120
Matthisson, Gedichte	60
Meerheimb, Psychodram. 2 Bde. à	60
Mehring, Deutsche Verslehre	100
—, Ungebundenes in geb. Form	60
Meißner, Aus d. Papieren eines Polizeikommissärs. I–V	150
Mendelssohn, Phädon	60

	Pf.
Mendheim, Uhland-Biographie	60
Meyer, Auf der Sternwarte	60
Meyr, Regine	80
Michelet, Die Frau	100
—, Die Liebe	100
Mickiewicz, Balladen	60
Mieses, Schachmeisterpartien. 2 Teile à	80
Mignet, Geschichte der französischen Revolution	150
Mill, Über Freiheit	80
Milow, Stephan, Drei Novellen	60
Milton, Das verlorene Paradies	80
Möbius, Das Nervensystem	60
Moltke, Die beiden Freunde	60
Montesquieu, Persische Briefe	120
Moore, Irische Melodien	60
—, Lalla Rukh	80
Moreto, Donna Diana	60
Mörike, Gedichte	80
—, Mozart auf d. Reise nach Prag	60
Moritz, Anton Reiser	120
—, Götterlehre	120
Mosen, Bilder im Moose	100
Möser, Patriotische Phantasien	80
Muellenbach, Waldmann und Zampa und andere Novellen	60
Mügge, Der Vogt von Sylt	100
Müller, Curt, Hexenaberglaube	80
—, Wilh., Gedichte	120
—, — Mit Goldschnitt	175
Müllner, Dramatische Werke	150
Murger, Zigeunerleben	120
Murner, Narrenbeschwörung	100
Musäos, Hero und Leander	60
Mutterherz, Das	60
Nadler, Fröhlich Palz, Gott erhalts!	80
Nadson, Gedichte	60

	Pf.
Namenbuch	80
Nathusius, Elisabeth	150
—, Tagebuch eines armen Fräuleins	60
Nekrassow, Gedichte	60
—, Wer lebt glücklich in Rußland?	100
Nepos' Biographien	80
Nettelbecks Lebensbeschreibung	150
Neumann, Nur Jehan	60
Nibelungenlied	120
Nikitin, Gedichte	60
Nirwana	60
Noël, Kleines Volk	60
Nohl, Musikgeschichte	100
Novalis, Gedichte	60
Ohnet, Sergius Panin	100
Ossig, Spanisches Taschen-Wörterbuch	150
Österreichische Börsenschiedsgerichtsordnungen	80
— Bürgerliches Gesetzbuch	150
— Exekutionsordnung	150
— Gerichtsorganisationsgesetz	80
— Personalsteuergesetz	100
— Vollzugsvorschrift z. Personalsteuergesetz. 1. Hauptstück	120
2. u. 3. Hauptstück	100
4.—6. Hauptstück	100
1.—6. Hauptstück zusammen in 1 Band	250
— Zivilprozeßordnung	150
Ostwald, Grundriß der Naturphilosophie	80
Oswald von Wolkenstein, Dichtungen	80
Ouida, Fürstin Zouroff	80
Ovid, Heroiden	80
—, Verwandlungen	80
Parreidt, Zähne u. ihre Pflege	60
Pascal, Gedanken	100

	Pf.
Patentgesetz	60
Pauli, Schimpf und Ernst	80
Pestalozzi, Lienhard u. Gertrud	120
—, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt	80
Peter, Das Aquarium	60
Petersen, Die Irrlichter	60
—, — Mit Goldschnitt	120
— Prinzessin Ilse	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Petöfi, Gedichte	80
—, Prosaische Schriften	80
Petrarca, Sonette	80
Pfarrer vom Kalenberg und Peter Leu	60
Pfeffel, Poetische Werke	120
Platen, Gedichte	80
Plutarch, Vergleichende Lebensbeschreibungen. 4 Bände . . à	150
Pol de Mont, Zeiten und Zonen	60
Pollock, Gesch. der Staatslehre	60
Polonskij, Gedichte	60
Pötzl, Der Herr von Nigerl	80
—, Hoch vom Kahlenberg. I–III	100
—, Kriminal-Humoresken	100
—, Die Leute von Wien	80
—, Rund um den Stephansturm	80
Presber, Das Eichhorn u. a. Sat.	60
—, Untermensch u. and. Satiren	60
Preßgesetz und das Verlagsrecht	60
Properz, Elegieen	60
Prophet Jesaja	100
Psalter, Der	60
Pserhofer, Aus jungen Tagen	60
Puschkin, Gedichte	80
—, Der Gefangene im Kaukasus	60
—, Die Hauptmannstochter	80
—, Novellen	80
—, Onegin	80
Raabe, Zum wilden Mann	60
Rameau, Die Hexe	100
Rangabé, Kriegserinnerungen aus 1870–71	60

	Pf.
Ranke, Die Erhebung Preußens im Jahre 1813	80
Räuber, Literarische Salzkörner	100
Rechtsanwaltsordnung	80
Reclam, Prof. Dr. Carl, Gesundheits-Schlüssel	60
Reden Kaiser Wilh. II. 3 Teile à	100
Rehfues, Scipio Cicala. 2 Bde.	225
Reichenau, Bilder aus dem Kinderleben	60
Reichsgesetze über d. Bankwesen	80
Reichsstempelgesetz	80
Reinick, Geschichten und Lieder für die Jugend	80
Renan, Die Apostel	100
—, Das Leben Jesu	100
Renard, Ist der Mensch frei?	80
Resa, Weihnachtsgeschichten	60
Reuß, Doktors Bescherung u. a. N.	60
Reuter, Christian, Schelmuffskys Reisebeschreibung	60
Reuter, Fritz, Dörchläuchting	80
—, Eine heitere Episode aus einer traurigen Zeit	60
—, Hanne Nüte un de lütte Pudel	80
—, Julklapp! Polterabendgedichte	60
—, Kein Hüsung	80
—, Läuschen un Rimels	100
—, De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti	100
—, Meine Vaterst. Stavenhagen	80
—, Ut mine Festungstid	80
—, Ut de Franzosentid	80
—, De Reis' nah Belligen	80
—, Ut mine Stromtid	175
Reuter, Gabriele, Eines Toten Wiederkehr u. andere Novellen	60
Ricek-Gerolding, Gelehrt. Zecher goldnes Alphabet	60
Riehl, Burg Neideck	60
—, Die 14 Nothelfer	60
Riemann, Bürger-Biographie	60
Roberts, Um den Namen	80
Rodenbach, Das tote Brügge	60
Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen	60
Roswitha von Gandersheim	80

	Pf.
Rousseau, Bekenntnisse. 2 Bde.	225
—, Emil. 2 Bde.	225
—, Gesellschaftsvertrag	80
—, Die neue Heloise. 2 Bde.	225
Rückert, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Gedichte für die Jugend	80
—, Liebesfrühling	80
—, — Mit Goldschnitt	120
—, Weisheit des Brahmanen	150
Rumohr, Geist der Kochkunst	120
Runeberg, Fähnrich Stahl	80
Ruppius, Der Pedlar	100
—, Vermächtnis des Pedlars	100
Ruskin, Vorlesungen über Kunst	80
Russische Dichterinnen	60
Ruth, Das Buch	60
Rützebeck, Dänischer Sommer	80
Saar, Ginevra.– Die Troglodytin	60
Sachs, Hans, Poetische Werke. 2 Bände à	80
—, Dramatische Werke. 2 Bde. à	80
Sachsen-Spiegel	80
St. Pierre, Paul und Virginie	60
Salis-Seewis, Gedichte	60
Sallet, Gedichte	100
—, Laien-Evangelium	100
Sallust, Der Jugurthinische Krieg	60
Sallwürk, Mörike-Biographie	60
Salzmann, Ameisenbüchlein	60
—, Der Himmel auf Erden	80
—, Krebsbüchlein	80
Saphir, Deklamationsgedichte	100
Sarcey, Belagerung von Paris	100
Schanz, Wolken	80
Schaumberger, Im Hirtenhaus	80
—, Bergheimer Musikanten-Geschichten	100
Schefer, Laienbrevier	100
—, — Mit Goldschnitt	150
Schenkendorf, Gedichte	100
Scherr, Das rote Quartal	60

	Pf.
Schiller, Braut von Messina	60
—, Don Karlos	60
—, Gedichte. Halbleinwdbd.	60
—, — Mit Goldschnitt	100
—, Jungfrau von Orleans	60
—, Maria Stuart	60
—, Die Räuber	60
—, Wilhelm Tell	60
—, Wallenstein. 2 Teile	80
Schiller u. Goethe, Briefwechsel. 3 Bände à	100
Schleiermacher, Monologen	60
—, Weihnachtsfeier	60
Schmied-Kufahl, Fechtbüchlein. (Illustriert)	100
Schnadahüpfln, Tausend	80
Schöne, Lehr- und Flegeljahre eines alten Schauspielers	80
Schönthan, F. v., Der General	60
—, P. v., Kindermund	60
—, Der Kuß	60
Schopenhauer, A., Sämtliche Werke. 6 Bände à	150
—, Aphorismen z. Lebensweisheit	80
—, Briefe	150
—, Einleitung in die Philosophie nebst Abhandlungen zc.	80
—, Gracians Handorakel	80
—, Neue Paralipomena	150
—, Philosophische Anmerkungen	80
Schubart, Gedichte	120
Schücking, Die Rheider Burg	100
—, Eine dunkle Tat	80
Schulze, Die bezauberte Rose	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Schumann, Ges. Schriften über Musik u. Musiker. 3 Bde. in 1 Bd.	175
Schwab, Gedichte	150
—, — Mit Goldschnitt	200
—, Die deutschen Volksbücher	200
Schwegler, Geschichte der Philosophie	150
Schweizer Bundesverfassung	60
Schweizerisches Zivilgesetzbuch	100
Scott, Braut von Lammermoor	100
—, Der Herr der Inseln	60
—, Ivanhoe	120

	Pf.
Scott, Die Jungfrau vom See	80
—, Kenilworth	120
—, Letzten Minnesängers Sang	60
—, Quentin Durward	150
—, Waverley	150
Sealsfield, Das Kajütenbuch	100
Seidl, Ausgewählte Dichtungen. Bd. 1–3 zus.	100
Seneca, Ausgewählte Schriften	100
—, Fünfzig ausgewählte Briefe	80
Seume, Gedichte	100
—, Spaziergang nach Syrakus	100
Shelley, Entfesselte Prometheus	80
—, Feenkönigin	60
Sienkiewicz, Quo vadis?	175
—, Zersplittert	80
Silberstein, Trutz-Nachtigall	60
Smiles, Der Charakter	100
—, Die Pflicht	120
—, Selbsthilfe	100
—, Sparsamkeit	120
Soldatenliederbuch (Tascheneinbd.)	40
Sophokles, Sämtliche Dramen	150
Spee, Trutznachtigall	100
Spielhagen, Alles fließt	60
—, Dorfkokette	60
—, Was die Schwalbe sang	100
Spindler, Der Jesuit	120
—, Der Jude	175
Spinoza, Briefwechsel	100
—, Die Ethik	120
—, Der politische Traktat	80
—, Der theologisch-politische Traktat	120
—, Vervollkommnung d. Verstandes	60
Spitta, Psalter und Harfe	60
—, — Mit Goldschnitt	120
Spurgeon, Geistesstrahlen	200
Staël, Corinna oder Italien	150
—, Über Deutschland. 2 Bde.	225
Stanley, Wie ich Livingstone fand	150
Stein, v., Goethe und Schiller	60

	Pf.
Stelzhamer, Ausgew. Dichtungen	80
Stendhal, Novellen	100
Steputat, Deutsches Reimlexikon	80
Stern, Gluck in Versailles. – Nanon	60
Sterne, Empfindsame Reise	60
—, Tristram Shandy	150
Stevenson, Die Schatzinsel	100
— u. Osbourne, Schiffbruch	120
Stifter, Bergkristall. — Brigitta	60
—, Der Hochwald	60
Stirner, Der Einzige und sein Eigentum	120
Strachwitz, Gedichte	80
Strafgesetzbuch f. d. Deutsche Reich	60
Strafprozeßordnung für das Deutsche Reich	80
Streicher, Schillers Flucht	80
Striegler, Das deutsche Turnen	80
Strindberg, Die Leute auf Hemsö	80
Strodtmann, Gedichte. Goldschnitt	120
Studentenliederbuch (Tascheneinbd.)	40
Swift, Gullivers Reisen	120
Tacitus, Die Annalen	120
—, Die Germania	60
—, Die Historien	100
Tagebuch eines bösen Buben	80
Taschen-Wörterbücher:	
— Englisches	150
— Französisches	150
— Italienisches	150
— Spanisches	150
— Englisch-französisch-deutsches Hilfsbuch	150
— Fremdwörterbuch	100
— Deutsches Wörterbuch	100
Tasso, Befreites Jerusalem	120
Taubert, Die Niobide	60
Tausend und eine Nacht. 8 Bde. à	150
Tegnér, Abendmahlskinder	60
—, Axel	60
—, Frithjofs-Sage	80
—, — Mit Goldschnitt	120

	Pf.
Telmann, In Reichenhall	60
Tennyson, Enoch Arden	60
—, Königsidyllen	80
Testament, Neues. [Übersetzt von E. Stage.]	150
Tetzner, Deutsche Geschichte in Liedern	150
—, Namenbuch	80
—, Deutsches Sprichwörterbuch	150
—, Deutsches Wörterbuch	100
—, Wörterbuch sinnverwandter Ausdrücke	150
—, Wörterverzeichnis zur deutschen Rechtschreibung. (Tascheneinband)	40
Thackeray, Der Jahrmarkt des Lebens. 2 Bde.	225
—, Das Snobsbuch	100
Theokrits Gedichte. Von Voß.	60
Thukydides, Der Peloponnesische Krieg	175
Thümmel, Wilhelmine	60
Tiedge, Urania	60
Tillier, Belle-Plante u. Kornelius	80
—, Mein Onkel Benjamin	80
Tjutschew, Gedichte	60
Tolstoj, Alexei, Gedichte	60
—, Leo, Anna Karenina. 2 Bde.	250
—, Auferstehung. I. u. II. Bd. zusammen	150
—, Evangelium	80
—, Zwei Husaren	60
—, Die Kosaken	80
—, Krieg und Frieden. 2 Bde.	250
—, Volkserzählungen	80
Torn, Offiziersgeschichten	150
Torrund, Sein Herzenskind	60
Trenck, Friedr. von der, Lebensgeschichte	80
Tschabuschnigg, Sonnenwende	60
Tschudi, Kaiserin Elisabeth	80
—, Kaiserin Eugenie	80
—, Königin Maria Sophia von Neapel	80
—, Marie Antoinettes Jugend	80

	Pf.
Tschudi, Marie Antoinette und die Revolution	120
—, Napoleons Mutter	80
Turgenjew, Dunst	80
—, Frühlingswogen	80
—, Gedichte in Prosa	60
—, Die neue Generation	120
—, Erste Liebe	60
—, Memoiren eines Jägers	100
—, Väter und Söhne	100
Turnerliederbuch (Tascheneinband)	40
Uhland, Dramatische Dichtungen	60
—, Gedichte	80
—, — Mit Goldschnitt	150
Unfallversicherungsgesetze	100
Unlauterer Wettbewerb	60
Urheberrechtsgesetze	60
Usteri, De Vikari	80
Varnhagen, Fürst Leopold	80
Vely, Mente	80
Verfassung des Deutschen Reichs	60
Verfassungsurkunde für den preußischen Staat	60
Vergils Aeneide. Von Voß	80
—, Ländliche Gedichte	60
Villinger, Die Sünde des heiligen Johannes und andre Novellen	60
Vix, Die Totenbestattung	80
Volney, Die Ruinen	100
Voltaire, Geschichte Karls XII.	100
Voneisen, Albumblätter	60
—, Junggesellenbrevier	60
—, Kunterbunt	60
—, Liebesbrevier	60
—, Das Mutterherz	60
—, Nirwana	60
Voß, Idyllen und Lieder	60
—, Luise	60
—, d. J., Goethe und Schiller in Briefen	80
—, R., Narzissenzauber. — Das Wunderbare	60
Vrchlicky, Gedichte	80

	Pf.
Waiblinger, Gedichte a. Italien	100
Waldmüller, Walpra	60
Waldow, Wera	80
Wallace, Ben Hur. 2 Bände à	100
Walther von der Vogelweide, Sämtliche Gedichte	80
Weber, Ausgewählte Schriften	80
Wechselordnung, Allg. Deutsche	60
Weddigen, Geistliche Oden	60
Weiser, Jesus. Teil 1–4 zus.	120
Westkirch, Diebe	60
—, Die Gletschermühle	60
—, Recht der Liebe u. 2 and. Nov.	60
—, Timm Bredenkamps Glück	80
—, Urschels Fundgut	60
Whitman, Grashalme	80
Wichert, Am Strande	60
—, Für tot erklärt	60
—, Eine Geige. — Drei Weihnachten	60
—, Nur Wahrheit. — Sie verlangt ihre Strafe	60
—, Die gnädige Frau von Paretz. Höchst eleg. mit Goldschnitt	120
Wieland, Die Abderiten	100
—, Oberon	80
Wilbrandt, König Teja	60
Wildberg, Dunkle Geschichten	60
Wilde, Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading. Mit Goldschnitt	120
—, Dorian Gray	100
Wildermuth, Hagestolze	60
—, Schwäbische Pfarrhäuser	60

	Pf.
Winter, Ohne Fehl	100
Wiseman, Fabiola	120
Witschel, Morgen- u. Abendopfer	80
—, — Mit Goldschnitt	120
Wolf, Prolegomena zu Homer	100
Wolff, Allgemeine Musiklehre	60
—, Elementar-Gesanglehre	60
Wolfram von Eschenbach, Parzival. 2 Bde.	225
Woude, Traudel und ich	80
Württemberg, Alex. Graf von, Sämtliche Gedichte	100
Xenophon, Anabasis	80
—, Erinnerungen an Sokrates	80
—, Griechische Geschichte	100
Zaleski, Die heilige Familie	60
Zedlitz, Gedichte	80
—, Waldfräulein	60
Zipper, Grillparzer-Biographie	60
—, Körner-Biographie	60
Zittel, Entstehung der Bibel	80
Zivilprozeßordnung	100
Zobeltitz, König Pharaos Tochter	60
Zola, Das Fest in Coqueville und andere Novellen	80
—, Germinal	150
—, Herrn Chabres Kur u. a. N.	80
—, Sturm auf die Mühle u. a. N.	80
Zschokke, Alamontade	80
Zwangsversteigerungsgesetz	60

Durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verleger Philipp Reclam jun. in Leipzig gratis zu beziehen

Prospekte der Universal-Bibliothek:

A) Verzeichnis nach Autoren geordnet in 8°.

B) Verzeichnis nach Materien geordnet in 8°.

C) Verzeichnis der dramatischen Werke mit Angabe der Personenzahl u. des Theatervertriebes. 8°.

D) Verzeichnis von 50 einaktigen Lustspielen ihrem Inhalte nach wiedergegeben. 8°.

E) Verzeichnis von 500 Nummern Unterhaltungslektüre f. d. Reise.

Verzeichnis der Musikliteratur aus der Univ.-Bibl.